J. F. Castelli's

Erzählungen.

Vollständige Ausgabe
letzter Hand, in strenger Auswahl.

Erstes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.

Verlag von Mayer & Compagnie
(Singerstraße, deutsches Haus, im Eckgewölbe).

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der große Rittmeister und das kleine Minchen.

Erzählung aus dem Leben.

I.

Der alte Förster Heinich zu Buchendorf saß am Abend in seinem Lehnstuhl, schnitt seinem Töchterchen Minchen ein grimmiges Gesicht — in so fern es nämlich seine Liebe zu dem Mädchen zuließ — und blies den Tabaksdampf aus der großen hölzernen Jägerpfeife in dichten Wolken von sich. Minchen biegelte auf der Seite Wäsche und blickte, ein Liedchen summend, ganz verstohlen auf den erbosten Vater; — der alte Jäger Martin aber saß auf der Ofenbank und putzte seine Büchse rein.

Nach langem allgemeinen Schweigen, welches nur manchmal Waldmann, der zu den Füßen seines Herrn lag, durch Schnarchen unterbrach, legte Heinich seine Pfeife weg, stand auf, trat mit verschränkten Armen vor Minchen hin und fragte sie mit einem Tone, der gutmüthig seyn sollte, aber es nicht war: „Du willst den gnädigen Herrn Rittmeister also nicht?“ — „„Nein Vater!““ erwiederte Minchen kalt. „Und warum nicht?“ ließ sich der Alte schon im tieferen Basse vernehmen. „„Ich hab's

dir schon gesagt, Vater, er ist mir zu groß,““ versetzte Minchen.

Auf diese Worte dehnte sich des alten Försters Gesicht in die Länge und wie ein Donner nach vorausgegangener Windstille rollten die Worte aus seinem Munde: „Zu groß? zu groß? Mädel, du versündigst dich an dem Herrlichsten in der Welt, an der Größe! Und was thut dir denn seine Größe? Woran hindert sie dich? Kann er sich nicht bücken? Ist nicht sein ganzer Körper zu seiner Größe verhältnißmäßig gebaut? Glaubst du, unsere Vorältern seien so winzige Kreaturen gewesen wie du? Größer waren sie als du, größer als ich, selbst größer als unser Martin dort, und wenn jedes Mädel sich hätte abschrecken lassen, Einem dieser Großen ihre Hand zu reichen, wo wäre jetzt die Welt?“ — „„Vater,““ erwiederte Minchen, „„es geht nicht, man soll nicht zusammenfügen, was sich nicht zusammen schickt. Ich muß den Kopf immer gewaltig in die Höhe recken, wenn ich dem Rittmeister nur in's Gesicht sehen will.““

„Mußt du ihn nicht auch gegen Himmel heben? Wozu hast du deinen Kopf, wenn du ihn nicht bewegen willst?“

„„Wenn ich ihm einen Kuß geben wollte, müßt' ich mich auf einen Stuhl stellen.““

„Hat Stühle genug der Herr Rittmeister in seinem Schlosse, schöne gepolsterte Stühle, wird dir nicht weh thun, das Hinaufsteigen.“

„„Und dann — die Welt — das könnt' ich nun und nimmermehr ertragen. — Hast du nicht selbst bemerkt, Vater, wie neulich, als wir durch das Dorf in die Kirche gingen — der Herr Rittmeister führte mich am Arme — die

Leute vor ihren Thüren lachten? Ja, Richters Annelise zischelte sogar der Pfarrerköchin in die Ohren, ich hörte es ganz deutlich: „„Schau einmal dorthin, dem gnädigen Herrn Rittmeister hängt der Sack aus!““ — „Nun, und was ist's hernach? Ist ein Sack etwas Böses? des gnädigen Herrn Rittmeisters Sack vor allen, da sind Dukaten drin.“ — „„Vater! ich bitte dich, rede mir kein Wort mehr. Du weißt, ich habe dir nie widersprochen, immer deinem Winke gehorcht, aber hier, wo es sich um das Glück meines ganzen Lebens handelt, muß ich auch mein Herz befragen, und dieses sagt „nein,“ darum noch einmal, lieber Vater, ich bitte dich, verschone mich mit dem Rittmeister.““

„Nu,“ sagte der Alte, „so heirathe meinetwegen einen Bauer und verdiene dir dein Brot im Schweiße deines Angesichtes!“ Mit diesen Worten nahm er seine Pfeife und ging in seine Schlafkammer, indem er noch vor sich hinbrummte: „Daß mir der liebe Herrgott das Mädel so klein hat bleiben lassen!“

Minchen rief fröhlich: „„Gute Nacht, Martin!““ und hüpfte ihrem Vater nach. Der alte Martin aber, der sonst mit Minchen vor dem Schlafengehen gescherzt und geschäckert hatte, rückte mißmuthig seine Mütze und blieb auf der Ofenbank sitzen.

II.

Am folgenden Morgen, als Minchen im Garten eben Zugemüse für das Mittagsmahl holte, sah sie Martin in seinem Sonntagsrocke durch die Allee gehen. „Wohin denn so früh, Martin, und warum so aufgedonnert?“ rief sie ihm zu. — „„Ei,““ antwortete dieser, „„einen dummen

Gang muß ich thun, und zwar, verzeihen Sie mir Mamsellchen, Ihretwegen!"" — "Meinetwegen?" fragte Minchen erstaunt. ""Ja, ja, schauen Sie mich nur an, warum ist Ihnen auch alles zu groß? Der Herr Vater hat heute zu mir gesagt: Martin, du hast gehört, wie höflich der Herr Rittmeister gestern seine Werbung gethan hat? und mein Seel! (hier blitzten Martins Augen) das hab ich gehört. "Du hast auch gehört, daß ihn der kleine Starrkopf nicht will," und leider (hier zog Martin die Brauen zusammen) das hab' ich auch gehört; "was will ich machen," fuhr der Herr Vater fort, "zwingen will ich das Mädel nicht, darum sei so gut, geh hinüber auf's Schloß und bringe dem Herrn Rittmeister die abschlägige Antwort. Du hast unter ihm gedient, er hat dich lieb, du kennst ihn genau, darum wirst du am besten ihm die Pille zu verzuckern wissen und er wird sie von dir auch am liebsten einnehmen." So sprach der Herr Vater, und nun muß ich den sauern Gang wohl machen."" — "Sauer? und warum denn sauer?" fragte Minchen, "was geht denn die ganze Geschichte dich an?" — ""Was sie mich angeht?"" antwortete Martin mit hochrothem Gesichte und im Verfolge der Rede immer mehr losplatzend, ""und so können Sie fragen, Mamsellchen? Sie wissen doch, wie ich den Herrn Rittmeister in mein Herz geschlossen habe. Er ist der beste, vortrefflichste Mann auf der Welt. Was er an mir that, als ich noch beim Regimente war, das lohn' ihm Gott. Um mir's zu erleichtern, nahm er mich als Fourierschützen in seine Dienste, und als ich bald nachher von dem bösartigen Nervenfieber befallen wurde, auch da ließ er mich nicht von sich. In seinem

Vorzimmer mußt' ich liegen, er selbst reichte mir die Arzenei, und als ich genas, ha! ha! Lachen und Weinen wandelt mich zugleich an, wenn ich an die rührend-komische Geschichte denke. Sie müssen wissen, Mamsellchen, ich bin ein großer Liebhaber vom Picketspiel. Er wußte es, und da setzte er sich zu mir zum Bette und spielte darauf los, obschon er kaum die Karten recht von einander zu unterscheiden wußte. — Mamsellchen! ich sag' Ihnen, niedergekniet bin ich vor ihm, wie vor einem Heiligen, und seitdem gäb' ich mein Leben für ihn.""

Minchen schwieg einige Augenblicke und fast schien es, als ob sie nachdenkend werden wollte, dann aber schüttelte sie das Köpfchen und sprach: "Ja, Dülmen ist ein edler Mann, ich selbst habe mehre Beweise davon." — ""Nun also?"" unterbrach sie Martin, einen guten Ausgang erwartend. — "Er thut den Armen Gutes," fuhr Minchen fort, "seine Unterthanen sind glücklicher als alle übrigen im ganzen Umkreise, ja, ich muß es sagen, der Rittmeister kann sogar ein schöner Mann genannt werden, aber —" ""Nun? was aber?"" fiel ihr Martin besorgt ein. — "Aber er ist mir zu groß!" Mit diesen Worten hatte Minchen die letzte Karviolrose in ihre Schürze geworfen und hüpfte davon.

Martin aber stand eine Weile schweigend, dann schrie er laut: ""O Weiber! Ich danke dir, o Herr, daß ich in meinem Leben mich an kein so kapriziöses Geschöpf angeschlossen habe!"" ging dann zum Garten hinaus und schlug den Weg nach Rüstenberg (so hieß das Gut des Rittmeisters) ein.

III.

Aus dem, was im Försterhause gesprochen wurde, werden meine Leser den Rittmeister Baron Ludwig von Dülmen sowohl in Rücksicht auf die Vorzüge seines Körpers als auch des Herzens kennen gelernt haben. Ich habe nur noch dazu zu setzen: daß er der letzte Sprosse einer sehr vermögenden, im ganzen Lande geachteten Familie war. Sein Vater, ein sehr kluger und rechtlicher Mann, hatte selbst seine früheste Erziehung geleitet, und so guten Samen in die junge Seele fallen lassen, daß später, als er in die Residenz auf die Universität kam, das schwelgerische Leben und die burschikose Unsittlichkeit nur einen abschreckenden Eindruck auf ihn machten, und man von ihm bei seiner Rückkehr sagen konnte:

Er trug ein reines Herz hinaus
Und bracht' ein reines Herz nach Haus.

In seinem zwei und zwanzigsten Jahre nahm er Kriegsdienste und brachte es, nicht durch Empfehlungen und Ahnen, sondern durch Muth und persönliche Tapferkeit schnell bis zum Rittmeister. Der Fürst selbst hatte ihm auf dem Schlachtfelde das Militärverdienstkreuz angeheftet und alle seine Kameraden liebten ihn als einen geistreichen, verträglichen und herzensguten Mann. Dabei versäumte er nicht in seinen Mußestunden fleißig Ökonomie zu studieren, um einst auf seinen Gütern nicht als ein Unwissender da zu stehen.

Vor drei Jahren war der alte Baron zu den Seligen hinübergegangen, und Ludwig hatte die sehr einträglichen Güter angetreten. Die Unterthanen segneten den Sohn, wie den Vater, es ging ihnen aber auch unter seiner Herrschaft

so gut, daß es in der ganzen Gegend zum Sprichwort geworden war, — wenn man einen recht fröhlichen, wohlgekleideten Bauer gehen sah, zu sagen: das ist sicher ein Rüstenberger Unterthan.

Der Rittmeister lebte schon seit geendigtem Kriege (das mochte beiläufig ein halbes Jahr seyn) auf Urlaub auf seinem Gute. Er lernte den Förster Heinich kennen, dessen Kenntnisse im Forstwesen allgemein geschätzt wurden. Er erkundigte sich bei dem alten dienstfertigen Manne zu seiner eigenen Belehrung bald um dieses und jenes, ließ sich von ihm praktisch zeigen, was er sich früher aus Büchern gesammelt hatte, und so geschah es, daß er recht oft nach Buchendorf in dessen Haus kam.

Hier lernte er Minchen kennen. Die naive Offenheit, die gutmüthige Einfalt des Mädchens fanden den Weg zu seinem Herzen, und da er auf Titel und Rang, auf Stammbäume und Kammerherrnschlüssel weniger hielt als andere seines Gleichen, sondern nur ein braves Weib wünschte, so beschloß er endlich das Mädchen zu heirathen, und in der süßen Hoffnung, daß Minchen auch ihm gut sei, warb er bei dem Vater um sie.

So viel zur genaueren Bekanntschaft mit unserm Rittmeister.

IV.

Dülmen saß eben in seinem Kabinete und dachte darüber nach, wie er in seinem Schlosse Alles ordnen wolle, wenn eine Frau hineinkäme, und wenn nach ihr auch andere liebe kleine Wesen hineinkämen, als Martin mit so viel militärischer Haltung, als er nach sechs Jahren noch er-

zwingen konnte, eintrat. Er salutirte, indem er die linke Hand an den unbedeckten Kopf legte; denn die Mütze hatte er aus schuldigem Respekte schon vor der Thüre abgenommen und hielt sie in der Rechten. Der Rittmeister erblickte ihn kaum, als er ihm freudig und lächelnd entgegen rief: „Kommst du auf eine Partie Picket zu mir?“ — Im Ordonanztone, der aber etwas wehmüthig klang, antwortete Martin: „„Euer Gnaden Herr Rittmeister halten zu Gnaden, aber es wird nichts picketirt und leider auch nichts gemariascht.““ Das letzte Wort war kaum heraus, als sich Martin auf den Mund schlug, weil er wohl merkte, daß er die Ursache seiner fatalen Sendung zu gähe herausgesprudelt habe. Der Rittmeister aber sah den Unglücksboten starr an, stand dann auf, faßte ihn bei der Hand und fragte: „Martin, was hast du da gesagt? Erkläre dich deutlicher!“ Halb stotternd und bemüht seine Hiobspost so viel wie möglich zu versüßen, sprach Martin wie folgt:

„„Eine schöne Empfehlung soll ich vermelden vom Herrn Förster Heinich, und seine Schuld sei es nicht, daß — und eine schöne Empfehlung soll ich vermelden von Mamsell Minchen, und ihre Schuld sei es auch nicht — obwohl es eigentlich ihre Schuld ist — daß — und bitte Euer Gnaden Herrn Rittmeister zu glauben, meine Schuld ist es gewiß auch nicht, ich habe ihr zugesprochen, was möglich war, aber —““

Hier stockte der Alte gänzlich. — „Ach, nun versteh ich dich, guter Martin,“ sagte der Rittmeister, indem ihm eine Thräne wider Willen ins Auge trat, „also eine abschlägige Antwort?“ Martin brummte: „„Weiß der Henker, was die Mädels heut zu Tage lieben.““ — „Also meine

schönste Hoffnung vernichtet?“ fuhr der Rittmeister fort, und ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und nieder. Martin wußte nicht, sollt' er geh'n oder bleiben, endlich sprach er ganz leise: „„Herr Rittmeister, schlagen Sie sich das kleine Ding aus dem Kopfe.““ — „Aus dem Kopfe, lieber Martin, dazu könnte ein festes Wollen das Seinige thun, aber aus dem Herzen? Wer langt da hinein und zieht den Dorn heraus?“ — „„Zeit und Zerstreuung, mein' ich, Herr Rittmeister; verlassen Sie Ihr Gut. Sie haben kluge treue Beamte, es wird Ihnen nichts verwirthschaftet werden, reisen Sie in der Welt herum, es gibt überall Mädels und Herr Gott in deinem blauen Himmelreiche, wie schön! Sie sind auch ein schöner Herr, es wird sich finden, werden sehen, es wird sich gewiß finden, Ihr Herz wird sich wieder aufthun, und eine Andere wird hineinziehen und wird das kleine strambulstrige Wesen hinaustreiben, daß es eine Freude ist.““ — „Meinst du?“ sagte der Rittmeister mit wehmüthigem Tone, „ich zweifle schier daran; doch will ich deinen gutgemeinten Rath beherzigen und überdenken. — Lebe wohl, Martin! Ich muß hinaus ins Freie und mir Trost bei der allgütigen Mutter Natur suchen.“

Der Rittmeister eilte fort. Martin aber machte, obschon Niemand mehr im Zimmer war, ein recht zierlich abgemessenes Rechtsumkehrteuch und maschirte auch ab.

V.

Auf dem Schlosse und im Forsthause gab es scheele Blicke und trübe Tage. Der Rittmeister ging stumm und einsylbig in seinen Gemächern umher, besah seine Pflanzen nicht, kam nicht in seine Scheuern, die Schafe blieben unbe-

achtet, der Oberamtmann wunderte sich sehr, daß schon drei Abende vergangen waren, ohne daß ihn der gnädige Herr vor sich kommen ließ, um sich mit ihm über diese oder jene Wirthschaftsangelegenheit zu berathen und noch mehr wunderten sich die Schnitter, daß sie ihn gestern nicht auf der Wiese sahen, welche sie eben zum ersten Male in diesem Jahre mähten, und die Dülmen vor allen liebte, da sie von seinem seligen Vater die Ludwigswiese benannt worden war, weil Ludwig als Knabe immer vorzugsweise gerne dort gespielt hatte. Man fragte einander, was wohl dem gnädigen Herrn fehlen möge? ob er krank sei? ob er Verdruß gehabt hätte? und Niemand wußte Bescheid.

Dülmen wählte indessen, trübsinnig und in sich gekehrt, wie er war, die abgelegensten Spaziergänge, und suchte bei der Einsamkeit Ruhe, und da er fühlte, daß er sie bei dieser nicht finde, wandte er sich zur Zerstreuung. Eben begab es sich, daß im benachbarten Staate ein Aufstand ausbrach, daher sein Fürst die Truppen an die Grenze beorderte, um dort einen Damm zu bilden, damit der Strom unsinniger Volkswuth nicht auch in dieses Land breche. Alle Beurlaubten wurden in den öffentlichen Blättern einberufen. Dülmen las dies mit Vergnügen und legte seine Uniform zu rechte, ganz entschlossen, binnen wenigen Tagen zu seinem Regimente abzugehen.

Des Rittmeisters Beamte und alle seine Unterthanen waren nicht wenig betrübt, als sie diesen Entschluß vernahmen und konnten nicht errathen, was den geliebten Herrn so plötzlich anwandle. Dem Oberamtmann, der besonders in Dülmen drang, er wolle seine Kinder nicht verlassen,

antwortete dieser bitter lächelnd: „Es ist mir zu klein hier, ich muß hinaus in die große Welt.“

Den Abend vor seiner Abreise machte Dülmen noch einen Spazierritt rings um sein Gut und besah noch einmal seine Felder, Wiesen und Forste. Der Abend war erquickend, die Sonne wendete sich schon den Hügeln zu und fing an ihr Gold auf dieselben auszustreuen. Hinauf zu ihr sah Dülmen und betete inbrünstig (denn stille und ohne Worte die Pracht der Schöpfung und dadurch die Allmacht des Schöpfers preisen heißt doch auch beten); dann ritt er in Gedanken vertieft weiter, als sein Pferd plötzlich seitwärts in einen schmalen Thorweg einschlug. — Jetzt sah er um sich und — stand im Forsthause. „Du treues liebes Thier,“ sprach er zu seinem Rappen, indem er ihm liebkosend den Hals streichelte, „hieher also trägst du deinen Herrn? Warst den Weg schon so gewohnt, wirst ihn jetzt lange nicht mehr machen, nie mehr! — Soll ich hineingehen? soll ich sie noch einmal sehen, und mir den Stachel noch tiefer ins Herz drücken?“— Kaum hatt' er so gesprochen, so rief schon Martin, der drinnen in der Försterstube am Fenster stand und ihn gesehen hatte: „„Mein Herr Rittmeister kommt, mein gnädiger Herr Rittmeister!““ Dülmen konnte nicht mehr zurück, er stieg ab, band sein Pferd an und ging hinein.

VI.

Die Unterhaltung war anfangs ziemlich einsylbig. Der alte Förster wußte nicht, wo beginnen, und drückte nur die Hand des Rittmeisters, welche dieser ihm zum Willkomm reichte. Dülmen war im Innersten zu sehr ergriffen, und Martin stand lautlos und unbeweglich in seiner militäri=

schen Stellung wie eine Bildsäule. Endlich lösten sich doch nach und nach die Zungen; Heinich drückte sein Bedauern aus, daß er des Rittmeisters Wunsch nicht habe erfüllen können. Dülmen erzählte ihm, was er zu thun Willens sei, und Martin pries laut seines Rittmeisters Entschluß.

Endlich fragte der Rittmeister etwas verlegen: „Wo ist denn Minchen? Vielleicht krank? Alter, Ihr werdet das Mädchen doch ihrer Weigerung wegen nicht zu hart angelassen haben?“ — „„Nein, mein guter gnädiger Herr,““ antwortete Heinich, „„das Mädchen ist heute müde geworden. Wir haben gebacken und gewaschen und da ist sie drin in ihrer Kammer auf einem Stuhle eingeschlafen.““ — „Entschlafen?“ rief Dülmen. „Herrlich! So kann der Verhaßte sie doch noch einmal sehen, ohne ihr Qual zu verursachen. Wollt Ihr erlauben, Heinich?“ Und mit diesen Worten nahm er das Licht und trat leise in die Kammer. Heinich und Martin folgten ihm, und blieben unter der Thüre stehen.

Da lag Minchen im Stuhle mit hochroth gefärbten Wangen, das braune Lockenhaar wallte nachlässig über den weißen Nacken. Der volle Busen wogte bei jedem Athemzuge unter dem Mieder, von dessen Haft er sich schon halb befreit hatte, und das kleine Füßchen stemmte sich an eine der Säulen des Bettes, an welchem der Stuhl stand.

Lange sah der Rittmeister das schöne Mädchen, in Entzücken versunken, an, endlich wollte er sich mit einem schmerzhaft ausgehauchten: „Nicht für dich!“ wieder umwenden, da bewegte sich Minchen, als ob sie träume und die Worte: „„Ja hübsch ist er — und gut — aber doch zu groß für

mich!““ entschlüpften ihren Lippen. „Ha!“ rief Dülmen, „sie träumt von mir — von mir! — Zu groß also, nur zu groß, und dies der einzige Grund? Du bist mir also nicht gram, und nur das Vorurtheil, vielleicht ein einziges unzeitiges Spottwort oder Hohnlächeln hat dich von mir entfernt?““ Und weg stellte er das Licht, und auf ein Knie ließ er sich vor dem Stuhle nieder und drückte der Schlafenden einen Kuß auf die Rosenlippen, ausrufend: „Lebe wohl, du mir ewig theures Mädchen!“

Der Druck mochte doch ein wenig zu heftig gewesen seyn, Minchen erwachte plötzlich, öffnete die Augen, sah den Rittmeister vor sich, Aug' im Auge, seinen Kopf dem ihrigen gegenüber, sie starrte ihn an, staunte, zitterte und rief endlich noch halb schlaftrunken: „„O schön, schön! Er ist kleiner geworden, ist jetzt so groß als ich, nun kann ich —““ Da stand der Rittmeister auf und Minchen, sich die Augen reibend, hielt plötzlich inne. „Lebe wohl, Minchen!“ rief der Rittmeister noch einmal, „wir sehen uns so bald nicht wieder, aber wo ich bin, begleitet mich dein Bild und dein Andenken schwindet nie aus meinem Herzen!“ Mit diesen Worten stürzte er zur Thüre hinaus, schwang sich auf sein Roß und ritt zurück nach Rüstenberg.

Minchen aber schaute ihm nicht ohne Wehmuth nach und sprach: „„Ach, das war ein schöner Traum! er war viel kleiner, viel kleiner, — und als ich erwachte, sah ich ihm gerade ins Auge. Ach, wenn er doch so geblieben wäre!““

Am andern Tag mit dem Frühesten reiste der Rittmeister zu seinem Regimente ab.

VII.

Der Friede mit dem Nachbarstaate war nicht zu erhalten. Die zügellosen Horden drängten an vielen Punkten den aufgestellten Cordon zurück, und nachdem der vom Pöbel aufgestellte Senat auf Anforderung nicht Genugthuung und Abhilfe leisten *wollte*, vielleicht auch nicht *konnte*, so kam es zum Kriege.

Zwei Monate waren seit des Rittmeisters Abreise verflossen, da redete der Förster *Heinich* den alten *Martin*, als sie eben mit einander den Forst durchstrichen, also an: „Sage mir, *Martin*, hab ich Recht oder Unrecht? *Minchen* kommt mir seit einiger Zeit ganz verändert vor, sie *geht* statt zu *hüpfen*, sie *lächelt* statt zu *lachen*, oft kommt mir's sogar vor, als ständ' eine Thräne in ihrem Auge. *Martin*, hast du das auch bemerkt?“ — „„Freilich hab' ichs auch bemerkt,““ antwortete *Martin*. — „Und weißt du nicht den Grund davon?“ fragte der Förster weiter. — „„Der Henker mag da drauf kommen,““ erwiederte *Martin*, „„die Mädels haben ja jetzt das Lachen und Weinen in einem Sacke und thun beides ohne allem Grund. Vielleicht ist ihr jetzt wieder etwas zu *klein*, wie ihr vor ein paar Monaten etwas zu *groß* war.““ — „Magst Recht haben,“ sagte der Vater mit einem Seufzer begleitet, das Gespräch ward abgebrochen und sie gingen schweigend weiter.

Wirklich war *Minchen* ganz verändert. Die Wangen glühten nicht mehr, stille und mit gesenktem Köpfchen ging sie im Hause umher, verrichtete zwar ihre Geschäfte, saß aber auch ganze Stunden nichtsthuend auf dem Stuhle in ihrer Kammer, auf dem sie damals saß, als der Rittmei-

ster von ihr Abschied nahm, und starrte schweigend vor sich hin. Wenn im Dorfe ein Tänzchen gehalten wurde, so war sie um alle Welt nicht hinzubringen, und es geschah sogar nicht selten, daß sie verkehrte Antworten gab. Wenn sie der Vater fragte, was ihr fehle? so antwortete sie: „Nichts, — gar nichts!“ oder: „Es wird schon besser werden, habe nur Geduld, lieber Vater!“ oder sie lief, ohne eine Antwort zu geben, schnell davon.

Wohl ist es wahr, man fühlt den Werth eines Wesens oft erst dann, wenn man es nicht mehr besitzt und für immer verloren zu haben fürchtet. Dieses Gefühl bemächtigte sich auch Minchens. Sie sah jetzt den Rittmeister ganz anders, als sie ihn früher gesehen hatte, die vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens traten in den Vorder- und seine Größe in den Hintergrund, seinen hellen klaren Augen lieh die Phantasie noch einmal so viel Feuer, seiner männlich-stolzen Haltung noch einmal so viel Auszeichnung, ja diese ward sogar als natürliche Folge seiner Größe anerkannt, welche besagte Größe einzig eine Abnahme in Minchens Augen erlitt, indessen alles Übrige höher gesteigert wurde, als es wirklich war. — Sie wurde mit sich selbst unzufrieden, schalt sich ein Kind, daß sie einer solchen Kleinigkeit wegen (sollte hier eigentlich Großigkeit heißen) so viel Aufhebens gemacht hatte, eine wahnsinnige Thörin, daß sie einen so vortheilhaften Freier und — was in ihren Augen noch mehr war — einen so zärtlichen Liebhaber ausgeschlagen hatte, sie sah Richters Annelise gar nicht mehr an, weil ihre Worte und ihr Hohngelächter es waren, welche ihr zuerst diese dumme Grille in den Kopf gesetzt hatten. Kurz, der Rittmei-

ster war ihr jetzt der schönste, liebenswürdigste Mann und ich glaube kaum, daß sie auch nur eine Linie von seiner Größe abgegeben hätte, wenn es auf ihren Willen angekommen wäre. — Dazu kam noch, daß der Vater und Martin immer ihrer spotteten und sie mit der Größe oder Kleinigkeit dieses oder jenes Geschöpfes oder Dinges aufzogen, welches ihr Freude zu machen schien, und daß die brave alte Oberamtmännin zu Rüstenberg, zu welcher Minchen alle Woche einmal hinüberging, um von ihr die feineren weiblichen Handarbeiten zu lernen, ihr fast immer vom Rittmeister, von seiner Güte und Herablassung, seinem Edelmuthe und guten Herzen, seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit vorplauderte. — Minchen saß da immer mit Nadeln in der Hand auch auf Nadeln, und steckte einmal über das andere ihren Kopf in die Arbeit, um die Röthe ihrer Wangen zu verbergen. Kam sie dann nach Hause, so weinte sie die halbe Nacht theils aus Ärger über sich selbst, theils — aus Sehnsucht nach dem fernen Zurückgestoßenen.

VIII.

Alle Donnerstage bekam der Förster Heinich einen Pack Zeitungen von dem Oberamtmanne zu Rüstenberg, welche er meistens Mittags bei Tische vorzulesen pflegte. Die politischen Blätter sprachen erst von Vorpostengefechten, dann von größern Scharmützeln der Avantgarde, Dülmen's Regiment war bei dieser eingetheilt, und fast jedes Blatt machte Meldungen von ihm. Sein Muth, seine persönliche Bravour wurden stets öffentlich belobt, und da sein Major in einem dieser Gefechte gefallen war, so avancirte Dülmen zu dieser Charge.

Meine Leser können denken, daß bei solchen Nachrichten Heinich und Martin immer die Gläser auf des neuen Majors Wohl zusammenstießen und daß jedes Mal ein eben nicht sehr freundlicher Blick auf Minchen zu fallen pflegte. Das arme Mädchen saß aber ohnedies mit sichtbarer Angst (welche jedoch die erzürnten Alten für Bosheit nahmen) am Tische und horchte, ob ihrem Lieben kein Unfall begegnet sei, und wollte wirklich einmal, als es in der Zeitung hieß: Major Dülmen aber stand mitten unter den über seinem Haupte gezückten feindlichen Säbeln," die Suppe, statt mit dem Löffel, mit der Gabel essen.

Bald darauf wurde eine große entscheidende Schlacht geliefert, welche zu Gunsten von Heinich's Vaterlande ausschlug. Alles war darüber in der größten Freude und mit Ungeduld erwartete der alte Förster, ein braver Unterthan und Patriot, den nächsten Donnerstag, wo ihm die Zeitungslieferung die näheren Details dieser mörderischen Schlacht bringen sollte. Das Päckchen kam eben wieder um die Mittagszeit. Heinich öffnete es und las die Beschreibung, worin ebenfalls wieder von dem tapfern Major Dülmen die ausgezeichnetste Erwähnung geschah, und es sogar hieß: daß durch seine Klugheit allein zehn Kanonen gewonnen worden seien. Schon hob Martin mit leuchtenden Augen das vollgefüllte Glas, um seinem Major ein Vivat zu bringen, als Heinich meinte, er möge ihn doch erst ganz zu Ende lesen lassen. Dies geschah. Der Förster las vorerst den großen Verlust des Feindes, dann hieß es: „Unserer Seits befinden sich unter den Todten der General Kohl und die Obristen Mehlmann und Raßwig, unter den

Schwerverwundeten aber der brave Major Baron Ludwig von Dülmen, welchem beide Füße von einer Kanonenkugel abgeschossen worden sind. Zwar hat man diesen vorzüglichen Offizier in das Militärspital zu L— gebracht, doch zweifeln die Ärzte an seinem Aufkommen.“

Heinich ließ, als er dies gelesen, das Zeitungsblatt fallen, Martin verschüttete den eingeschenkten Wein, Minchen aber sank bewußtlos zur Erde.

Die Alten hatten sie auf das Bett und mit Geistern wieder zur Besinnung gebracht. — Sie schlug die Augen auf, sprang mit beiden Füßen aus dem Bette und rief Heinich, der sie unterstützen wollte, schluchzend zu: „Laß mich, Vater, laß mich! — Ich muß fort! — Ich muß zu ihm! — muß ihn pflegen! — Meinetwegen leidet er ja, der Gute. Hätt' ich ihn nicht so schnöde behandelt, er wäre nimmermehr in den Krieg gezogen, er lebte hier gesund, glücklich und zufrieden, und ich mit ihm! — Ich muß fort! — Kein Augenblick ist zu verlieren, er stirbt sonst, er stirbt! — Mein Tuch! — meine Handschuhe! — Martin, komm, du mußt mich geleiten zu ihm, zu deinem und auch zu meinem lieben Major!“

Die Alten stutzten und erstaunten nicht wenig über diese Worte und über Minchens — wie sie glaubten — so plötzliche Verwandlung.

IX.

Nachdem Minchen ruhiger geworden war, eröffnete sie dem Vater ihr ganzes Herz und was sie seit des Rittmeisters Abreise gelitten hatte. Der Alte küßte sie mit Thränen in den Augen und sprach: „Geh hin, mein Kind, wohin dich

dein Herz ruft. Ich selbst darf leider meinen Dienst nicht verlassen, aber Martin soll dich begleiten.“

Martin jauchzte und hüpfte vor Freuden über diese Erlaubniß, und sah auf der Stelle zum Leiterwägelchen, ob nichts daran fehle; Minchen packte einige Wäsche ein und schon am andern Morgen mit dem Frühesten begaben sich Beide, begleitet von dem Segen des Vaters, auf die Reise.

Ich übergehe hier die Reise selbst und wie Minchen keine Unannehmlichkeit scheute, weder mit Nahrung noch mit Schlafe sich erquicken wollte, sondern nur immer dem alten Martin Schnelligkeit empfahl, um recht bald den Ort ihrer Sehnsucht zu erreichen. — Martin hatte seine ganze Beredsamkeit nöthig, um das liebende, von Angst und Sehnsucht gefolterte Mädchen zu überzeugen, daß es der Pferde wegen nothwendig sei, in dieser oder jener Herberge einzukehren, und daselbst Mittags- oder Nachtruhe zu halten. Da setzte sich denn Minchen gewöhnlich auf einen Stuhl, und — wenn nicht der Alles lindernde Schlaf sie überwältigte — so betete sie inbrünstig für Dülmen's Leben, so daß dem alten Martin Thränen des Mitleids auf den grauen Schnurbart herabfielen und er Alles hervorsuchte, um ihr Trost einzuflößen, den sie auch begierig ergriff.

Am sechsten Tage endlich kamen sie in L — an. Schon früher mußten sie über das Schlachtfeld fahren, auf welchem noch Menschen- und Pferdekadaver unbeerdigt lagen. Was Minchen bei diesem Anblicke litt, wie ihr Herz nur noch immer mehr zusammengepreßt und ihre Bangigkeit für des Geliebten Leben vermehrt wurde, mögen meine gefühlvollen Leserinnen sich selbst ausmalen.

Nun waren sie im Städtchen und hielten am Militärhospitale. Martin fuhr mit dem Wagen in den nächsten Gasthof und meinte, Minchen sollte ihm vorerst dahin folgen, allein diese gab ihm gar keine Antwort, wandte sich alsogleich an die Schildwache, welche vor dem Thore des Hospitals stand und fragte sie hastig: „Lebt der Major Dülmen noch?“ — „Was weiß ich?“ antwortete die Schildwache mit barschem Tone: „liegen gar Viele da drinnen;“ und drehte sich auf die andere Seite. Minchen trat hinein, lief durch die langen Gänge und der Anblick der blassen, hageren Gesichter der genesenden Soldaten in ihren Leinenkitteln mehrte ihre Bangigkeit. Endlich erblickte sie einen Chirurgen, sie erkannte ihn aus einer blutigen Lanzette, welche er eben vor einer Thüre abwusch. An diesen wandte sie sich und sprach ihn an: „Mein Herr, ich bitte Sie um Gotteswillen mir zu sagen, lebt der Major Baron von Dülmen noch, und wo find' ich ihn?“ — „Er lebt noch,“ antwortete der Chirurg, „und liegt gleich da nebenan in Nr. 17.“

Minchen flog zur Thüre, öffnete und trat hinein. — Da lag der Geliebte in einem kleinen Stübchen auf einem mit Blut übergossenen Bette, die Augen geschlossen, die Wangen blaß wie der Tod, und nur aus den tiefen Seufzern und den krampfhaften Zuckungen, welche ihm der Schmerz erpreßte, war zu erkennen, daß noch Leben in ihm sei. Um das Bette standen einige Chirurgen und zu Häupten saß ein Oberarzt, der des Kranken Hand hielt und die Pulsschläge zu zählen schien. Minchen stürzte auf das Bett zu, allein ihre Kräfte verließen sie und sie sank bewußtlos an demselben nieder.

X.

Als sie ihre Besinnung wieder erhielt, befand sie sich im Gasthofe, wo Martin Wagen und Pferde eingestellt hatte. Dieser und ein Regimentsarzt standen vor ihr und schienen beschäftigt gewesen zu seyn, sie ins Leben zurückzurufen.

Auf der Stelle wollte Minchen wieder fort zu dem Geliebten: „Ich will ihn pflegen!“ rief sie, „ich bin es schuldig; denn ich allein bin ja Ursache“ — „Schweigen Sie und halten Sie sich ruhig, Mamsell,“ sprach der Regimentsarzt, ein würdiger alter Herr, „dieser Mann — er zeigte auf Martin — hat mich von Allem unterrichtet. Sie selbst bedürfen der Ruhe, und unser Major muß vollkommen vor jedem jähen Eindruck behütet werden. Bedenken Sie, es könnte seinen augenblicklichen Tod herbeiführen, wenn er in seinem jetzigen Zustande die Augen aufschlüge und Sie an seinem Bette erblickte.“ — „Nein, nein! — Ich will nicht hin, ich will warten — o mein armes Herz!“ rief Minchen laut schluchzend und sank auf das Ruhebett zurück, worauf man sie gelegt hatte. — „Wir hoffen,“ fuhr der Arzt fort, „das Wundfieber werde in einigen Tagen verschwinden, dann können Sie ihn sehen, ja selbst bei seiner Krankenpflege mitwirken.“ Nachdem er dem alten Martin empfohlen hatte, das Mädchen ja nicht aus den Augen zu lassen, entfernte er sich.

Drei Tage vergingen und vier — und fünf — und noch hielt das böse Fieber an. Martin mußte des Tages wohl zwanzigmal ins Hospital hinüber, um zu fragen, wie es gehe. Minchen selbst ließ es sich nicht nehmen, mindestens an der Thüre seines Zimmers zu horchen, und jeder Seufzer, jedes

Wort, das der Major in der Phantasie sprach, schnitt ihr durch die Seele.

Am sechsten Tage endlich verschwand das Fieber und am achten erhielt Minchen von dem Regimentsarzte die Erlaubniß den Kranken zu sehen. Um Mittag sollte sie kommen, bis dahin wollte man denselben auf ihren Anblick vorbereiten.

Der ersehnte Mittag erschien. Martin mußte früher eintreten als Minchen. Als ihn Dülmen erblickte, streckte er ihm lächelnd die Hand entgegen. Martin küßte sie mit Thränen und sprach: „O mein gnädiger Herr Major! Alles geht gut! Minchen steht draußen!“ — „Herein! herein an mein Herz!“ rief der Major, und erhob sich im Bette, wozu ihn die Chirurgen unterstützten.

Nun trat Minchen ein, sie näherte sich dem Bette und Dülmen's erste Worte waren, indem er auf seine Füße deutete: „Nun Minchen, jetzt haben mich die Feinde etwas gekürzt und ich bin so groß als du!“ — „Dein, auf ewig dein!“ rief Minchen, stürzte über ihn hin und drückte einen Kuß auf die blaßrothen Lippen.

„Genug,“ rief der Regimentsarzt und wies Minchen zurück. Von nun an pflegte sie den kranken Geliebten Tag und Nacht ohne Schonung ihrer selbst; jede Arzenei reichte sie ihm mit eigenen Händen und wenn er schlief, saß sie neben seinem Bette und zupfte Charpie zum Verbande. Dülmen's kräftige Natur, seine unverdorbenen Säfte, noch mehr die vortreffliche Pflege Minchens, am meisten aber die Liebe, wirkten schnell. Er besserte sich mit jedem Tage und schon einen Monat nachher konnte er das erste Mal seine Krücke versuchen. „Da bin ich nun freilich wieder zu groß!“

sprach er zu Minchen, diese aber verschloß ihm den Mund mit Küssen und bat ihn von ihrer Schande zu schweigen.

Dülmen wurde von dem Fürsten mit dem Titel eines Obristen vom Militär entlassen. Die beiden Glücklichen fuhren nach Dülmen's Gut zurück, wo sie getraut wurden. Der alte Heinich weinte Freudenthränen, Martin war in seinem Seelengaudio. Dem kleinen Minchen aber war ihr Glück fast zu groß.

Der Sargmacher.

Nachtstück aus dem Englischen.

Ich bin das elendeste Wesen, welches auf der Erde existirt, und was dabei noch das Entsetzlichste ist, der Unglückliche, den man nicht versteht, findet nirgend Theilnahme. Ein treuer und fleißiger Arbeiter, ein liebender zärtlicher Sohn, hab ich stets meine Pflichten erfüllt, nie hab ich einem Armen oder einem Reichen auch nur um einen Penny unrecht gethan, nie hab ich die Hand ausgestreckt, um das Brot der Faulheit und des Müßiggangs zu empfangen. Ich bin geachtet von meinen Nachbarn, geschätzt von meinem Herrn, und meine Mutter, meine arme Mutter macht einen Helden, ein Muster der Vollkommenheit, einen Phönix aus mir. Unser alter Schullehrer hält große Stücke auf mich und rühmt sich, er habe sehr viel zu meinem Fortkommen in der Welt beigetragen, denn ich war, obschon jünger als meine Mitschüler, immer der Erste in meiner Klasse. Kurz, Alles liebt, achtet, bewundert mich, und doch bin ich der unglücklichste aller Menschen.

Mein Vater war ein Zimmermann: ich erinnere mich noch recht gut, wie sehr man die kleinen Kästchen und anderes Spielzeug lobte, welches ich in meiner Jugend in seiner Werkstätte machte; ich war auch sein und der ganzen Fami-

lie Augapfel. Meine Schwester Sara wollte nie ohne mich ausgehen. Was meine Kameraden betrifft, so war ich nach ihrem Ausdrucke ein lucky fellow (ein glücklicher Spitzbube). Ich war nie krank, wurde nie ausgezankt, bekam nie bei einem Streite Schläge. Ließ ein alter Mann seinen Stock fallen, so sprang ich gleich hinzu, ihn aufzuheben, verlor ein Jäger in der Hitze der Jagd seinen Hut, so lief ich ihm nach und brachte ihm denselben im Schweiße meines Angesichtes. Wenn sich das Huhn oder die Gans einer armen Frau verlief, ich fand sie immer und brachte sie zurück. Wenn der alte Invalide, der den Schranken am Ende unsers Dorfes bewachte, zu taub war, um das Rollen der Wagen zu hören, so befand ich mich bei ihm, um das Thor zu öffnen und das Schließgeld einzunehmen. Manchmal warf mir eine schöne Frau aus einem Wagen mit einem freundlichen Lächeln einen Sixpence zu und rief einige Worte dazu, die ich aber beim Weiterrollen des Wagens nicht verstehen konnte. Wenn meine Kameraden boxten, so wurde meistentheils ich von ihnen zum Schiedsrichter ernannt; ach, was war ich damals für ein glückliches Kind, alle liebten mich, und auch ich liebte alle, reich oder arm. Ich ging nie durch's Dorf, ohne aus jeder offnen Thür einen guten Morgen oder einen freundlichen Gruß zu erhalten: „Komm her, Tomy! laß dich doch sehen, deine Backen sind ja heute wieder wie gemalt,“ rief mir ein altes Mütterchen zu, oder: Tom! Tom Collins! sei so gut und schaukle mir meine Kleine ein wenig, ich muß meiner aufgehängten Wäsche nachsehen,“ sagte ein junges Weibchen zu mir, die vor ihrem Hause ihr Kind einwiegte. „Tom! willst du hereinkommen und die

Perrücke meiner Großmutter frisiren?“ schrie mir ein junger Taugenichts zu, der vermuthlich die Schuld daran trug, daß die Perrücke seiner Großmutter zerzaust war. „O! Tom, Tomy Collins,“ sprach mich ein weinendes junges Mädchen an, „komm doch herein und lies meiner guten Alten ein Kapitel aus der Bibel vor, ich bitte dich, sie zankt mich immer aus, daß ich die Worte so schlecht ausspreche,“ und in demselben Augenblicke lud man mich von der andern Seite ein, einen Heuwagen zu besteigen, um das Heu abladen zu helfen. — Und ich fand hier und dort Zeit Alle zu befriedigen. Dabei blieb mir auch noch ein halbes Stündchen übrig, einen reifen schönen Apfel oder ein Stückchen Zuckerbrot der lieblichen Violette Wells, der Tochter des Gärtners, zuzustecken und von ihr dafür einen süßen Kuß einzutauschen. Die gute Seele, sonst so schüchtern gegen alle Leute, ermangelte doch niemals, mich, wenn ich vorbeiging, am Rock zu zupfen und mich zu fragen: „Haben Sie heute etwas für mich, guter Tom Collins?“

Mein Vater starb, meine Schwester Sara ging in die benachbarte Stadt in Dienst, meine Brüder zerstreuten sich, das Haus und die Werkstätte meines Vaters wurden verkauft, meine Mutter arbeitete fleißig vom Morgen bis in die Nacht, um das Schulgeld für mich zurückzulegen und auch etwas Geld zu ersparen und mich dadurch vielleicht irgend ein einträgliches Gewerbe lehren lassen zu können, allein ihre Hoffnung wurde schändlich betrogen. Ein fauler Müßiggänger, Einer von den Arbeitern meines Vaters, überredete sie, ihm alles Geld, was sie für mich auf die Seite gelegt hatte, zu leihen, er wollte damit große Spekulationen machen und

mit ihr den bedeutenden Gewinn theilen. Da aber diese fehlschlugen, ging er nach Amerika, ohne ihr auch nur einen Penny zurück zu bezahlen. Das war ein fürchterlicher Schlag für uns, und um unser Unglück zu vollenden, starb auch noch plötzlich der Schulrektor, der mich lieb gewonnen und mir versprochen hatte, mir bei meinem Eintritt in die Welt mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ach, mein Kind," sagte meine Mutter weinend zu mir, „dir winkt eine böse Zukunft." Ich aber voll Kraft und Jugend war auch voll von Hoffnung und sah die Zukunft in weniger trübem Scheine; ermuthigt durch das, was ich von meinem Vater in seinem Handwerke gelernt hatte, schrieb ich an meine Schwester, sie möchte Erkundigungen in der Stadt einziehen, ob sie mich nicht irgendwo unterbringen könnte, ich wollte nur das Brot essen, welches ich mir selbst verdient habe, und mich gerne dazu verstehen, einem Herrn mehre Jahre zu dienen, wenn er mich nur für freie Wohnung und Kost zu sich nehmen wollte. Meine Schwester antwortete mir, sie habe überall durch einen jungen Mann ihrer Bekanntschaft, Namens Henry Richard, nachforschen lassen, allein nirgend Brot und Beschäftigung für mich gefunden. „Ein einziger Mann," fügte sie hinzu, „will deine Dienste nach deinem Wunsche annehmen, aber sein Gewerbe ist zu widerlich, er ist ein — Sargmacher."

Verwünscht sei der Tag, an dem ich, voll von Hoffnung und lachend über die Vorurtheile meiner Schwester, meine gute Mutter und mein liebes Geburtsdörfchen verließ, um von diesem Augenblicke an dem Glücke ein ewiges Lebewohl zu sagen. Die Letzte, die mich sah, war Violette

Wells, sie erwartete mich an ihrer Thür, und indem ich mich ihr näherte, sah ich, daß sie sich mit der Schürze die Thränen abtrocknete. Ich faßte ihre Hand und sprach: „Violette! mache mich nicht weich im Augenblicke des Abschieds, du sollst dich vielmehr mit mir freuen, daß es mir endlich geglückt ist, mein Brot verdienen, und meine arme Mutter, die so lange für mich gearbeitet hat, unterstützen zu können.“ — „„Ich bin auch gar nicht traurig,““ antwortete sie, „„und ich weine auch nicht, aber ich denke nur an die schönen Tage, wo wir mit einander in dem Garten meines Vaters spielten,““ und dabei konnte sie nicht weiter reden vor Schluchzen. — „Warum, liebe Violette, fragst du mich denn nicht wie gewöhnlich: Guter Toms! hast du heute nichts für mich?“ da wandte sie sich gegen mich und versetzte erröthend, mit einem gezwungenen Lächeln: „„Ach du lieber Himmel, in der Stadt, wohin Sie gehen, werden Sie viel schönere Mädchen finden, als ich bin, und die Ihnen viel besser gefallen, und wenn Sie zurückkommen, werden Sie wohl die arme Violette gar nicht mehr ansehen.““ — „Nein, nein, gute Violette, nie wird mir ein Mädchen so theuer seyn als du, und sieh, ich habe dir ein kleines Abschiedsgeschenk gebracht, ein Halstuch, welches du mir zum Andenken tragen sollst. Wenn ich einst wieder zurückkehre und Violette trägt dieses Halstuch noch, so werde ich glauben, daß sie sich nicht verändert hat.“ Violette antwortete nicht, sie nahm das Halstuch und nach einigen Minuten verschämten Zögerns sagte sie leise: „„Ich hätte wohl auch ein kleines Andenken für Sie, wenn Sie es nicht verschmähen wollten,““ und mit diesen Worten drückte sie

mir ein kleines gläsernes Siegel in die Hand, auf welches mein Name gestochen war. Unsere Liebespfänder waren wohl beide auf dem letzten Jahrmarkte gekauft und beide waren von so geringem Werthe, daß ein untheilnehmender Zuschauer gewiß gelächelt haben würde, hätte er uns diese Zeichen wechselseitiger Zuneigung austauschen gesehen; aber ich bin doch überzeugt, daß eine Braut den schönsten Diamantschmuck mit keinem größern Vergnügen empfangen hätte, als meine Violette ihr seidenes Tuch und ich mein gläsernes Siegel.

Die ersten Wochen meines Aufenthalts in der Stadt vergingen mir leidlich angenehm, mein Herr war mit mir zufrieden, und jeden Sonntag Abends machte ich Spaziergänge mit meiner Schwester und Henry, der uns durch seine gute Laune erheiterte. Wir wurden bald innige Freunde, er vertraute mir, daß er Sara liebe, sie zu heirathen und ihr Glück zu machen gedenke. Ich dagegen sprach mit ihm von Violette Wells. Allein nach und nach verschwand mein froher Sinn, und meine Gesundheit fing zu leiden an; ich verlor jene frische Farbe meiner Wangen und den lebhaften Blick, welchen meine gute Mutter so oft bewunderte, mein Gang nahm etwas Langsames und Feierliches an, und manchen Sonntag verweigerte ich es sogar, die Spaziergänge mitzumachen, welche sonst meine liebste Erheiterung waren. Die Fröhlichkeit und die Späße Henry's mißfielen mir, da sie im Widerspruche mit meiner Traurigkeit standen. Ich arbeitete vom frühen Morgen bis zum Abend, ja öfters brachte ich auch ganze Nächte bei meiner traurigen Arbeit zu; auch mußte ich es wohl, da mein Herr

arm war und keinen andern Gesellen hatte als mich. Manchmal, wenn die Schläge meines schweren Hammers die Stille der Mitternacht unterbrachen, rief ich mir Scenen des Jammers und der Thränen, wovon ich den Tag über Zeuge war, ins Gedächtniß zurück. Das Echo schien mir die Seufzer zu wiederholen, die mir ans Ohr und Herz gedrungen waren, ich hielt dann in meiner Arbeit an, um mir den Schweiß von der Stirne zu trocknen und mein trauriges Handwerk zu verwünschen. Jeder Tag brachte mir neue Beschäftigung und neuen Kummer. So lang ich den Einwohnern der Stadt fremd geblieben war, arbeitete ich gleichgiltig fort, allein als ich anfing, einige Familien kennen zu lernen, als mich hier eine Krankheit, dort ein Todesfall mit Theilnahme erfüllten, fing auch ich an, ihre Leiden mit ihnen zu theilen. Meine Fröhlichkeit schwand immer mehr. Die Mutter schauderte bei meinem Anblick, und sah mit unruhigen Blicken auf den fröhlichen Kreis ihrer Kinder, als ob sie die Zukunft erforschen und entdecken wollte, welches von den geliebten Wesen, jetzt in voller Gesundheit blühend, mir zuerst verfallen würde. Der Greis, an dem ich vorüberging, drückte lebhafter die Hand seiner blassen kränklichen Tochter an sein Herz. Freunde, die beim Abschiede trüb gesinnt waren, wurden noch trauriger, wenn sie mich sahen, und wenn ich es wagte, mit unsern Nachbarn freundlich zu schwätzen, so zeigte mir ein unterdrückter Seufzer oder ein bitteres Lächeln, daß sie sich an die traurigen Tage erinnerten, wo der Tod in ihre friedlichen Wohnungen eingekehrt war. So trug ich denn einen Fluch mit mir, und eine unübersteigbare Scheidewand trennte mich von der menschlichen Gesellschaft. So wie der

Name des Henkers allein schon überall Schrecken verbreitet, nicht durch sich selbst, da er nur ein willenloses Werkzeug der strafenden Gerechtigkeit ist, sondern durch die Ideen des Todes, die ihn begleiten, so gingen sie auch mit mir, die Gedanken der Vernichtung. Wie er, war auch ich ein nothwendiges Werkzeug in jenen Stunden, die ich weder voraussehen, noch hintanhalten konnte. Die Menschen versagten mir ihre Theilnahme, und stießen mich von ihren Neigungen zurück, wie ein außermenschliches Wesen. Selbst mein Tod würde sie unempfindlich gelassen haben; denn ihre Einbildungskraft zählte die Menge Derjenigen, für welche meine Hand die knappe und letzte Wohnung gemacht hatte, welche sie auf immer von ihren Verwandten und Freunden trennte. Überall, wo ich erschien, Trauer und Thränen. Das Lachen entwich, wo ich mich nahte, das Gespräch verstummte bei meinem Erscheinen, und düsteres Schweigen folgte meinen Schritten, es war das Schweigen des Todes. Nach und nach faßte ich das ganze Schreckliche meiner Lage, ich versuchte es nicht mehr, mich unter Menschen zu mischen, die Traurigkeit ihres Herzens lag schwer auf dem meinigen, ich schlich nur leise und verstohlen in ihre Wohnungen, meine Stimme wurde dumpf und eintönig, keiner dem ich mitleidig die Hand zu drücken wagte, drückte die meinige entgegen, ausgenommen manchmal ein Unglücklicher, der im Wahnsinn der Verzweiflung mich auf den Knien bat, mein gezimmertes Schreckenshaus noch nicht zu schließen, und ihn die geliebten Züge noch einmal betrachten zu lassen, die ich seinen Blicken auf ewig entziehen wollte.

Ach, wie oft dachte ich mir bei einer solchen Scene: dieser Unglückliche wird wohl auch dem geliebten Todten bald nachfolgen. Und dennoch richtete sich der Gebeugte bald wieder auf, sein Auge glänzte auf's Neue, der Mund hatte wieder Worte, die Lippen ihr Lächeln gefunden und die Augen ihre Thränen verloren, weil das Bild des Todes mit einem Schleier bedeckt war. Ach, so wahr ist es, daß die alles lindernde Zeit auch den größten Schmerz mindert und endlich auch — heilt.

Ach, wie oft sah ich auch Scenen, die mich im Innersten empörten: Entseelte Reste von den nächsten Freunden verlassen — den Geiz, der einen Theil des Überflusses armen Verwandten versagte, und demjenigen die traurigen Leichenehren vorenthielt, der ihm alles zugewendet hatte. Wie oft weinte ich über jene Armen, die unter Fremden ihre Augen schließen mußten. Eine fürchterliche Scene vertrieb die andere aus meinem Gedächtnisse, aber immer blieb mir noch genug zurück, um die Furchen meiner Stirne immer tiefer zu zeichnen.

Ein Bild vor allen andern werde ich nie vergessen. Ich wurde spät des Abends in das Haus eines Kaufmanns gerufen. Der Mann war einst reich, allein durch die Verschwendung seines Sohnes in das tiefste Elend gerathen. Seine Witwe trat mir entgegen mit bleichem Antlitz, ein Bild stummer Verzweiflung. Sie bat mich in dem, was ich zu thun habe, mit größter Stille und Vorsicht zu Werke zu gehen. „Ach!" setzte sie hinzu, „die Sorge, die mir obliegt, das Leben meines Sohnes zu erhalten, läßt mich fast nicht dazu kommen, einen geliebten Todten zu beweinen. Unglücklicher Jüngling, seit fünf Tagen und Nächten hat sich sein Auge nicht geschlossen,

unverwandt haftet es auf dem zornigen Gesichte des Vaters, der seinen letzten Hauch mit einem Fluche gegen ihn ausgeathmet hat. In diesem Augenblicke schläft er, wenn man anders die Bewußtlosigkeit der Verzweiflung Schlaf nennen kann; er schläft auf dem Todtenbette seines Vaters. O junger Mann! können Sie meine Leiden fassen? o dann verrichten Sie Ihr trauriges Geschäft ja auf eine Art, daß mein Sohn nicht erwacht, bis alles vorüber ist, und der Segen einer leidenden Mutter wird Sie begleiten!" Ich konnte dieser sonderbaren Bitte nicht anders als mit dem feierlichen Versprechen antworten, mein Möglichstes zu thun. Wir stiegen langsam eine schmale Treppe hinab und gelangten an das Todtengemach, es war düster, aller Meublen beraubt, und ein Eisregen schlug unaufhörlich gegen die schlecht schließenden Fenster, welche ein kalter Novemberwind klappern machte. Naßkälte durchdrang das Gemach und als meine Augen auf den Kamin fielen, wo kein Anschein von Asche zu sehen war, hielt ich mich überzeugt, daß der arme Mann, des Nothwendigsten beraubt, gestorben sei. Einige Stücke eines alten Teppichs, und ein wenig Stroh füllten das Zimmer aus. Der Gedanke: der Mann hat auch einst glücklichere Tage gesehen! erpreßte mir einen tiefen Seufzer. Ja, er hatte glücklichere Tage gesehen, er arbeitete wohl einst fröhlich in diesem Gemache, guter Wein kreiste bei seiner Tafel, und die Wände hingen voll kostbarer Bilder, und jetzt todt, gestorben als ein Bettler. Ich meinte, mein Herz müsse brechen, als meine Blicke sich auf das elende Bett richteten, auf welchem der Leichnam eines Mannes von beiläufig sechzig Jahren lag. Langer Druck von schweren Leiden hatte die

Züge abgemagert, und diese Wangen gefurcht, seine Adern waren mit Eis statt mit Blut gefüllt, seine Haut war entfärbt, kein Anschein, keine Spur von Leben, die Augenlieder waren in ihre Höhlungen zurückgedrängt, und — (was nur derjenige begreifen kann, der gewohnt ist, dem Tode oft und in allen Gestalten in's Auge zu sehen) vergebens suchte man an diesem Kadaver den mindesten Ausdruck. Aber, wenn schon dieser Anblick qualvoll und herzzerreißend war, was soll ich erst von dem Elenden sagen, dem ein augenblicklicher Schlummer neue Kräfte für neue unaussprechliche Leiden gab? Vermuthlich hatte er bei seinem sterbenden Vater gewacht, allein die Länge der Aufregung hatte endlich seine Sinne befangen und er hielt noch die Hand des Leichnams in seiner Hand gepreßt. Sein Gesicht war verborgen, allein die ganze Gestalt und die dichten schwarzen Lockenhaare ließen auf seine Jugend schließen, er schien mir ein Jüngling von zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren.

Ich fing an, den todten Körper zu messen, aber wer beschreibt das Beben, welches mich erfaßte, als mein Maßstab die beiden fest vereinigten Hände berührte. Welche fürchterliche Sache, dieses unnütze Bemühen der einen, um noch einen Druck der Verzeihung von der andern zu erhalten, welche der Tod bereits erstarrt hatte. Mein Geschäft war geendet, und ich ging eben so leise und schweigsam aus dem Gemache, als ich eingetreten war. Noch einmal wendete ich mich um, die unbewegliche Gruppe zu betrachten, der Zustand der Unempfindsamkeit des Sohnes war noch schrecklicher, weil er ein Ende erreichen mußte. Auch die Witwe des verstorbenen Gatten, der in seiner letzten Stunde ihrem

einzigen Kinde geflucht hatte, stand da, blaß und fast selbst ein unempfindlicher Leichnam. Wie wenig konnte sie diese Scene voraussehen, als das Lächeln seiner Lippen den Wünschen ihrer Zärtlichkeit antwortete, als sie den glücklichen Vater zum ersten Mal zur Wiege seines schlafenden Kindes führte, als Beide über das kleine Bett gebeugt seinen ruhigen Schlummer betrachteten und den süßen Hauch, der aus dem kleinen Munde stieg, einathmeten.

Ich hatte kaum die Stiege erreicht, als die Hand der unglücklichen Frau meinen Arm berührte, um mich zurückzuhalten: „Wann wird Ihre Arbeit fertig seyn?“ fragte sie mich mit unterdrückter Stimme. — „Ich werde morgen wiederkommen,“ antwortete ich. — „Und was werde ich thun,“ sagte sie mit lauter, fast heulender Stimme, „wenn mein Sohn bis dahin erwacht? ich bin gewiß, daß er diesen Anblick nicht ertragen wird; er wird wahnsinnig werden. Ach, möge mich Gott beschützen, mich und ihn, möge er diesen Schlummer verlängern, bis das Bild des Vaters, der ihm geflucht hat, ihm nicht mehr begegnen kann!“ Bei diesen Worten hob sie die Hände flehend zusammengepreßt gegen Himmel empor und ihre Blicke schweiften irre herum. Ich eilte von dannen.

Ich arbeitete die ganze Nacht an dem Sarge des Kaufmanns, und die blasse Morgenröthe eines Wintertages fand mich noch dabei beschäftigt. Wie oft während dieser Stunden drängte sich das fürchterliche Bild, welches ich gesehen hatte, mir wieder auf! Ich sah immer den Jüngling vor mir, dessen unbeweglicher Körper schlummernd auf dem Todtenbette seines Vaters lag, es schien mir, mein Maßstab be-

rühre noch einmal die fest verschlungenen Hände des Todten und des Lebenden. Ein allgemeines Beben, vereinigt mit der Kälte eines Novembermorgens, machte das Blut in meinen Adern erstarren; dennoch eilte ich meine Arbeit zu vollenden, als Nachmittags Henry Richard's fröhliche Stimme an mein Ohr schlug. Er stieg die Treppe herauf, trat in mein Gemach, in welchem ich arbeitete, und lud mich ein, den Rest des Tages mit ihm bei seinem Vater zuzubringen, meine Schwester Sara habe auch versprochen sich dort einzufinden, und wir wollten alle zusammen die neue Wohnung besehen, welche er gemiethet habe, Ich deutete ihm auf meine Arbeit, und sagte, daß diese binnen einer Stunde fertig seyn müsse. „Nun!“ antwortete er fröhlich, „ich hätte gedacht, daß diejenigen, für welche du arbeitest, nicht so eilig bedient seyn dürften, denn sie haben wohl nichts mehr nöthig.“ In jedem andern Augenblicke hätte ich diesen Worten gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, aber in der Stimmung, in welcher ich mich jetzt befand, beleidigten sie mich, nicht wie eine leichtsinnige Rede, sondern als ein Beweis der unempfindlichsten Leichtfertigkeit. „Richard,“ versetzte ich, indem ich mit dem Hammer auf meinen Sarg schlug, „der Himmel allein weiß, ob nicht Einer von uns Beiden bald ein ähnliches Bett nothwendig hat, statt des weichen, auf welchem er jetzt ruht.“ — „Bah,“ erwiederte der Jüngling mit einem Lächeln, „du wirst mir viel zu melancholisch, mein lieber Tom! Drei Wochen sind es nun schon, daß du weder zu mir zum Thee gekommen, noch auch mit mir und deiner Schwester spazieren gegangen bist, und heute, da wir ein kleines Fest feiern wollen, hältst du mir

eine Leichenpredigt und verweigerst dabei zu seyn. Ermanne dich, laß deine traurige Arbeit liegen, und komme mit mir. Deine Schwester wird dich aufheitern, sie versteht das.“ Ohngeachtet alles Dringens in mich, widerstand ich doch Henry's Einladung, und er ging endlich allein fort.

Als ich eine Straße passirte, welche zur Wohnung des Kaufmanns führt, gewahrte ich nicht weit entfernt von mir meine Schwester und ihren jungen Freund, sie gingen eilig und hüpfend, ja ich konnte selbst ihre Stimme und die Ausbrüche ihrer Fröhlichkeit vernehmen, und ich nahm auch unter den langen Locken Sara's lächelndes Antlitz gewahr, wie es sich eben zu ihrem Begleiter wandte. Mir aber schien bei jedem Schritte die Luft schwüler und drückender zu werden, endlich ermattet von allen Mühen des Körpers und der Seele, lehnte ich meine traurige Bürde gegen eine Mauer und trocknete mir den Schweiß von der Stirne, und — warum soll ich es nicht bekennen? — die Thränen von den Wimpern. Bald aber ermannte ich mich wieder, ich suchte meine Traurigkeit durch den Gedanken zu bemeistern, daß ich eben durch dieses Handwerk, welches mir so viel Kummer verursachte, die einzige Stütze meiner Mutter sei, als plötzlich meine Aufmerksamkeit durch den mitleidsvollen, theilnehmenden Blick eines jungen Frauenzimmers gefesselt wurde, welches mich einen Augenblick betrachtete, dann den Arm einer ältern Frau verließ, und sich, mir einen Schilling in die Hand drückend, mit den Worten näherte: „Ihr scheint sehr ermüdet, guter Mann, nehmt hier eine Kleinigkeit, um euch zu erquicken.“ Nie hatte die Natur etwas Liebenswürdigeres und Anmuthigeres geformt, als dieses junge Mädchen,

aus ihrem blassen aber schönen Angesichte und ihrem mitleidigen Blicke strahlten Herzensgüte und Seelenadel. Der Ton ihrer sanften Stimme machte auf mich einen Eindruck, den die Zeit nicht vertilgen konnte. Ich habe sie später wieder gesehen.

Endlich erreichte ich die Wohnung des Kaufmanns, und die Witwe öffnete mir dieselbe wieder. Mein Anblick entpreßte ihr neue Seufzer, die sie anfangs nicht zu Worte kommen ließen, und als sie endlich sprechen konnte, erzählte sie mir, daß ihr Sohn erwacht sei, daß er aber ruhiger scheine, als vorher, daß er zwar nur einige Worte gesprochen, um sich über ihre Gesundheit zu unterrichten, daß sie aber hoffe, er werde mich nicht hindern, mein Geschäft zu vollführen. Ich trat begleitet von einem jungen Manne, dem Sohne des Hauseigenthümers, ein, und mit dessen Hilfe legte ich den Leichnam in den Sarg. Während dies geschah, sah der Sohn des Verstorbenen unbeweglich, aber als er sah, daß ich den Deckel auf den Sarg schob, und den Hammer faßte, ihn zuzunageln, da zitterte er an allen Gliedern und geberdete sich wie ein Wahnsinniger, seine Augen schienen aus ihren Höhlen zu steigen; in fürchterlicher Convulsion bebten seine Lippen, öffneten sich, die Zähne grinsten hervor, und sein ganzes Gesicht zeigte ein höllisches Lächeln; mit unmenschlicher Kraft faßte er meinen Arm, und indem ich bemerkte, daß er reden wollte, machte ich mich auf einen Strom von Verwünschungen, auf ein verzweiflungsvolles Geschrei und wüthendes Geheul gefaßt; — allein ich hatte mich geirrt, die schwachen Klagen eines Kindes, welches seine Mutter ruft, waren allein mit dem Tone der Stimme des

Unglücklichen zu vergleichen. Er hielt meinen Arm fast mit übernatürlicher Gewalt zurück, allein sein Mund murmelte mit sanfter und eintöniger Stimme die rührendsten Bitten: „Halt ein!“ rief er, „nur wenige Augenblicke noch, ich beschwöre dich, er wird mir noch verzeihen, ich weiß es gewiß. — O dieses entsetzliche Wort, er sprach es nur, um mein Herz zu erschüttern. Dieses Wort, es hat mich mir selbst wiedergegeben. — Ach, ich hätte ja gerne Alles, meinen letzten Blutstropfen für ihn gegeben. — Er wußte es wohl. — Es war nur ein Moment des Leichtsinnes. — Horch! die Seufzer meiner Mutter hindern mich zu hören, was er spricht, aber er verzeiht mir! — gewiß, er verzeiht mir! O mein Vater! stoße mich nicht von dir, sieh deinen Sohn gedemüthigt und reuevoll zu deinen Füßen. — Ja, ja, ich habe dich beleidigt, ich habe den Himmel beleidigt, aber vergib du, wie er vergibt. — Ha! Himmel! Mutter, Mutter, er hebt seinen Arm, um mir noch einmal zu fluchen, hilf mir Mutter! Großer Gott, habe Mitleid mit mir, mein Vater hat mir auf seinem Todtenbette geflucht, Gnade! Barmherzigkeit!“ — Diese letzten Worte erstarben auf seinen Lippen und er stürzte besinnungslos nieder. Ich trat zur Mutter, um ihm mit ihr Hilfe zu leisten, aber sie wies mich ab, sprechend: „Desto besser! Die Vorsicht beraubt ihn seiner Sinne, um ihm den Anblick dieser fürchterlichen Scene zu ersparen. Eilen Sie, Ihr Geschäft zu vollbringen.“ Sie kniete nieder und legte den Kopf des Sohnes auf ihren Schooß, und während der Zeit nagelte ich den Sarg zu; bei jedem Hammerschlage preßte die unglückliche Mutter die Hand an ihr Herz, als wollte es ihr zerspringen. Als ich

meine Arbeit vollendet hatte, brachten wir den Unglücklichen in ein anderes Gemach, und ich fürchtete sehr für sein Leben; denn ich glaubte, solche heftige Erschütterungen könne kein Mensch aushalten, aber ach! der Vater ward begraben, und — der Sohn lebt noch. Wer mir damals gesagt hätte, unter welchen Umständen wir einander einst wieder begegnen würden!

Der Sommer kam, und ich hatte die Freude zu hören, daß meine Schwester Braut sei. Henry selbst verkündete mir diese frohe Nachricht. Sein Onkel, ein Architekt, war gestorben, und hatte ihn zum Universalerben eingesetzt, auf diese Art konnte er nun Sara eine gute Existenz verbürgen. „Sie wird nun nicht mehr nöthig haben zu dienen, sondern ihre eigene Frau seyn, mein lieber Tom!“ sprach er mit freudefunkelnden Augen, „nächsten Montag verläßt sie ihre Herrschaft und am Sonntag darauf werden wir getraut. Collins! wenn sie nicht glücklich ist, meine Schuld soll es wahrhaftig nicht seyn.“ Alles dies sagte er in Gegenwart meiner Schwester, und wirklich schienen alle Glückspläne des freudigen liebenden Paares auf Gewißheit gebaut. Der Montag erschien und meine Schwester bat mich, sie in das Haus von Henry's Vater zu begleiten, wo sie bis zu ihrem Hochzeitstage wohnen wollte. Der Alte nahm sie mit herzlichem Wohlwollen und sogar mit einer Art väterlichem Stolze, eine so schöne Schwiegertochter zu haben, auf. Ich ging dann wirklich zufriedener als seit langer Zeit nach Hause; denn endlich schien mir die Freudensonne einmal ungetrübt zu strahlen. Die folgenden Tage verstrichen, und es waren nur mehr zwei bis zur Hochzeit. Da, des Morgens, trat plötzlich ein Arbeiter in meine Werkstätte und meldete mir, daß man mich bei

Herrn Richard nöthig habe. „Schon gut,“ antwortete ich, ohne meine Arbeit zu unterbrechen. „Sie entschuldigen, Herr Collins,“ versetzte der Mann, „aber man begehrt Sie dort in einer Angelegenheit, die Ihr Handwerk betrifft.“ Eine Eiseskälte fuhr mir über den Rücken. „Ist der Alte todt?“ fragte ich, und der Hammer fiel auf den Sarg, den ich eben machte, so daß dieser einen dumpfen Ton, wie der letzte Seufzer eines Sterbenden, von sich gab. Ich eilte zu Richard's Hause, ich fragte nach meiner Schwester, und vernahm, daß sie mit einigen Nachbarinnen im nächsten Hause sei, ich fragte nach Henry, da öffnete sich plötzlich vor mir die Thüre des Gemachs, wo wir gestern Abend noch so froh waren, sie öffnete sich — und ausgestreckt auf einer Bank liegt der entstellte und blutende Körper des jungen Mannes, der gestern noch so lustig, so voller Leben war, und den ich morgen schon meinen Bruder nennen sollte. Ich erbebte, wankte, und fiel ohnmächtig an der Thürschwelle nieder. Als ich wieder zu mir kam, erhielt ich schnelle Antwort auf meine Fragen. Henry hatte einen Bau besehen, und war von dem obersten Gerüste auf einen Haufen Ziegel und Steine herabgefallen, sein Mund hatte nach diesem fürchterlichen Sturze keinen Ton mehr von sich gegeben, und er war dahin geschieden! — Als ich mich dem alten Vater näherte, war ich erstaunt über seine Ruhe und bewunderungswürdige Resignation. „Der Wille des Herrn geschehe,“ antwortete er auf meine Klagen, „er war der letzte von fünfen, die mir Gott gegeben, der Himmel beschütze nur das arme Mädchen, das er liebte, vor Wahnsinn!“ und dabei drückte er meine Hand krampfhaft und ich verließ ihn. „Ja, der Himmel möge

Mitleid mit ihr haben!“ wiederholte ich. Gleich nebenan winkte mir meine arme Schwester freundlich aus dem Fenster zu, noch lächelten ihre Lippen, noch waren ihre Wangen rosenroth, und Liebe und Hoffnung glänzten in ihren Augen. Ich eilte schnell weiter, denn unmöglich war es mir, ihr das entsetzliche Unglück bekannt zu machen, welches sie noch nicht wußte.

Die Frau meines Meisters bot sich gütig an, meine Schwester zu sich ins Haus zu nehmen. Mein Herr lag krank im Bette, und ich mußte mich selbst dazu anschicken, den Sarg meines besten Freundes zu zimmern. Noch gedenk' ich ihrer, jener fürchterlichen Nacht, noch schwebt mir der Traum vor, der sich meinen aufgeregten Sinnen darstellte. Nach einer Arbeit von wenigen Stunden sank ich ermüdet in einen tiefen Schlaf. Plötzlich fühlte ich mich von einer eiskalten Hand ergriffen, welche die meinige drückte, und eine Stimme flüsterte mir in der Grabesstille folgende Worte zu: „Wenn sie nicht glücklich wird, meine Schuld ist es nicht!“ Von Schrecken ergriffen, erhebe ich mich, und was seh' ich? Henry, Henry Richard selbst entstellt und blutend sich mir gegenüber in einem Stuhl sitzen. Todesblässe bedeckte sein Antlitz, das Blut quoll aus einer breiten Wunde seiner rechten Seite. Ihn anstarrend, glaubte ich ihn lächeln zu sehen, und indem er mit seinem Finger auf den angefangenen Sarg deutete, vernahm ich die Worte: „Gut, mir wird wohl seyn, wenn ich darin ruhe; sieh einmal,“ fügte er hinzu, „wie meine Hand gebrochen ist.“ Ich betrachtete mit Entsetzen die mir vorgehaltene, nur an der Haut hängende rechte Hand, und wollte aus dem Zimmer stürzen, aber auch Henry's Schat=

ten stand auf, als ob er sich meiner Entfernung widersetzen wollte, und rief mit kläglicher Stimme: „Wie, Tom Collins, bin ich dir schon so widerlich?“ und immer näher trat mir die Gestalt, immer näher, bis ich mich von ihr ergriffen fühlte. Da vergingen mir die Sinne, und als ich sie wieder gewann, beleuchtete die helle Morgensonne den Stuhl, auf welchem er gesessen war. Um alle Schätze in der Welt konnte ich nun nicht Hand an den Sarg legen. Vergebens rief ich alle Vernunftgründe zu Hilfe, vergebens versuchte ich es, über meinen Traum, als ein Erzeugniß meiner empörten Einbildungskraft, zu lachen, ich konnte es mir nicht abläugnen, er, Henry selbst, war diese Nacht in meinem Zimmer. Eine heftige Begierde, den Leichnam noch einmal zu sehen, und mich zu überzeugen, ob er wirklich die rechte Hand gebrochen, ergriff mich, ich eilte hin, besah den Körper, das Blut war abgewaschen, und die — rechte Hand hing, wie ich es bei der Erscheinung bemerkt, nur mehr an der Haut. „Großer Gott!“ rief ich aus, „so war es kein Traum?“ Dieser Ausruf wurde durch ein herzzerreißendes Geschrei meiner armen Schwester unterbrochen, die sich heulend in meine Arme warf. Wir blieben den Abend beisammen, und sie drang in mich, ihr die Worte zu erklären, die sie mich bei der Leiche ausrufen gehört. Ich erzählte ihr meine Erscheinung. „Ja,“ sagte ich, noch immer zitternd, „ich habe ihn gesehen, er war es, sprach mit mir, er deutete mit seinem Finger auf den Sarg, den ich für ihn machte.“ Nie in meinem Leben werde ich das Antlitz meiner Schwester vergessen bei diesen letzten Worten. Mit einer Hand sich die schönen schwarzen Locken aus dem Kopfe reißend, und das

Auge starr auf mich geheftet, als ob sie zweifle, daß dies meine Stimme sei, die an ihr Ohr schlug, faßte sie krampfhaft mit der andern Hand meinen Arm, schreiend: „Den Sarg? den Sarg für ihn bestimmt? Wie, Tom? du hättest an solche Arbeit die Hand gelegt?“ Sie ließ meinen Arm fahren, und blieb einige Zeit unbeweglich stehen, die Blicke auf meine Hand geheftet. Ich sprach mit ihr, — keine Antwort, ich rief sie mit den theuersten, ihr in ihrer Jugend so angenehmen Namen — keine Antwort! Taub und stumm! — Endlich ergriff ein nerveuses Zittern ihre Lippen, ihre Blicke verdunkelten, ihre Augenlieder senkten sich und sie sank bewegungslos zu meinen Füßen. Gott! mein Gott! seit diesem Augenblicke wurde ich für sie, den Stolz meines Herzens, meinen einzigen Trost in dieser Stadt, wo mir alles fremd war, deren Fröhlichkeit die düstern Bilder meiner Phantasie so oft zerstreute, für sie meine theure Schwester wurde ich von diesem Augenblicke an ein Gegenstand des Entsetzens, des Abscheu's. Wie fürchterlich auch die Umstände waren, welche ihr den künftigen Begleiter ihres Lebens für immer entrissen, sie waren nichts im Vergleiche mit ihrem Erbeben beim Anblicke jener Hand, welche den Sarg für ihren Geliebten bereitet hatte. Die leiseste Berührung meiner Hand brachte sie in konvulsivisches Zittern, ihr Auge wich dem meinigen aus, und sie konnte sich nicht enthalten zu weinen, wenn sie nur meine Stimme vernahm. Seit dieser Zeit verließ ich das Haus meines Meisters nicht mehr, außer in den traurigen Geschäften meines Handwerks, und maschinenmäßig meine Arbeit fortsetzend, fühlte ich, wie willkommen mir selbst das Ende meines Lebens seyn würde. Immer dachte ich bei

mir selbst: O daß er kommen möchte der lange Schlummer, und ewiges Vergessen mit ihm!

In Mitte dieser düstern Gedanken zuckte doch eines Tages eine wohlthätige Erinnerung wie ein Glücksblitz durch meine Seele: Violette! meine liebe Violette! Ach! ich hatte sie nicht vergessen, ihre Briefe ruhten, ein süßer Schatz, auf meinem Herzen, ihr Bild verschönerte oft meine Träume, und diese Erinnerung lächelte mir wie ein tröstliches Versprechen für zukünftiges Glück. Ich dachte jetzt nur an das Vergnügen sie einmal wieder zu sehen, und nach einer Woche konnte ich der Begierde, mein Geburtsdörfchen zu besuchen, nicht widerstehen und erhielt auch von meinem Meister die Erlaubniß, mich für einige Tage entfernen zu dürfen. Ich reiste ab und befand mich bald in Mitte meiner Jugendfreunde; überall begegnete mein Blick einem vergnügten freundlichen Blicke, überall wurde meine Hand von einer andern herzlich gedrückt und Alles versammelte sich um mich und Jeder wollte der Erste mit seinem Schulkameraden schwätzen und erfahren, wie es ihm ergangen sei, ich fand mein Dörfchen wieder so, wie ich es verlassen hatte, dieselbe Ruhe, dieselbe Einfalt. Wenig hatte sich verändert. Unsere alte schlaghafte Nachbarinn war gestorben, ein oder zwei rothbackige Kinder fand ich in mancher Hütte, und einige Kreuze in dem kleinen Kirchhofe mehr. Ich stand an der kleinen Thür zum Garten von Violettens Vater, ich öffnete sie und sah hinein nicht ohne jenem früheren Klopfen meines Herzens.

Die Strahlen der untergehenden Sonne ruhten auf den schönen Herbstblumen, die sich mir eben auch wie alte Freunde entgegenzuneigen schienen, plötzlich erschien mitten unter ihnen

meine liebliche Violette. Die naive kindliche Schönheit war der jungfräulichen Anmuth gewichen. Bei diesem Anblick hoben sich meine Blicke zum klaren Himmel und füllten sich mit Thränen. Eine schüchterne Hand faßte die meinige, zwei warme zitternde Lippen preßten sich darauf und eine zitternde Stimme rief meinen Namen: „Tom! lieber Tom!“ An demselben Abend erhielt ich von Violetten das Versprechen, mein Weib werden zu wollen.

Von meinem Glücke berauscht, fragte ich mich wohl hundertmal, wie ich durch eingebildete Übel meinen Geist quälen und meine Gesundheit erschüttern lassen konnte. Da war es auch bei mir beschlossen, das fatale Handwerk aufzugeben, welches mir nur die Nothwendigkeit aufgedrungen hatte, und mein junges Weib nicht ein so erbärmliches Dasein mit mir theilen zu lassen. Ich schrieb ohne Verzögerung an meinen Meister, ihn mit meinem Entschlusse bekannt zu machen. Seine Antwort war gütig, aber voll von Vorwürfen. Er hätte geglaubt, schrieb er mir, in mir sich eine Stütze seiner alten Tage gewonnen zu haben, und nun ich das Handwerk aus dem Fundamente verstünde, wolle ich ihn verlassen. Er schloß damit, daß er mir den Anbot machte, er wolle mich als seinen Sohn adoptiren. „Ich bin schon alt,“ schloß er, „habe selbst keine Kinder, und habe dich immer wie meinen eigenen Sohn geliebt, mein Haus soll für dich und dein Weibchen ein Vaterhaus werden, und wenn ich und mein Weib sterben, so seid ihr die einzigen Erben unsers Vermögens und des seinen Mann ernährenden Geschäfts.“ Dieser Brief, welchen ich in Gegenwart meiner Mutter, Violettens und ihres Vaters erhielt, änderte meine Pläne. Der Stolz und

die Bitten meiner Mutter, Violettens Freude, die Zustimmung meines künftigen Schwiegervaters, vor allem aber die Aussicht, meinem Weibe eine glückliche Zukunft eröffnen zu können, bewirkten, daß ich meinem Meister alsogleich antwortete und seine Anerbietungen annahm. Ach, wie oft hab' ich diesen Schritt schon bereut!

Der Tag unserer Vermählung erschien; er war der schönste meines Lebens. Den Abend brachten wir mit allen unsern Freunden in einem öffentlichen Garten des Dörfchens zu, und überließen uns dort allen Freuden, welche Jugend, Hoffnung und Liebe gewähren. Unter den vielen kleinen Tischchen, welche im Schatten der Bäume hergerichtet waren, zog einer vor allen die Blicke der Neugierigen auf sich, welche die Hochzeit in den Garten gelockt hatte; drei junge Leute, Fremde im Dorfe, saßen dabei und die Wirthin sagte mir auf meine Frage, einer derselben passire für einen ausgezeichneten Künstler. Die jungen Leute überließen sich der ausgelassensten Fröhlichkeit, sie tranken, lachten und sangen laut, ohne sich um die andern Gäste zu bekümmern. Violette bezeigte mir den Wunsch, ihnen näher zu treten, um den Text ihrer Lieder verstehen zu können, und ich ging mit ihr einige Mal um den Tisch der Fremden herum. Der Eine derselben erhob sich nun, um eine bekannte Ballade zu singen: da frappirten mich seine Züge plötzlich, ich glaubte ihn schon irgendwo gesehen zu haben, aber wo? und bei welcher Gelegenheit? daran konnte ich mich nicht erinnern. Im Augenblicke, als wir wieder vorbeigingen, war das Lied zu Ende, und der junge Mensch wagte es, Violetten einige Worte zuzuflüstern, welche sie zittern machten: sie drückte meinen Arm, mich vom Tische fortzie-

hend; da wandte ich mich gegen den Jüngling, bereit diese Beleidigung zu rächen, aber kaum hatte sein Blick dem meinigen begegnet, als er unbeweglich stehen blieb, seine Wangen verloren ihre Röthe, das Glas war seiner Hand entgleitet, auf die Erde gefallen und zerbrochen; ein konvulsivisches Zittern bewegte seine Glieder, und ein schweigsames Staunen, vermischt mit Neugierde, bemeisterte sich seiner Gefährten. Plötzlich schrie er mit einem satanischen Lächeln, mit dem Finger auf mich deutend: „Seht ihr, der, der ist's, er kommt wieder, um mich daran zu erinnern, daß mir mein Vater im Tode geflucht hat, — geflucht, und die Hölle ist seitdem in meinem Innern! — Nehmt euch vor ihm in Acht, er trägt den Tod unter euch, den Tod und die Verwesung; wenn ihr euch auch vor ihm auf eure Knie werfet und ihn bittet, er möchte euch diejenigen lassen, die ihr beleidigt habt, damit ihr sie noch um Vergebung bitten könnet, der Unbarmherzige entreißt sie doch euern Armen, nagelt sie in einen Sarg und gibt sie den Würmern zur Speise. — Seht ihr," schrie er und dicke Schweißtropfen fielen ihm von der Stirne, „seht ihr, eine Gestalt erhebt sich hinter ihm, es ist mein Vater ins Leichentuch gehüllt — Himmel! ein Todter mitten unter Lebendigen!" Und mit diesen Worten stürzte er sich zurückbeugend rücklings über und die Verwirrung wurde allgemein. Die Frauen wurden ohnmächtig, die Kinder schrien und versteckten sich erschrocken, die Einen stürzten eilig zum Garten hinaus, die Andern beschäftigten sich um den ohnmächtigen jungen Menschen. Alle aber wandten sich von mir, immer weiter von mir, so daß sie auch den Sinneberaubten mit sich fortzogen, und ich mit Violetten allein blieb,

welche sich blaß und ängstlich an meinen Arm hing. Ich hielt es für meine Pflicht, meiner selbst willen, meiner neuen Familie Aufklärung über diese seltsame Scene zu geben. Sie machte auf Violetten einen schlimmen Eindruck, und sie wiederholte mir öfters, wie sehr sie es bedauere, daß mich die Nothwendigkeit zwinge, ein so fürchterliches Geschäft fortzusetzen.

In einiger Zeit kehrte Sara aus der Stadt zurück, um bei und mit meiner Mutter zu leben. Ich aber setzte meine Arbeit wieder fort; ich nahm zwei tüchtige Arbeiter auf, welche mir halfen, aber meine Lage war darum nicht minder traurig und beklagenswerth. Die Nachbarn erzählten meinem jungen Weibe hundert Histörchen, eine düsterer und grauenvoller als die andere, und umsonst bemühte ich mich, die traurigen Eindrücke derselben bei ihr wieder zu verwischen. Arme Violette! Ich zwang mich in ihrem Beisein lustig zu scheinen und lachte oft mit Thränen im Auge. Ein Schlaganfall hatte damals meine alte Mutter getroffen und vermehrte noch meinen Kummer, Violette theilte ihn nur allzu redlich mit mir, der Trübsinn umwölkte nach und nach ihre schöne Stirne, wie der Schatten nach und nach den Sonnenstrahl verdrängt. Die Grübchen ihrer Wangen, sonst gewohnt zu lächeln, bildeten einen kläglichen Kontrast mit dem sanften aber matten und schwermüthigen Blicke, sie war immer traurig, aber nie schnitt mir diese Traurigkeit mehr durch meine Seele, als wenn sie mir durch ein Lieblingslied, das sie sang, die frohen Tage unserer Kindheit zurückrief.

Monate waren verflossen und die Hoffnung Vater zu werden, gab meinem Leben einen neuen Schwung, aber legte

mir zugleich die Pflicht auf, meine Vorsicht zu verdoppeln und von meiner treuen Gefährtinn alle gefährlichen Gemüthsbewegungen, alle traurigen Neuigkeiten, welche von meinem Geschäfte so unzertrennbar waren, hintanzuhalten.

Ein nasser und ungesunder Herbst hatte viele Krankheiten verursacht, die Sterblichkeit war sehr groß. Wir mußten Tag und Nacht arbeiten, um allen beweinenswerthen Bestellungen willfahren zu können. Eines Tages begab ich mich mit einem meiner Arbeiter nach dem Mead-Park, einem schönen Landsitze nahe bei der Stadt, welcher einem reichen und in der Grafschaft sehr geachteten Manne gehörte. Dort angelangt, erfuhr ich, daß ich einen Sarg für ein junges Frauenzimmer machen sollte, welches vermuthlich an der Auszehrung gestorben war; denn der Leichnam, sagte man mir, sehe aus, wie ein Skelett und die Todte werde, fügte der Mann hinzu, der mir den Auftrag gab, von der Familie nicht sehr betrauert.

Wir wurden durch eine Hinterthür in das Haus geführt, und indem wir durch die Vorhalle schritten, schlugen Gelächter und Ausbrüche von Fröhlichkeit an mein Ohr, die von einer Menge Bedienter in verschiedenen Livreen herkamen. Sie kontrastirten seltsam mit einer Trauerscene. Als wir weiter schritten, konnten wir nicht weniger unempfindliche Gespräche zwischen vornehmeren Leuten aus den Nebenzimmern vernehmen. In demselben Augenblicke ließ sich sogar eine helle reine Stimme hören, welche zu einer Harfe sang. Wir wurden in das Todtenzimmer durch ein junges Mädchen geführt, deren betrübte Haltung und Stille zeigte, daß doch wenigstens e i n e Seele in diesem Hause trauere. Wir klopf-

ten an die Thür, allein die tiefe Stille zeigte uns, daß Niemand bei dem entseelten Körper wache. Das junge Mädchen versuchte die Thür zu öffnen, allein da sie verschlossen war, rief sie einen Domestiken, welcher sagte, daß die Beschließerin den Zimmerschlüssel in der Tasche habe, daß diese mit ihren Freunden gegangen sei, um den Park zu besehen, und daß wir nur ein wenig warten dürften, sie werde bald wiederkehren. Wir warteten — lautlos, die schwachen Töne der Harfe drangen aus der Ferne zu uns, unterbrochen von verschiedenen Stimmen, welche erschollen oder schwiegen, wie sich Thüren öffneten oder schlossen, und dieses Geräusch des Lebens machte einen widerlichen Eindruck auf uns, die wir vor der Thüre des Todes standen. Endlich sagte das junge Mädchen, sich die Thränen abtrocknend, und gleichsam, als ob sie zu sich selbst redete: „Ach, sie hat auch auf dieser Harfe gespielt, sie hat auch gesungen, und viel schöner als diese — ach, was würde der arme Henry sagen, wenn er das wüßte?“ — „Wer war denn die Verstorbene?“ fragte ich. „Das weiß Niemand,“ antwortete das junge Mädchen, „die Einen meinen, sie sei die Tochter des Obristen gewesen, Andere halten sie für dessen Nichte. Hier im Hause war sie die Erzieherin der jungen Fräulein. Sie hat mir oft selbst gesagt, daß sie eine Waise sei — und ich — ach Gott! ich bin auch eine Waise!“ und bei diesen Worten weinte das junge Mädchen bitterlich. — „Und wer ist denn der Henry?“ — „Ach, das ist der Sohn des Herrn Obrist, und man hat ihn fortgeschickt, weil .....“ Die Ankunft der Beschließerin, welche glühend von dem Spaziergange und vielleicht auch von geistigen Getränken daher kam, störte

unsere Unterredung. Die Thür wurde geöffnet und wir traten ein. Die Familie wünschte, daß die Beerdigung so schnell als möglich geschehe. Sie war gestern gestorben, und sollte heute noch begraben werden. Ich warf einen Blick auf die Züge des verlassenen Wesens, deren junges Leben so wenig Werth für diejenigen hatte, welche sie umgaben; plötzlich war mir, als ob das Blut in meinen Adern stocke, ein Zittern erfaßte mich, arme Unglückliche! Ich hatte sie nur einmal gesehen, ich war ihr fremd, so wie sie mir, — und dennoch erkannte ich sie, ja, ja sie war es, die damals, als ich mit dem Sarge zu dem Kaufmann ging und ermüdet in der Straße rastete, so mitleidig das Geldstück mir in die Hand schob. Ihr Antlitz hatte im Tode wenig Veränderung erlitten; die Lippen waren noch freundlich halb geöffnet, mir war, als sollte ich ihre sanfte Stimme und die theilnahmsvollen Trostesworte noch einmal hören. Ach, auch sie war jetzt da, wo die Lebensmüden eine ewige Ruhe finden.

Als wir wieder aus dem Zimmer gingen, vernahmen wir großen Lärm, ein Wagen fuhr rasselnd in den Schloßhof, ein junger Mann stürzte beim Hauptthor herein. „Großer Gott! es ist Henry!“ schrie das junge Mädchen, welches uns begleitete.

Denselben Abend saß ich beim Kaminfeuer mit meiner lieben Violette, welche von süßer Hoffnung erfüllt, schon im Voraus des Glückes Mutter zu werden genoß, und ihr trauliches Gespräch ließ mich die traurigen Gemüthsbewegungen des Tages vergessen: da vernahmen wir plötzlich eilige Tritte und verwirrte Stimmen, die Thür öffnete sich, und meine Arbeiter, denen zwei Bediente aus Mead = Park

folgten, traten ein, alle unter einander schreiend. Es war unmöglich zu errathen, worum es sich handle. Endlich sagte man mir, die Unglückliche, welche man für todt hielt, habe noch Zeichen des Lebens gegeben, denn man habe dumpfes Stöhnen vernommen, welches aus dem Sarge zu kommen schien. Man beschied mich nach dem Schlosse: schnell nahm ich das nächste beste Werkzeug, welches mir zur Hand lag, und lief was ich konnte. Bald betrat ich das Zimmer, wo der Sarg stand. Der junge Mann, den ich des Morgens aus dem Wagen steigen gesehen, hatte den Sarg mit beiden Händen umfaßt und versuchte ihn vergebens zu öffnen. Mit fürchterlicher Stimme schrie er mir entgegen: »Geschwind! geschwind öffne, ich beschwöre dich, aber verletze sie nicht, sonst ist es um dein Leben geschehen. Hier hast du Gold, öffne!« Unvermögend mehr zu sagen, blieb er mit gehemmtem Athem und geöffnetem Munde stehen; aber als ein Bret des Sarges halb gelöst war, riß er es ungeduldig mit unmenschlicher Kraftanstrengung weg. Der Leichnam hatte wirklich seine Lage verändert, und ein Nagel, der das Leichentuch zerrissen hatte, wodurch ein Theil der Schulter bloß stand, hatte dem Körper eine Wunde beigebracht, woraus noch hellrothes Blut tropfte. Alle Umstehenden standen sprachlos vor Entsetzeu, er allein, der unglückliche Henry, umfaßte die Geliebte, küßte ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Stirne, faßte mit seinem Sacktuche die Blutstropfen auf ihrer Schulter auf. Dann horchte er ihrem Athem, allein — er hörte nichts mehr, sie hatte ausgelebt. Als er dieses gewahr wurde, ließ er weinend seine süße Bürde sinken, und der Ungeduld und Angst folgte ein fürchterlicher Ausbruch

der Verzweiflung. Niemand im Zimmer
außer ihm. Seine Augen hefteten sich sta
entglüht. Eine Hand auf den Leichnam
zum Himmel emporgehoben, schrie er also
es, ich bin nicht Ursache an ihrem Tode,
wesenheit ihr gewiß großen Schmerz ve
wahr, mein Gott! ich bin doch nicht
Tode? — Auch du nicht, grausame, u
ter, welche aus Stolz zwei liebende H
du! du, dessen verfluchte Hand ihr die
zum Athmen brauchte, du, der sie i
schloß. Mann, über dich komme der To
und meine Verzweiflung!“

Ich stürzte zum Zimmer hinaus u
kener, meiner selbst kaum bewußt, nach
mir noch begegnen, dieser fürchterlich
dachte ich, aber das Maß meines Ung
voll. Violette, welche die fürchterli
Aberglauben noch erschwert, vernomm
Violette hatte plötzlich Convulsione
vor der Zeit Mutter geworden. Bin
ich sie und mein Kind zusammen in
ten Sarg.

Seit dieser Zeit bin ich kalt fi
alle Schrecken sind nichts mehr für n
Särge, ohne daß bei einem derselbe
pocht. Möchte es bald ganz stille stehe

endlich, nachdem er weder einen
Gesicht, noch ein tröstendes Wort
ie Ehre gehabt ihnen zu sagen,
Angelegenheit mittheilen kann,
. Ich will also schon warten, bis

er eben seine Expensnote vollen-
ade von dem Amtsdiener bringen
nstuhle auf, ging zum Kamine,
kecker und dabei nichtssagender
dem er seine Chocolade schlürfte:
erren berichten Ihnen ganz recht,
Nacht, und wenn Ihre Angelegen-
Ihnen, sich gegen ein Uhr Nachts

Schreiber an, und blieb einige
nbeweglich stehen, dann sagte er
t, so werde ich diese Nacht wieder

üre hinter sich nicht ganz geschlossen,
chon in ein unbändiges Gelächter

sieht!“ sagte der erste, „habt ihr
?“

usgegraben worden wäre,“ fuhr der

t ein alter in Ruhe versetzter Kor-
e reklamirt,“ erwiederte der dritte.

der Verzweiflung. Niemand im Zimmer wagte zu athmen, außer ihm. Seine Augen hefteten sich starr auf mich, haßentglüht. Eine Hand auf den Leichnam gelegt, die andere zum Himmel emporgehoben, schrie er also: „Gott, du weißt es, ich bin nicht Ursache an ihrem Tode, obschon meine Abwesenheit ihr gewiß großen Schmerz verursacht hat, nicht wahr, mein Gott! ich bin doch nicht Ursache an ihrem Tode? — Auch du nicht, grausame, unempfindliche Mutter, welche aus Stolz zwei liebende Herzen trennte, aber du! du, dessen verfluchte Hand ihr die Luft entzog, die sie zum Athmen brauchte, du, der sie in den finstern Sarg schloß. Mann, über dich komme der Tod dieser Unglücklichen und meine Verzweiflung!“

Ich stürzte zum Zimmer hinaus und eilte wie ein Trunkener, meiner selbst kaum bewußt, nach Hause. Was konnte mir noch begegnen, dieser fürchterlichen Scene gleich? so dachte ich, aber das Maß meines Unglücks war noch nicht voll. Violette, welche die fürchterliche Geschichte, durch Aberglauben noch erschwert, vernommen hatte, meine theure Violette hatte plötzlich Convulsionen bekommen, und war vor der Zeit Mutter geworden. Binnen zwei Tagen legte ich sie und mein Kind zusammen in einen selbst gezimmerten Sarg.

Seit dieser Zeit bin ich kalt für alles; der Tod und alle Schrecken sind nichts mehr für mich; ich zimmere noch Särge, ohne daß bei einem derselben mein Herz heftiger pocht. Möchte es bald ganz stille stehen!

Oberst Graf Chabert.

Militärische Novelle.

„Seht, da kommt schon wieder der alte zerlumpte Kerl,“ sprach einer der Schreiber in der Kanzlei des Advokaten Derville, der eben am Fenster stand, auf die Straße sah und sein Frühstückbrot verzehrte; und aus der Brotkrume drehte er Kügelchen, und warf sie auf den Hut eines Unbekannten, welcher über den Hof eines Hauses in der Straße Vivienne ging, worin die Kanzlei sich befand.

„Der Herr schläft noch, und darf nicht geweckt werden,“ antwortete der erste Schreiber, der eben eine Expensnote entwarf.

„Dem Alten müssen wir einen Streich spielen,“ nahm der dritte das Wort, „sonst bleibt er uns nicht aus. Wie wär's, wenn wir ihm sagten, der Herr halte nur zwischen drei und vier Uhr Morgens Unterredungen mit seinen Clienten? Wir wollen dann sehen, ob der alte Schelm um diese Zeit auch kommt.“

Alle drei lachten und fanden den Witz vortrefflich; da wurde dreimal an die Thüre gepocht, dieses Pochen mit einem „Herein“ von den Schreibern beantwortet, und ein Mann in einem alten zerlumpten Kittel, an welchem man

die Farbe kaum erkannte, trat herein, machte mit der den Unglücklichen eigenen Aufmerksamkeit und Bescheidenheit leise die Thüre hinter sich zu, und suchte umsonst auf den Gesichtern der drei Schreiber einen Zug freundlichen Entgegenkommens. Geübt vielleicht in Beurtheilung der Menschen wandte er sich sehr unterthänig an den Jüngsten und fragte sehr demüthig: „Ist der Herr Doktor Derville nicht zu sprechen?“

Der Boshafte antwortete dem armen Frager nur mit einigen Schlägen der linken Hand auf sein Ohr, als ob er sagen wollte: „Ich bin taub.“

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte der zweite Schreiber, indem er sich bei seinem Arbeitstische nach der Seite rückte, die Feder hinter's Ohr steckte und das eine Bein über das andere schlug, so daß das Knie fast bis an sein Kinn reichte.

„Ich komme jetzt schon zum fünften Male,“ erwiederte der Fremde, „ich wünsche mit Herrn Derville zu sprechen.“

„Wegen eines Rechtshandels?“

„Ja, aber ich kann nur ihm allein sagen —“

„Der Herr Doktor schläft noch. Wenn Sie ihn über eine Angelegenheit zu Rathe ziehen wollen, so muß ich Ihnen sagen, er arbeitet im Geschäfte nur bis zwei oder drei Uhr nach Mitternacht. Aber wenn Sie uns Ihr Zutrauen schenken wollten, wir könnten vielleicht eben so, wie er —“

Der arme Client stand stumm. Er blickte bescheiden um sich wie ein Hund, der sich in der Küche vor Schlägen verbirgt, und suchte einen Stuhl, denn der Alte war entsetzlich müde.

„Mein Herr,“ sagte er endlich, nachdem er weder einen Stuhl, noch ein freundliches Gesicht, noch ein tröstendes Wort gefunden, „ich habe schon die Ehre gehabt ihnen zu sagen, daß ich Niemanden meine Angelegenheit mittheilen kann, als Herrn Derville selbst. Ich will also schon warten, bis er aufsteht.“

Der erste Schreiber, der eben seine Expensnote vollendet hatte und seine Chocolade von dem Amtsdiener bringen sah, stand von seinem Lehnstuhle auf, ging zum Kamine, sah den alten Mann mit kecker und dabei nichtssagender Miene an und sprach, indem er seine Chocolade schlürfte: „Ja, mein Herr, diese Herren berichten Ihnen ganz recht, der Herr arbeitet nur bei Nacht, und wenn Ihre Angelegenheit wichtig ist, so rath' ich Ihnen, sich gegen ein Uhr Nachts hier einzufinden.“

Der Fremde sah den Schreiber an, und blieb einige Augenblicke stumm und unbeweglich stehen, dann sagte er mit einem Seufzer: „Gut, so werde ich diese Nacht wieder kommen,“ und ging.

Noch hatte er die Thüre hinter sich nicht ganz geschlossen, als die drei Schreiber schon in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

„Wie der Kerl aussieht!“ sagte der erste, „habt ihr den Schädel beobachtet?“

„Als wenn er erst ausgegraben worden wäre,“ fuhr der zweite fort.

„Ich wette, das ist ein alter in Ruhe versetzter Korporal, der wieder Dienste reklamirt,“ erwiederte der dritte.

„Ich halte ihn eher für einen Gefangenwärter,“ meinte der zweite.

„Nein, nein,“ sprach der erste, „ich wette, er ist von Adel.“

„Von Adel?“ antwortete der zweite lachend, „hast du denn seinen Flausrock nicht gesehen, an dem man die Farbe gar nicht mehr erkennt, und die Stiefel voll Offenherzigkeiten?“

„Und dennoch behaupte ich, er ist von Adel,“ erwiederte der erste, „denn seine Miene, sein Anstand —“

„Nun was gilt's?“

„Den Eintritt für uns Alle ins Theater!“

„Recht! es gilt!“ und mit diesen Worten lief der dritte Schreiber zum Fenster, riß es auf und rief hinaus: „Mein Herr! mein Herr!“

„Was thust du denn, Eduard?“ fragte der erste.

„Nun ich ruf' ihn herauf, um ihn zu fragen, wer er sei, er muß es doch selbst am besten wissen.“

Und neues allgemeines Gelächter erscholl. Der arme Alte kehrte im Hofe um und stieg die Treppe herauf.

„Was werden wir ihm jetzt sagen?“ fragte der zweite.

„Laßt nur mich machen,“ antwortete der erste.

„Mein Herr,“ redete er den Alten in dem Augenblicke an, als dieser schüchtern und mit gesenkten Blicken hereintrat, „mein Herr, wollen Sie die Güte haben, uns Ihren Namen zu sagen, damit wir dem Herrn Doctor melden können, wer mit ihm zu sprechen wünscht.“

„Chabert.“

„Doch nicht der Oberst Chabert, der bei Eylau geblieben ist?“

„Ja, mein Herr, derselbe,“ antwortete der Mann mit einfacher Biederkeit, und darauf ging er wieder.

Nun gab es ein noch größeres Gelächter, und Ausrufungen, Fragen und Erklärungen in Menge. „Du hast verloren,“ sprach der erste Schreiber zum zweiten, „du mußt also den Eintritt ins Theater für uns Alle bezahlen. In welches Theater gehen wir?“

„In das wohlfeilste, wenn ich bezahlen muß, indessen ist das auch noch nicht ausgemacht, denn der alte Affe kann uns zum Besten gehabt haben. Die ganze Welt weiß ja, daß der Oberst Chabert todt ist, seine Frau hat sich wieder verheirathet mit dem Staatsrath Ferrand. Das wißt ihr ja Alle so gut als ich, denn sie ist ja eine Clientin unsers Herrn.“

„Und wenn's der Oberst Chabert gewesen wäre, der würde anders mit unserm Simonin umgesprungen seyn, als er sich taub stellte.“

„Das Theater bleibt also verschoben, bis die Sache entschieden ist.“ Und die Schreiber setzten sich wieder an ihre Tische und arbeiteten weiter.

Um ein Uhr Nachts pochte der sogenannte Oberst Chabert an die Thüre des Herrn Derville, welcher obschon noch jung, für einen der vorzüglichsten Rechtskundigen in Paris galt; er wurde eingelassen und war nicht wenig erstaunt zu sehen, wie der erste Schreiber auf einem Tische

des Speisezimmers die Aktenstöße ordnete, welche am künftigen Tage an die Ordnung kommen sollten.

Der Schreiber, nicht weniger verwundert, grüßte den Oberst und bat ihn sich niederzulassen, was dieser auch that.

„Wirklich mein Herr, ich glaubte gestern, Sie scherzen, indem Sie mir diese sonderbare Stunde zu einer Unterredung bestimmten,“ sagte der Alte mit der Fröhlichkeit eines Unglücklichen, der sich zum Lächeln zwingt.

„Wir scherzten und sagten Ihnen doch auch zugleich die Wahrheit,“ antwortete der Schreiber. „Herr Derville hat theils aus Gewohnheit, theils aus Vorliebe diese Stunde gewählt, seine Rechtsfälle zu untersuchen, deren Mittel zu überlegen, ihren Gang zu ordnen und seine Schriften darüber zu verfassen. Es scheint fast, als ob seine fruchtbare Erfindungsgabe nur nach Mitternacht sich in ihrem ganzen Glanze entfalte. Er will allein und ruhig seyn, wenn er arbeitet. Sie sind seit sechs Jahren das dritte Beispiel einer nächtlichen Consultation. Wenn er nach Hause kommt, so sieht er Alles genau durch, liest Alles, entwirft seine Pläne und läßt mich dann rufen, um mir seine Meinung mitzutheileu. Den Abend bringt er gewöhnlich in Gesellschaften zu und denkt da mitten unter Vergnügungen aller Art an seine Prozesse. Er hat mich versichert, daß ihm seine besten Ideen mitten unter Lärmen und Unterhaltungen gekommen seien. — Dies ist sein Leben. — Er ist übrigens sehr beschäftigt und verdient viel Geld.“

Der Alte schwieg, und sein bizarres Gesicht hatte einen so stupiden Ausdruck angenommen, daß der Schreiber der

festen Meinung, er habe ihn gar nicht verstanden, sich nicht weiter um ihn bekümmerte.

Einige Augenblicke nachher trat Herr Derville ein. Der Schreiber öffnete die Thüre, und beschäftigte sich damit, noch einen Stoß Akten zu klassifiziren. Der junge Advokat, im Ballkleide, blieb einen Augenblick erstaunt stehen, und betrachtete den seltsamen Clienten, welcher ihn im Halbdunkel einer Nische erwartete.

Der Oberst Chabert stand auch so unbeweglich, wie eine Wachsfigur, aber diese Unbeweglichkeit würde vielleicht nicht die Ursache des Staunens gewesen seyn, wenn sie nicht erhöht durch die ganze sonderbare, fast übermenschliche Persönlichkeit des Alten, ein ganz eigenes Bild dargeboten hätte. Der Mann war groß und hager, seine Augen, statt einen Glanz von sich zu geben, schienen wie mit einem Häutlein bedeckt zu seyn, man hätte sie für Perlmutter ansehen können, welches bei dem Schein der Kerzen einen bläulichten Schimmer von sich warf. Sein Gesicht war blaß, schwarzbraun und so zu sagen schneidig. Der Hals war durch eine schlechte schwarzseidene Cravate zusammengeschnürt, und ein Mann von vieler Einbildungskraft hätte diesen alten Kopf für einen Schattenriß, zufällig hingeworfen, ansehen können. Es war ein Rembrandt'sches Gemälde ohne Rahmen. Der Rand des Hutes, mit dem die Stirne des Alten bedeckt war, bildete auf dem Obertheile des Gesichtes einen schwarzen Streif, und dieser Effekt, eben so natürlich als bizarr, bewirkte, daß durch den Contrast die weißen Runzeln, die kalten Krümmungen, die entfärbten Eindrücke dieser leichen-

artigen Physiognomie noch mehr hervortraten. Außerdem vereinigte sich eine gänzliche Unbeweglichkeit des Körpers, ein Blick ohne alle Wärme mit einem gewissen Ausdrucke von trübsinniger Geistesabwesenheit und mit den Symptomen, welche den Idioten charakterisiren, und machten, über diese Gestalt ausgegossen, etwas, so zu sagen, Unglückliches, wofür man in allen Sprachen der Menschen keinen Namen findet.

Aber für den Beobachter war in diesem welken, gebeugten Menschen doch noch etwas mehr zu finden, es fanden sich in diesen Trümmern des Lebens die Zeichen eines tiefen Schmerzes, die Anzeigen eines Elendes, welches die Seele dieses einst schönen Gesichtes verbraucht hatte, wie vom Himmel fallende Wassertropfen mit der Zeit einen prächtigen Marmor verunstalten. Ein Arzt, ein Dichter, ein Richter hätten ein ganzes Drama geahnet bei dem Anblick dieses sublimen Entsetzens, dessen kleinstes Verdienst es war, jenen unwahrscheinlichen Phantasiebildern zu gleichen, welche unsere exaltirten Bildner auf den Stein hinzeichnen, während sie sich im Gespräche mit ihren Freunden unterhalten.

Beim Anblicke des Advokaten fuhr der Alte in konvulsivischen Bewegungen zusammen, gleichsam wie der Dichter, wenn ihn ein plötzliches Krachen in der Stille der Nacht aus seinen fruchtbaren Träumereien aufschreckt. Der Unbekannte nahm schnell den Hut ab, und stand auf, den jungen Mann zu grüßen, aber seine Perrücke, welche vermuthlich an dem fetten Leder im Innern seines Hutes kleben geblieben war, blieb darin, und der Oberst zeigte plötzlich eine fürchterlich verstümmelte Hirnschale. Eine querlaufende Narbe, eine

hervorragende Naht bildend, fing beim Hinterhaupte an und verlor sich beim rechten Auge.

Weder der Advokat noch sein Schreiber verspürten Lust zum Lachen, so fürchterlich war dieser Schädel anzusehen; denn der erste Gedanke, der sich dabei unwillkührlich aufdrängte, war der: „Da drunter ist kein Verstand mehr.““

„Wenn das der Oberst Chabert nicht ist, so ist es doch ein feiner Gauner!“ dachte der Schreiber bei sich.

„Mein Herr!“ nahm Derville das Wort, „mit wem hab' ich die Ehre zu sprechen?“

„Mit dem Oberst Chabert — mit demselben, der bei Eylau getödtet wurde,“ antwortete der Alte.

Bei dieser seltsamen Antwort warfen sich die beiden Männer der Themis einen Blick zu, welcher sagte: „der Mensch ist ein Narr.“

„Mein Herr!“ fuhr der Oberst fort, „was ich Ihnen über mich und meine Lage zu sagen habe, wünschte ich nur Ihnen ganz allein anzuvertrauen.“

Ein beachtungswerthes Ding ist die gewöhnliche Unerschrockenheit der Advokaten. Sei es die Gewohnheit viele und verschiedene Menschen zu empfangen, sei es das Bewußtseyn des Schutzes der Gesetze, oder das Vertrauen in ihr Amt, sie treten gleich den Priestern und Ärzten überall ohne Furcht ein. Das könnte man den Civilmuth nennen.

Derville gab seinem Schreiber ein Zeichen und dieser entfernte sich.

„Mein Herr!“ sprach Derville, „bei Tage zähle ich meine Stunden nicht, aber in der Nacht sind mir die Augenblicke kostbar, daher bitte ich Sie, sich kurz und gedrängt

zu erklären. Ich selbst werde Sie um Aufklärungen über jene Punkte ersuchen, welche mir dunkel zu seyn scheinen. Reden Sie!“

Er gab seinem sonderbaren Clienten ein Zeichen sich niederzusetzen und setzte sich selbst an die Ecke eines Tisches, von welchem er Aktenstücke nahm und sie durchblätterte, indem er zugleich den Worten des Sprechenden einige Aufmerksamkeit schenkte; allein bald ließ er alles Andere liegen und horchte mit aller Aufmerksamkeit zu.

„Sie wissen vielleicht, mein Herr,“ begann der Verstorbene, „daß ich bei Eylau ein Cavallerieregiment kommandirte. Ich darf es sagen, ich habe mitgewirkt zu dem Siege, den unsere Armee dort erfocht. Dies ist eine historische Sache, welche zu meinem Nachtheile in allen öffentlichen Blättern des Breiteren bekannt gemacht wurde, denn leider ist darin auch mein Tod ausführlich beschrieben. Wir zersprengten die russischen Linien und marschirten vorwärts. In dem Augenblicke, als ich gegen den Platz kam, wo der Kaiser stand, stieß ich auf das Gros der feindlichen Cavallerie. Ich stürzte mich wie ein Wüthender drauf los, allein zwei Offiziere, wahre Riesen, attakirten mich auf einmal und spalteten mir den Schädel. Ich stürzte vom Pferde. Murat wollte mir zu Hilfe eilen und ritt mir über den Körper weg, er und sein Korps von 3000 Mann. — Entschuldigen Sie, aber ich spreche die Wahrheit. — Mein Tod wurde dem Kaiser gemeldet, der mich etwas leiden konnte, er wollte sich davon überzeugen und versuchen, ob nicht vielleicht doch noch Rettung möglich sei, daher sandte er auf der Stelle zwei Chirurgen ab, um mich zu untersuchen und be-

fahl ihnen — vielleicht etwas obenhin: „„Geht und seht, ob der arme Chabert vielleicht doch noch Leben in sich hat.““

„Die verdammten Chirurgen, welche wohl dachten, die Hufe so vieler Pferde müßten mich zermalmt haben, kamen, oder kamen vielleicht auch nicht, ich weiß darüber nichts zu sagen, denn ich lag besinnungslos; das weiß ich aber, daß sie den Rapport abstatteten, ich sei wirklich todt, und sonach wurde denn auch mein Tod nach den Militärgesetzen constatirt.“

Indem der Advokat seinen Clienten sich so folgerecht und klar ausdrücken und ihn Thatsachen erzählen hörte, stützte er seinen linken Ellbogen auf den Tisch, den Kopf in seine Hand und sprach: „Wissen Sie auch, mein Herr, daß ich der Rechtsanwald der Gräfin Ferrand, der Witwe des Obersten Chabert bin?“

„Meines Weibes? Ich weiß es, mein Herr, auch habe ich mich erst jetzt, nach vielen unfruchtbaren Schritten, die ich bei andern Gerichtskundigen gemacht habe, die mich alle für toll hielten, entschlossen, bei Ihnen zuzusprechen. Von meinem Unglücke werde ich später sprechen. Lassen Sie mich Ihnen jetzt nur die Thatsachen mittheilen, und sie so erklären, wie ich sie selbst weiß; denn ich bin leider durch mancherlei Umstände, welche nur der Vater im Himmel kennt, gezwungen, Ihnen mehrere davon nur als Hypothesen vorzutragen.“

„Wahrscheinlicherweise, mein Herr, hatten mich meine Wunden in eine Art Starrkrampf versetzt, denn ich wurde ganz beraubt, und blieb nackt auf dem Schlachtfelde liegen, so daß die Leute, welche bestimmt wurden die Todten zu beerdigen, mich mit in die Grube warfen.“

„Erlauben Sie mir hier eine kleine Erzählung einzureihen, die mir erst später bekannt werden konnte, als die Begebenheit vorfiel, welche ich meinen Tod benennen kann.“

„Ich begegnete in Stuttgart einem alten Marechal-de-logis von meinem Regimente; der gute Mann, der Einzige, der mich nachher wieder erkennen wollte, hat mir meine wunderbare Erhaltung erklärt. Er sagte mir, mein Pferd habe einen Schuß in die Flanke erhalten in dem Augenblicke, als die Russen mich niederhieben. Das Thier und sein Reiter seien über und unter einander gefallen, so daß wahrscheinlich der Körper des Pferdes mich vollständig bedeckte.“

„Als ich zu mir kam, war ich in einer Lage, mein Herr, in einer Atmosphäre, wovon ich Ihnen keine Beschreibung machen könnte, und wenn ich bis morgen fortspräche. Die Luft, die ich einathmete, war lau und mephitisch. Ich wollte mich bewegen und fand nicht Raum dazu. Ich öffnete die Augen und sah nichts. Ich bemerkte wohl, daß ich keine Luft habe und daher ersticken müsse. Dieser fürchterliche Gedanke raubte mir die schmerzhafte Empfindung, die mich erweckt hatte. Meine Ohren klangen heftig und ich vernahm, oder glaubte zu vernehmen, denn ich will nichts behaupten, Seufzer, welche unter mir hervordrangen.“

„Obwohl meine Erinnerung an diesen Augenblick ziemlich dunkel und verwirrt ist, gibt es doch noch immer Nächte, wo ich diese unterdrückten Seufzer höre. Allein es war damals noch etwas viel Schrecklicheres, als alles dieses, nämlich eine Stille, die mir seitdem nicht mehr vorkam, eine wahre Grabesstille.“

„Endlich meine Hände erhebend, und die leblosen Körper um mich betastend, bemerkte ich einen Zwischenraum zwischen mir und dem Cadaverhaufen über mir, ich maß diesen Raum, der mir durch einen mir unbekannten Zufall gelassen wurde. Es schien, Dank sei es der Eile, womit man uns alle unter einander in die Grube geworfen hatte, daß zwei Todte über mir sich also gekreuzt hatten, daß sie einen Winkel bildeten, ähnlich demjenigen, welchen Spielkarten, von einem Kinde zur Aufführung eines Hauses mit den Rändern an einander gestellt, bilden. Ich stieß dann, indem ich mit außerordentlicher Schnelligkeit alles um mich durchsuchte, auf einen Arm, der glücklicherweise an keinem Körper hing, ein wahrer Herkulesarm, ein vortreffliches Mittel, dem ich meine Rettung verdankte. Mit einer wahren Wuth suchte ich die Leichname über mir auf die Seite zu räumen. Ich arbeitete schnell und so viel es meine Kräfte zuließen, und noch weiß ich nicht, wie es mir gelang, den Fleischdamm, welcher einen Wall zwischen mir und dem Leben bildete, zu durchbrechen, allein ich hatte ja drei Arme, und mein Hebel brachte mich der Luft immer näher, so daß ich, Gott sei Dank, auch leichter zu athmen begann.“

„Endlich sah ich das Licht, vom Schnee doppelt erhellt. In diesem Augenblicke, mein Herr, bemerkte ich, daß mein Kopf eine Wunde habe, welche aber von meinem eigenen Blute, so wie von jenem meiner Kameraden, und meines Pferdes, was weiß ich, wie von einem Pflaster überkleistert war. Als mein wunder Kopf den Schnee berührte, verlor ich mein Bewußtsein, indessen gewann ich bald, fortkriechend, ein kleines rundes Plätzchen, auf welchem ein Son=

nenstrahl den Schnee geschmolzen hatte; da schrie ich volle zwei Stunden lang vergebens und fiel dann neuerdings bis zum Tode ermattet in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, stieg eben die Sonne auf. Eine Frau ging vorüber und hatte den Muth, den Schädel näher zu betrachten, den sie schon gleich einem Schwamme mit dem Fuße von sich stoßen wollte, sie rief ihren nicht weit entfernten Mann und Beide trugen mich in ihre hölzerne Barrake.“

„Es scheint, daß ich dann wieder einen Starrkrampf hatte; denn einige Tage lag ich in einem Zustand der Besinnungslosigkeit. Sechs Monate befand ich mich zwischen Leben und Tod, sprach, wie mir meine Wirthe später erzählten, entweder gar nichts, oder wenn ich sprach, Worte ohne Sinn. Ich wurde endlich von den guten Leuten in das Spital von Heilsberg gebracht.“

„Sie können wohl begreifen, mein Herr, daß ich aus dem Schooße meiner Grube so nackt hervorging, als aus jenem meiner Mutter. Als ich mich daher zehn Monate nachher erinnerte, daß ich der Oberst Chabert sei, und den Leuten zumuthete, mich als solchen zu erkennen und zu achten, lachten sie mir geradezu in's Angesicht.“

„Übrigens hatte sich zu meinem Glücke der Wundarzt des Spitals aus Eigenliebe für meine Genesung verbürgt, und als ich ihm nachher meinen Stand und Namen entdeckte, ließ er nach allen Formen Rechtens die Grube, in welcher ich lebendig begraben lag, Tag und Stunde, wo ich von meiner Wohlthäterin und ihrem Manne gefunden wurde, die Art und Lage meiner Wunden gerichtlich constatiren und fügte diesem Verbalprozesse eine genaue Beschreibung mei-

ner Person bei. Aber leider, mein Herr, besitze ich weder diese wichtigen Schriften, noch die Erklärung, welche ich bei einem Notar jenes Städtchens über die Identität meiner Person niederlegte."

„Seit dem Tage, als ich durch die spätern Kriegsbegebenheiten aus Heilsberg verjagt wurde, irrte ich nun wie ein Landstreicher herum, bettelte mein Brot, und wurde als ein Wahnsinniger behandelt, wenn ich meine Abenteuer erzählte. Aber ich besaß keinen Sous, um mich in den Besitz jener Akten zu setzen, welche ich doch zur Bestätigung meiner Angaben so nöthig gehabt hätte. Oft wurde ich durch körperliche Schmerzen, die Folgen meiner Wunden, in kleinen Städten und Dörfern zurückgehalten, wo man mich mitleidig pflegte, so lang' ich der Barmherzigkeit bedurfte, aber mich auch alsobald auslachte, wenn ich — mich besser fühlend — der Oberst Chabert seyn wollte. In Stuttgart sperrten sie mich sogar in's Narrenhaus, und sagen Sie selbst, mein Herr, ob meine seltsamen Behauptungen dies grausame Verfahren nicht rechtfertigten?"

„Nach zwei Jahren der Noth und des Jammers endlich, und nachdem ich wohl tausendmal sagen gehört: „„Das ist der arme Mann, der sich einbildet, der Oberst Chabert zu seyn!"" gelangte ich endlich zur Überzeugung, daß ich mit meinem Plane nie reussiren könne. Ich wurde traurig, resignirt, ruhig. Ich wollte nun nicht mehr der Oberst Chabert seyn, sprach kein Wort mehr davon, nannte den Namen nicht mehr, und wünschte nur Frankreich wieder zu sehen — ach, mein Herr, Paris wieder zu sehen, welch ein Entzücken!" Bei diesem Ausruf ließ der Alte den Kopf sin-

ken und zerdrückte eine Thräne in seinem Auge, welche Derville durch Stillschweigen ehrte.

„Eines Tages, es war ein schöner Frühlingstag," fuhr der Arme nach einer Pause zu erzählen fort, „öffnete man mir mein Gefängniß, gab mir sechs Reichsthaler und die Erlaubniß zu gehen, wohin ich wollte, unter der Bedingung, daß ich nicht mehr so unsinniges Zeug schwätzen und nicht mehr behaupten wolle, daß ich der Oberst Chabert sei. Ich kann wohl sagen, zu jener Zeit und auch noch jetzt gibt es wirklich Augenblicke, wo mir mein Name zuwider ist. Ich wollte ich wäre nicht Ich. Wenn meine Wunden mir alle Erinnerungen an die Vergangenheit geraubt hätten, so wäre ich glücklich. Aber das Bewußtsein meiner Rechte und Ansprüche macht mich elend. Ich würde unter irgend einem andern Namen wieder Dienste genommen haben, und vielleicht hätte ich's schon wieder bis zum Obersten gebracht."

„Mein Herr," fiel hier der Advokat ein, „Sie verwirren alle meine Ideen. Ich glaube zu träumen, wenn ich Ihnen zuhöre. Lassen Sie uns einen Augenblick abbrechen."

„Sie sind," versetzte der Oberst mit melancholischer Miene, „Sie sind der erste Mensch, der mich geduldig anhört, und mir doch einigen Glauben zu schenken scheint. Keiner von den andern Advokaten verstand sich dazu, mir auch nur ein paar Napoleons vorzuschießen, um die nöthigen Beweise zu meinem Prozesse aus Deutschland kommen zu lassen."

„Welchen Prozeß?" fragte Derville hastig, der Alles vergessen zu haben schien.

„Wie, mein Herr? die Gräfin Ferrand ist mein Weib und besitzt 30,000 Livres jährliche Renten, die mir zugehören. Als ich das den Rechtsgelehrten sagte und ihnen anvertraute, daß ich entschlossen sei, gegen meinen Tod und gegen ihre Heirath Klage führen zu wollen, so lächelten sie freilich Alle, und meinten, ich würde nicht auslangen, aber darum wandte ich mich ja eben an sie. Ich war unter den Todten begraben, aber jetzt soll ich auch unter den Lebendigen, unter den Akten, unter Thatsachen begraben bleiben, und die menschliche Gesellschaft will mich neuerdings unter die Erde zurückweisen. — Nein, da dank' ich schön!“

„Belieben Sie nun fortzufahren, mein Herr,“ sagte der Advokat und setzte sich wieder in horchender Stellung zurechte.

„Belieben?“ schrie der Alte, indem er Derville's Hand faßte, „ach, solch ein Wort habe ich lange nicht gehört,“ und Thränen erstickten seine Stimme.

„Hören Sie,“ nahm der Advokat das Wort, „ich habe diesen Abend 300 Franken im Spiele gewonnen, so kann ich ja leicht die Hälfte dieser Summe für das Glück eines Menschen hergeben. Ich will alle möglichen Mittel anwenden, um Ihnen die Beweise aus Deutschland zu verschaffen. Bis dahin geb' ich Ihnen täglich 100 Sous zu Ihrem Unterhalt. Wenn Sie der Oberst Chabert sind, so werden Sie diese geringe Hilfe wohl dem gewöhnlichen Mißtrauen eines Advokaten verzeihen. — Und nun fahren Sie in Ihrer Erzählung fort.“

Der Oberst blieb einige Augenblicke stumm und unbeweglich. Sein unbegränztes Unglück hatte ihm vermuthlich

schon allen Glauben an die Menschen, jede Hoffnung auf ihre Hilfe vernichtet, und wenn er seinem Namen, seinem Ruhme, sich selbst nachlief, so gehorchte er nur jenem unerklärlichen Gefühle, welches in jedes Menschen Herzen wohnt, und welchem wir die Nachforschungen der Alchymisten, den Ehrgeiz, die Entdeckungen der Astronomie, der Physik und aller andern Wissenschaften danken. In seinen Augen war sein Ich nur ein untergeordnetes Wesen, so wie die Lust am Gewinne dem Spieler theurer ist als der Gewinn selbst.

Die Worte des jungen Advokaten waren also wie ein Wunder für den armen Mann, der seit zehn Jahren von der ganzen Schöpfung, von seinem Weibe und von der Gerechtigkeit zurückgestoßen ward. Bei einem Advokaten, von dem er es am allerwenigsten vermuthet hatte, empfing er nun diese zehn Goldstücke, welche ihm durch so lange Zeit, von so vielen Menschen, auf so viele Arten und Unarten verweigert worden waren; der Oberst glich in diesem Augenblick jener Dame, welche fünfzehn Jahre das Fieber hatte, und sich erst an dem Tage krank fühlte, an dem sie ganz geheilt war. Es gibt Glücksfälle, an die man nicht glaubt, sie schlagen ein wie der Blitz und verzehren. Auch fühlte der arme Mann zu viel Dank in seinem Innern, als daß er ihn hätte ausdrücken können. Derville erkannte eben daran seine Redlichkeit, ein Gauner hätte jetzt Worte gehabt.

„Wo blieb ich denn?“ fragte endlich der Oberst mit der Naivetät eines Kindes, oder eines Soldaten; denn es ist oft viel Kindliches in einem Soldaten, und fast immer etwas Soldatisches in einem Kinde, vorzüglich in Frankreich.

„In Stuttgart. — Sie verließen Ihr Gefängniß,“ antwortete der Advokat.

„Sie kennen ja meine Frau?“ fragte der Oberst.

Der Advokat nickte mit dem Kopfe.

„Wie sieht sie aus?“

„Noch immer sehr reizend.“

Der Alte machte ein Zeichen mit der Hand und schien einen geheimen Schmerz mit jener feierlichen Resignation zu verschlingen, welche in Schlachten erprobte Männer charakterisirt. „Mein Herr,“ sprach er mit einer Art von Fröhlichkeit, „wenn ich ein hübscher Bursche gewesen wäre, so würde mich keiner meiner Unglücksfälle getroffen haben, allein ich hatte ein wahres Requiemgesicht, ich glich mehr einem Eskimo als einem Menschen, ich, der ich doch im Jahre 1799 für einen der hübschesten jungen Männer galt.“

„An demselben Tage,“ fuhr der Oberst Chabert in seiner Erzählung fort, „wo man mich in Stuttgart gleich einem Hunde auf die Straße warf, begegnete ich dem Marechal-de-logis, von dem ich schon gesprochen habe. Sein Name ist Boutin, ich traf ihn auf der Promenade bettelnd. Ich erkannte ihn sogleich, aber er mich natürlicherweise nicht. Wir gingen mit einander in eine Schenke, und als ich mich ihm nannte, brach er in ein lautes, unmäßiges Gelächter aus. Seine Fröhlichkeit machte mir tiefen Schmerz. Ich war also selbst für den besten und dankbarsten meiner Freunde unkennbar. Ich hatte Boutin das Leben gerettet, allein das war nur Wiedervergeltung; denn ich dankte ihm auch das meinige. Es geschah in Italien, in Ravenna wo er durch seinen Muth und Beistand

verhinderte, daß ich nicht erdolcht wurde; allein damals war ich noch nicht Oberst. Diese Begebenheit umfaßte Einzelnheiten, welche nur wir Beide allein wissen konnten, und als ich ihm diese in's Gedächtniß zurückrief, verminderte sich sein Unglauben. Ich erzählte ihm alle Umstände meiner sonderbaren Existenz und obschon, wie er mir sagte, meine Augen und meine Stimme seltsam verändert waren, obschon ich keine Zähne, keine Augenbrauen mehr hatte, obschon ich blank von Haaren war, gleich einem Albino, so erkannte er in seinem bettelnden Kameraden doch endlich seinen Obersten nach tausend Fragen, welche ich alle siegreich beantwortete."

„Er erzählte mir dann auch seine Abenteuer. Sie waren nicht minder sonderbar, als die meinigen. Er kam von der chinesischen Grenze, wo er eindringen wollte, nachdem er aus Siberien entwischt war. Er erzählte mir die Unglücksfälle des russischen Feldzugs und Napoleons Abdikation. Diese Neuigkeit war eine derjenigen, welche mir den größten Schmerz verursachten. Wir waren zwei entsetzliche Überreste einer furchtbaren Armee."

„Boutin, doch noch kräftiger als ich, nahm es dann auf sich nach Paris zu gehen, und meine Frau von dem Zustande zu unterrichten, in welchem er mich gefunden. Ich schrieb an sie einen ausführlichen Brief. Es war schon der vierte, mein Herr. Wenn ich andere Blutsverwandte gehabt hätte, so würde ich mich lieber an diese gewandt haben, allein ich bin eine Waise, der kein anderes Erbtheil hatte, als seinen Muth, keine andere Familie als Gott,

und alle Welt — doch — ich irre mich — ich hatte einen Vater, es war der Kaiser.“

„Boutin reiste ab. O wie glücklich war der Mann, er besaß zwei weiße Bären, welche er tanzen ließ, womit er sich sein Brot erwarb. Aber ich konnte ihn nicht begleiten, denn noch immer ließen mich meine Schmerzen nur ganz kurze Strecken zurücklegen. Ich weinte, mein Herr, als wir uns trennten, nachdem ich noch, so weit es meine Kräfte zuließen, mit ihm und seinen Bären marschirt war. Aber in Karlsruhe hatte mich neuer Nervenkrampf im Kopfe niedergeworfen, und ich lag dort sechs Monate auf dem Stroh in einer Herberge.“

„Ich würde kein Ende finden, mein Herr, wollte ich Ihnen alles Unglück, alle Noth meines Bettlerlebens mittheilen. Moralische Leiden überstiegen noch die physischen, allein sie erwecken weniger Mitleid. Ich erinnere mich vor einem Hotel in Straßburg bittere Thränen vergossen zu haben, in welchem ich einst ein glänzendes Fest gab, und jetzt nicht ein Stück Brot erhielt.“

„Da ich mit Boutin den Weg genau verabredet hatte, den ich nehmen würde, so erkundigte ich mich auf jedem Postbureau, ob nicht ein Brief an mich angelangt sei. Allein ich kam bis nach Paris, ohne einen zu erhalten. Boutin wird gestorben seyn, dachte ich mir. Wirklich hatte den armen Teufel eine Kugel bei Waterloo hinübergenommen. Ich erfuhr dies später durch einen Zufall. Seine Verwendung bei meiner Frau war vermuthlich fruchtlos.“

„Endlich zog ich in Paris zugleich mit den Kosaken ein. Ich hatte keine Schuhe an den Füßen, keinen Sous in der

Tasche, Lumpen bedeckten mich, die Nacht vor meiner Ankunft war ich gezwungen unter freiem Himmel im Wäldchen de Claye zuzubringen, und als ich durch die Vorstadt Saint-Martin ging, fiel ich an der Thüre eines Eisenhändlers ohnmächtig zu Boden. Ich erwachte wieder in einem Bette im Hotel-Dieu. Da blieb ich einen Monat und befand mich so ziemlich leidlich, aber man schickte mich auch da bald wieder fort. Ich ging schnurstracks in die Straße Montblanc, wo meine Frau in einem mir zugehörigen Hotel wohnen mußte; allein mein Hotel war niedergerissen und mehre Häuser daraus gemacht worden. Da mir nicht bekannt war, daß sich meine Frau mit Hrn. Ferrand verheirathet habe, so konnte ich auch keine Auskunft über sie erhalten. Ich begab mich also zu einem alten Advokaten, der einst meine Geschäfte besorgt hatte, allein er hatte die Advokatur niedergelegt und seine Geschäfte einem jungen Manne übergeben. Dieser benachrichtigte mich zu meinem größten Erstaunen von der Einantwortung meiner Hinterlassenschaft, von der Verehligung meiner Frau und der Geburt zweier Kinder, und als ich ihm sagte, daß ich der Oberst Chabert sei, lachte er so unbändig, daß ich ihn sogleich verließ, denn ich wollte mein Gefängniß in Stuttgart nicht durch jenes in Charenton fortsetzen und beschloß daher, auf meiner Hut zu seyn. Dann, mein Herr, nachdem ich nun wußte, wo ich meine Frau zu suchen habe, machte ich mich, das Herz erfüllt mit Hoffnung, auf den Weg zu ihrem Hotel.“

„Tausend Bomben!“ rief nun der Oberst mit erhöhter Wuth, „ich wurde nicht empfangen, nachdem ich mich unter einem erborgten Namen melden ließ, und mir wurde

die Thüre gewiesen, als ich später meinen wahren Namen angab. Ich blieb ganze Nächte an dem Thorpfeiler ihres Hotels lehnen, um sie zu sprechen, wenn sie aus dem Theater, oder vom Balle nach Hause zurückkehrte, mein Blick drang durch den Wagen, der blitzschnell an mir vorüberrollte, und es gelang mir kaum, das Weib zu sehen, das nicht mehr das meinige ist.“

„Seit diesem Tage, mein Herr, wurde das Gefühl der Rache in meinem Busen lebendig. Sie weiß, daß ich lebe; — sie hat von mir, schon seit meiner Rückkehr, zwei Briefe erhalten, ich habe sie selbst übergeben. — Wenn sie mich nicht mehr liebt — ich — ich liebe und verachte sie. — Sie hat kein Herz. — Mir dankt sie ihr Vermögen, ihr Glück — und sie — ach, nicht einmal einen Sous hat sie mir durch eine dritte Person zukommen lassen, sie — sie — aber Geduld, Elende!“

Mit diesen Worten sank der alte Soldat auf seinen Stuhl zurück und blieb unbeweglich.

Derville schwieg ebenfalls, seinen Clienten betrachtend.

„Der Fall ist schwierig,“ sprach er endlich maschinenmäßig. „Selbst wenn wir die Beweise aus Heilsberg erhalten, so kann ich noch nicht bürgen, ob wir siegen werden.“

„O!“ antwortete der Oberst kalt, den Kopf stolz emporhebend, „wenn ich unterliege, so werde ich zu sterben wissen — aber nicht allein.“

„Vielleicht daß ein Vergleich —“ sagte der Advokat.

„Vergleich?“ schrie der Oberst. „Leb' ich, oder leb' ich nicht?“

„Mein Herr,“ versetzte Derville, „ich hoffe, Sie werden meinem Rathe in Allem folgen. Ihre Sache soll die meinige seyn, und Sie werden sich bald vollends von dem Antheile überzeugen, den mir Ihre Persönlichkeit wie Ihr Unglück eingeflößt haben. Einstweilen geb' ich Ihnen einige Worte an meinen Solicitator, er wird Ihnen alle acht Tage gegen Ihre Quittung 50 Franken einhändigen. Ich werde diesen Auszahlungen die Form eines Darleihens geben.“

Diese Delikatesse entlockte dem Auge des Alten Thränen.

Derville stand auf und ging in sein Cabinet, kam aber bald wieder mit einem unversiegelten Briefe zurück und überreichte ihn dem Obersten. Als er ihn zwischen den Fingern hielt, fühlte er zwischen dem Papiere ein Goldstück.

„Wollen Sie mir den Namen des Landes, der Stadt, des Notars, wo sich die Akten befinden, genau angeben?“ fragte der Advokat.

Der Soldat diktirte ihm alles genau in die Feder, dann, indem er mit einer Hand seinen Hut nahm, reichte er dem Advokaten die andere Hand und sprach mit offenbarer Rührung: „Bei meiner armen Seele, nach demjenigen, der mich lesen und schreiben lehrte, und nach dem Kaiser — dank' ich Ihnen am meisten auf dieser Welt. Sie sind ein braver Mann.“

Der Advokat schlug in die dargebotene Rechte des Alten, und leuchtete ihm dann selbst über die Treppe hinab.

„Boucard!“ sagte er bei seiner Zurückkunft zu seinem Solicitator, „ich habe eine Geschichte gehört, die mich wohl einige hundert Franken kosten kann. Aber wenn ich auch dar-

um betrogen bin, mir ist nicht leid um das Geld, dann hab' ich den gewandtesten Komödianten unserer Zeit kennen gelernt.“

Als der Alte sich auf der Straße bei einer Laterne befand, betrachtete er das Geschenk, welches ihm der Advokat gegeben hatte. Es war ein Zwanzig-Frankenstück. Zum ersten Male seit neun Jahren sah er wieder Gold.

„Juchhe!“ rief er, „jetzt wollen wir wieder einmal Zigarren rauchen!“

Vier Monate nach dieser nächtlichen Consultaion fand der Advokat Derville auf seinem Schreibtische ein Packet, welches sein Solicitator hingelegt hatte, und sein Auge fiel auf mehre Poststempel, lang, viereckig, roth, blau und mit deutscher Umschrift. „Ah,“ sagte er lächelnd, „da ist die Entwickelung der Komödie.“ Er nahm einen Brief, öffnete ihn, aber er war deutsch geschrieben. Er klingelte, Boucard trat ein. Nun untersuchte er mit Hilfe desselben, welcher der deutschen Sprache ganz mächtig war, die Akten, und fand sie ganz in der Ordnung und rechtskräftig legalisirt. Auch ein von mehreren Augenzeugen aufgenommenes Protokoll befand sich dabei.

„Das wird ernsthaft,“ sagte Derville, und beschloß alsogleich, dem Oberst Chabert Nachricht über die Ankunft seiner Dokumente zu ertheilen.

Chabert wohnte in der Straße Orleans-Saint-Marcel, wo er eines jener Löcher gemiethet hatte, wie sich deren viele in den Vorstädten von Paris befinden. Das ganze

kleine Häuschen besaß ein Milchverkäufer. Der Hof war voll Dünger, auf welchem Hühner herumstolzirten, und daneben standen zwei Schweinställe, die Schweine tummelten sich auch im Freien herum. In einem kleinen vergitterten Ställchen befanden sich Kaninchen mit ihrer sehr zahlreichen Familie.

Der Advokat fand seinen Clienten sehr leicht. Der Oberst hörte seine Stimme, als er um ihn fragte und trat aus einem kleinen Gemache im Erdgeschosse, welches zwischen der Milchkammer und der Wohnung des Hauspatrons lag. Er hatte ein kurzes Pfeifchen im Munde und ein grünes ledernes Käppchen auf, welches er sogleich abnahm, dem Advokaten entgegen ging, und den drei Knaben, welche sich im Hofe auf dem Miste herumjagten, zuschrie: „Stille jetzt, ihr Rangen!“ Die Kinder zogen sich ehrfurchtsvoll zurück, ein Beweis, welche Gewalt der alte Soldat über sie behauptete.

„Warum haben Sie mir nicht geschrieben?“ rief er Derville schon von weitem zu, „und halten Sie sich längs der Mauer, da ist es gepflastert,“ setzte er hinzu, indem er die Unentschlossenheit des Advokaten bemerkte, der nicht wußte, wo er hintreten sollte, um sich seine glänzenden Stiefel nicht zu verunreinigen.

Von Stein zu Stein hüpfend gelangte Derville endlich an die Thüre, aus welcher der Oberst gekommen war, dieser aber schien sehr beschämt darüber, den Advokaten in diesem elenden Loche empfangen zu müssen. Wirklich bemerkte Derville darin nur einen einzigen Stuhl. Das Bett bestand aus einigen Bündeln Stroh, über welches die Barmherzigkeit seiner Hauswirthin zwei oder drei Lumpen von einer al-

ten Tapete gebreitet hatte. Der Boden war unbedielt und ebenfalls nur mit Stroh belegt, die Wände schwarz und naß, jene Wand, an welcher der Oberst lag, war mit einigen Bretern vernagelt. Der alte Rock des Obersten hing an einem Nagel, ein schlechtes Paar Stiefel lag in einem Winkel, übrigens war weder Schrank, noch Wäsche, noch Kleidungsstück zu sehen, aber auf einem alten wurmstichigen Tische lagen die Bulletins der großen Armee gesammelt und neu aufgelegt von Plancher.

Des Obersten Angesicht zeugte von Ruhe und Vertrauen. Die Hoffnung, welche er seit seiner letzten Unterredung mit Derville gefaßt hatte, schien den Charakter seiner Züge verändert zu haben. Er war weniger zusammengebrochen, weniger trübsinnig, weniger alt, möcht ich sagen.

„Genirt Sie der Gestank meines Tabaks?" fragte er den Advokaten, indem er ihm den halb entstrohten Stuhl hinschob.

„Nicht im geringsten," antwortete der Advokat, — „aber Oberst! Sie wohnen hier gar erbärmlich."

„Es ist wahr, es herrscht hier kein Überfluß — aber ich brauche nicht mehr. Ich habe nie Jemanden etwas zu Leide gethan nnd schlafe daher auch auf dem Stroh ruhig."

Der Advokat fand es undelikat, seinem Clienten Rechenschaft über die ihm vorgestreckten Summen abzufordern, und fragte daher nur: „Warum haben Sie sich nicht lieber nach der Stadt in ein besseres Quartier gezogen, wo sich Ihnen leicht auch mehr Erwerbsquellen dargeboten hätten?" — „Nein," antwortete der Alte, „die braven Leute hier ha-

ben mich freundlich aufgenommen und ernähren mich schon so lange. Der Vater jener drei Rangen dort ist ein alter Kamerad von mir. Er hat die Pyramiden in Egypten gesehen. Ich habe ihm versprochen, seine Sprößlinge lesen zu lehren, Noch hab' ich's damit nicht weit vorwärts gebracht, und es wäre undankbar von mir, ihn jetzt zu verlassen.“

„Er hätte Sie aber für Ihr Geld wohl besser bewohnen können.“

„Ah bah! seine Kinder schlafen auch auf Stroh, und auch er und sein Weib haben kein weiches Lager. Sie sind nicht in den besten Umständen, sie haben da eine Wirthschaft über ihre Kräfte gekauft. Aber wenn ich einmal zu meinem Vermögen komme —“

„Oberst ich habe über Ihre Angelegenheit gute Nachricht. Ihre Retterin in Deutschland lebt noch.“

„Vermaledeites Geld! — deinetwegen allein kann ich nicht thun, wozu mein Herz mich treibt!“ und mit diesen Worten warf er seine thönerne Tabakspfeife zur Erde, daß sie in Stücke brach.

„Oberst, ich habe über Ihre ganze Angelegenheit noch einmal reiflich nachgedacht, und finde einen Vergleich doch immer besser, als einen Prozeß. Ich werde heute noch mit der Gräfin Ferrand sprechen, wollte aber in der Sache nichts thun, ohne Sie vorher davon zu benachrichtigen.“

„Wohlan, so gehen wir gleich mit einander hin.“

„Wo denken Sie hin?“ versetzte der Advokat, „dadurch könnten Sie leicht Alles verlieren. Bedenken Sie, daß der Rechtspunkt Ihrer Sache außer dem Codex liegt, und eigentlich eine Gewissensfrage ist. Sie haben Ihre Frau und

deren Gemahl gegen sich, zwei gewichtige Menschen, welche leicht großen Einfluß auf die Gerichtsstellen nehmen können. Der Prozeß kann sich in die Länge ziehen. Es würde ein Dutzend Vorfragen zu erörtern geben, welche bis zum obersten Gerichtshofe gebracht werden müßten. — Sie können darüber alt werden und da Ihnen das Gericht schwerlich pendente lite eine Provision zugestehen wird, so können Sie auch in große Noth gerathen.“

„Das Unglück kann mir nie zum Beweggrund meiner Handlungen dienen, so mürbe hat es mich noch nicht gemacht. Aber gehen Sie immerhin allein zu meinem Weibe, ich setze alles Vertrauen in Sie.“ Mit diesen Worten begleitete der Oberst den Advokaten bis zum Thore.

Kaum hatte Derville einige Schritte zu seinem Cabriolet gemacht, als ein Mann der gemeinen Klasse auf ihn zu kam und ihn ansprach:

„Mein Herr!“ sagte er, „Sie sind vermuthlich ein Anverwandter des Herrn Chabert. Ich wollte Ihnen, wenn Sie erlauben, für ihn einen Vorschlag machen. Wir haben den armen Mann bei uns aufgenommen, fast sterbend vor Hunger. Darauf haben wir uns zu etabliren gesucht, ich und mein Weib, und unsere Wirthschaft da gekauft — ohne Geld gekauft. Wir dachten aber, durch Fleiß und Sparsamkeit wird es uns wohl gelingen den Kaufschilling abzuzahlen. Ich gab also dem Verkäufer Schuldscheine zu gewissen Fristen zahlbar, deren letzter, auf 500 Franken lautend, vor acht Tagen verfallen war. Dem Oberst haben wir freimüthig gesagt, Alles, was wir ihm geben könnten, sei Brot und Milch; — lieber Gott, wir haben selbst nichts Anderes. —

Er hat uns anvertraut, er werde einst sehr reich werden, und dann werde er uns hundertfach vergelten, was wir jetzt für ihn thun. Sie haben ihm vermuthlich auf sein einst zu überkommendes Vermögen Geld vorgestreckt, nicht wahr? Nun sehen Sie, der närrische Mann hat wahrscheinlich durch unsere Nachbarsleute erfahren, daß wir jetzt in Verlegenheit seien und unsere letzte Schuldrate nicht bezahlen können. Was thut er nun, er nimmt all sein Geld zusammen, was Sie ihm gegeben haben, löst meinen Schuldschein ein, und gibt ihn mir. — Herr, das hat mir ins tiefste Herz geschnitten, besonders da ich und mein Weib wohl bemerken, daß er an Allem, sogar an seinem Liebsten, an Rauchtabak, Mangel leidet. — Daher wollte ich Ihnen nun den Vorschlag machen, ob Sie so gütig seyn wollten, uns einige hundert Franken auf unsere Wirthschaft zu leihen, damit wir ihm Kleider machen lassen, und Moeubles anschaffen können. Sie dürfen sich verlassen und ich schwör' es Ihnen bei meinen lieben Kindern, daß Sie das Geld getreulich wieder erhalten sollen."

Derville machte einige Schritte zurück, um das Haus, den Hof, den Misthaufen, die Schweinställe und die Kinder noch einmal zu sehen, tausend Gedanken kreuzten ihm durch den Kopf, endlich ergriff er die rauhe Hand des Mannes, drückte sie und sagte: "Geh' mein Freund, du sollst die Summe haben, und auch noch mehr, wenn du willst, aber ich werde sie dir nicht geben. Der Oberst wird selbst so reich seyn, dir helfen zu können, ich will ihm das Vergnügen nicht rauben."

"Ja, wird das aber bald seyn?"

"Ja, recht bald."

„Ach, dann freu' ich mich für ihn;" und der Mann schnalzte mit der Zunge und kehrte in sein Haus zurück.

Der Graf von Ferrand wohnte in der Straße Varennes, und besaß dort eines der schönsten Hotels der Vorstadt Saint-Germain. Unter Napoleon war er noch ein einfacher Requettenmeister, und verdankte später das Wohlwollen des regierenden Herrn sowohl dem Namen, den er trug, als auch seinem eigenen, reelen Verdienste; unter der Restauration hatte sich sein politisches Glück schnell und beträchtlich vergrößert. Er war Ludwig dem Achtzehnten nach Gent gefolgt. Bei der zweiten Rückkehr dieses Monarchen hatte er im Privatrathe großen Einfluß gewonnen und durfte auf eine Pairs- oder Ministerstelle hoffen. Übrigens, erst 34 Jahre alt, anmuthig gebildet, und elegant, wie er war, gefiel er auch persönlich allgemein, und als er sich mit der Witwe des Oberst Chabert verehligte, gab Alles seine Zustimmung zu dieser gegenseitigen Wahl.

Die Gräfin war jung, schön, reich und liebenswürdig, aber durch allgemeine Anbetung verwöhnt und gewohnt zu herrschen. Sie spielte die Rolle einer modernen Frau, und tummelte sich in einem Wirbel von Luxus, Festen, Concerten, Gesellschaften und Vergnügungen aller Art, ohne über ihr Leben nachzudenken, herum. Sie liebte ihre Kinder aus Ton, aus Laune, war ihnen aber keine zärtliche Mutter, und wenn sie ihrem Manne treu blieb, so geschah es nur darum, weil er ihrer Eigenliebe zu schmeicheln verstand. Er war ein schöner, artiger Mann, angesehen und mächtig, und machte

ihr noch immer den Hof. Zudem war die Tugend und das Hören der Messe um 1 Uhr in der Kirche des heiligen Thomas von Aquin Mode. Die Gräfin glich ganz dem größten Theil der Pariserinnen, in deren Innern wohl einige gute Empfindungen Wurzel gefaßt haben, welche aber durch ihre Erziehung, durch Schmeichelei und Salonleben frivol, leichtsinnig, launenhaft, auf ihre Schönheit vertrauend und vergnügensüchtig geworden sind. So lebte die Frau im Wohlsein und im Luxus, während ihr armer Gatte zwischen Schweinen und Mist seine Tage hinbrachte.

Derville wurde von der Gräfin in einem schönen Speisesalon empfangen, wo sie frühstückte. Sie spielte mit einem Affen, welcher mit einer Kette an einen prächtigen goldenen Käfig angeschlossen war.

„Guten Morgen, Herr Derville,“ sprach sie freundlich, indem sie fortfuhr dem Affen in Kaffee getunkte Brotkrumen zu reichen.

Sie sah in einem leichten Morgenneglige himmlisch aus. Seidene kastanienbraune Locken quollen aus einem netten Häubchen hervor, welches ihr ein schalkhaftes Ansehen verlieh. Sie war elegant, frisch und fröhlich. Silber-, Gold-, Vermeille- und Perlmuttergeschirr glänzte auf einem wunderschönen Prunktischchen und rund herum standen seltene Blumen in Porzellanvasen.

Der Advokat lächelte, indem er dieses Tableau sah, aber dieses Lächeln war etwas boshaft, eine natürliche Folge der theils philosophischen, theils scherzhaften Ideen, welche diese Herren erfassen und sie leicht in das Innere der Dinge und Begebenheiten sehen lassen, unter welche ungeachtet der

Lüge manche Familie ihre Lage verbirgt. Der Arzt, der Advokat und der Wucherer sind in der gesellschaftlichen Ordnung eigentlich die drei hohen Priester der Wahrheit.

„Madame!“ sagte Derville ernst, durch den leichten Ton, womit die Gräfin zu ihm gesagt hatte: „Guten Morgen, Herr Derville,“ etwas beleidigt, „Madame, ich komme mich mit Ihnen über einen sehr ernsten Gegenstand zu unterreden.“

„Mein Gemahl ist leider abwesend.“

„Das ist mir sehr lieb, Frau Gräfin, denn es wäre für ihn und uns sehr peinlich, wenn er unserer Unterredung beiwohnen sollte. Hören Sie! ein Wort genügt, um dies schalkhafte Lächeln von Ihrem Antlitze zu verdrängen: der Graf Chabert lebt.“

Sie platzte in ein lautes Lachen aus und antwortete: „Wollen Sie mich durch einen Spaß ernsthaft machen?“ Allein gleich darauf schwieg sie, und wurde verlegen, als der fixe, durchdringende Blick des Advokaten in dem Innersten ihrer Seele zu lesen schien.

„Frau Gräfin,“ erwiederte er, „Sie scheinen die Gefahren nicht zu kennen, oder mit Willen zu übersehen, welche Ihnen drohen. Erlauben Sie mir daher Ihnen die Versicherung zu geben, daß die authentischesten, unumstößlichsten Beweise die Existenz des Grafen Chabert darthun und verbürgen. Wollen Sie sich in einen Prozeß einlassen, so müssen Sie ihn verlieren, und Ihre zweite Ehe wird annullirt werden. Bedenken Sie noch, Ihr ganzes Vermögen rührt von Ihrem ersten Gatten her, und es ist bewiesen, daß er Ihnen vor Ablauf des Termins, welchen die Gesetze

zwischen dem Tode des ersten und der Heirath eines zweiten Gatten festsetzen, zum öftern geschrieben hat.“

„Das ist falsch!“ rief die Gräfin heftig. „Ich habe nie einen Brief von Chabert erhalten, und wenn Jemand behauptet, er sei der Oberst Chabert, so ist er gewiß ein Abenteurer, ein Betrüger!“

„Glücklicherweise sind wir allein, Frau Gräfin, und können lügen, wie es uns gefällt. Ich muß Sie aber versichern, auch der Beweis der richtigen Übergabe des ersten Briefes ist vorhanden.“

Die Gräfin schwieg, erröthete, erblaßte, bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, dann aber ihr Gefühl verbergen wollend, fuhr sie fort: „Wir wollen Prozeß führen, mein Herr Derville. Sie sind der Anwalt des vorgeblichen Chabert, thun Sie mir, ich bitte Sie, den Gefallen, mit mir von dieser Angelegenheit nie mehr zu sprechen, als vor Gericht. Ha! ha! ha! — die Gräber thun sich nicht mehr auf, wie zu Lazarus Zeiten. Buonaparte ließ mir durch einen seiner Adjutanten den Tod des Obersten melden, und ich beziehe noch heut zu Tage 3000 Franken, welche die Kammern seiner Witwe als Pension zugesprochen haben. Ich habe tausend Gründe, alle Chabert's, die da erscheinen wollen, zurückzuweisen. Und wenn mir so ein falscher Chabert wirklich einen Brief geschrieben hätte, was würde das beweisen?“

„Daß Sie einen Brief erhalten haben,“ versetzte der Advokat, „und daß Sie nicht so schnell hätten zur zweiten Ehe schreiten sollen, als Sie es wirklich gethan haben. Wir werden mehr als ein Mittel in unserer Gewalt haben, um Ihnen kostbare Aussagen zu entreißen, wenn wir prozessiren;

aber ich wollte Ihnen gerne den Skandal eines so unangenehmen öffentlichen Rechtshandels ersparen. Ein Vergleich kann Sie allein davor retten. — Ihre Kinder — ehebrecherisch erzeugte Geschöpfe! — Ihr Charakter angefochten. — Sie haben wissentlich fürchterliches Elend auf das Haupt Ihres Wohlthäters gehäuft. — Was wird die Welt sagen? Wir Advokaten besitzen um so mehr Beredsamkeit, wenn unsere Rechtssache schon für sich selbst zu allen Herzen spricht. Es gibt noch spitze Federn, welche eindringlich zu schreiben verstehen, und des Grafen Chabert Memoiren werden Aufsehen erregen und Ihren Namen der öffentlichen Beschimpfung Preisgeben. Wollen Sie meinen freundschaftlichen Rath anhören, so sag' ich Ihnen geradezu, es sind auf dem Grèveplatze Unglückliche hingerichtet worden, welche, obschon nach Recht zum Tode verurtheilt, doch minder schuldig waren, als Sie es sind; jene haben gemordet, um Brot zu haben, Sie haben neun Jahre unerhörten Unglücks Ihren Gatten erdulden lassen; Sie haben ihn tausendfach gemordet, und wissentlich: ja wissentlich, denn Sie haben vier Briefe von ihm erhalten, Boutin hat mit Ihnen gesprochen."

Die Gräfin war vernichtet.

„Ich weiß zwar nicht, ob der Oberst einen Vergleich wird eingehen wollen, aber er liebt Sie noch."

Bei diesen Worten erhob die Gräfin den Kopf und ein Strahl der Hoffnung glänzte aus ihren Augen, sie rechnete vielleicht auf seine Schwäche, auf seine Neigung.

„Ich erwarte die Befehle, ob ich die Klage gegen Sie einlegen soll, oder ob Sie binnen drei Tagen sich zu mir be-

mühen wollen, um mit mir allein über die Punkte eines Vergleiches zu sprechen.“

Und Derville empfahl sich und ging.

Acht Tage nachher, an einem schönen Junitage, begaben sich die beiden Gatten, durch einen fast übernatürlichen Zufall so sonderbar getrennet, von den beiden entgegengesetzten Enden von Paris nach der Wohnung ihres Rechtsanwalts.

Der Oberst Chabert, Dank sei es Derville's Darlehen, erschien, seinem Range gemäß gekleidet, in einem saubern Cabriolet. Frisch rasirt, den kahlen Kopf mit einer neuen, seinem Gesichte zusagenden Perrücke bedeckt, in blaue Uniform gehüllt, mit neuen Stifeln, weißer Wäsche und das Legionskreuz im Knopfloche, hatte der alte Soldat seine alten Gewohnheiten kriegerischer Eleganz wiedergefunden. Er hielt sich gerade, und schien ganz verjüngt, so daß er jenem Chabert, der zum ersten Male in Derville's Schreibstube trat, gar nicht mehr glich, ja als er bei Derville's Hause aus dem Wagen stieg, wagte er sogar, wie ein Jüngling, einen kleinen Sprung.

Kaum war das Cabriolet von dem Thore weggefahren, so hielt ein prächtiger Staatswagen vor demselben. Die Frau Gräfin Ferrand stieg aus demselben in einem einfachen, aber ihrem schönen Wuchse reizend passenden Anzuge.

Es war in dieser Zusammenkunft etwas Dramatisches und zugleich Komisches; sie wäre wohl noch wirksamer gewesen, wenn der Gatte in seinen armseligen Lumpen erschie-

nen wäre, allein auch diese Verjüngung hatte ihr Interessantes. Welche Scene in dieser düstern Aktenstube!

Derville bat den Obersten in seinem Schlafgemache zu verweilen und empfing die Gräfin in seinem Besuchzimmer.

„Gräfin,“ sagte er, „da ich nicht wußte, ob es Ihnen angenehm seyn würde den Grafen Chabert zu sehen, so hab' ich ihn im Nebenzimmer gelassen. Wenn Sie übrigens wünschen sollten . . . .“

Die Gräfin dankte ihm für diese Aufmerksamkeit.

„Ich habe,“ sprach Derville weiter, „den Akt vorbereitet, dessen Bedingungen Sie Beide annehmen oder verwerfen können, Sie können sich Beide darüber alsogleich durch meine Vermittlung verständigen, ich werde von Einem zum Andern gehen, und Ihre Gründe und Gegengründe gegen einander austauschen.“

„Wohlan! lassen Sie hören,“ sprach die Dame etwas ungeduldig und Derville las:

„„Am 8. März sind vor mir, Hippolyt Derville, öffentlichem Notar, erschienen Herr Hyacinth, angeblich Graf Chabert, geboren zu Paris den 1. Juli 1765, und Frau Rose Chapotel, Gattin des Grafen Chabert in der ersten Ehe —““

„Lassen wir die Einleitung,“ fiel die Gräfin ein, „und gehen wir gleich zu den Bedingungen über.“

„Verzeihen Sie,“ sagte der Advokat, „die Einleitungen erklären gerade die Lage, in welcher Sie sich Beide befinden. — „„Im 1. Artikel wird festgesetzt: Frau Rose

Chapotel, nun Gräfin Ferrand genannt, erkennt das in den, dem Vergleiche beiliegenden Akten genau bezeichnete, und in Gegenwart zweier Notare und der Lebensretterin beschriebene Individuum für den Grafen Chabert ihren ersten Gemahl. 2. Artikel: Der Graf Chabert hingegen, in Erwägung der Zukunft besagter seiner ersten Frau, verspricht von dieser Anerkennung keinen weiteren Gebrauch zu machen, als in denjenigen Rechten, welche in diesem Vergleiche bestimmt sind. 3. Artikel: Der Graf Chabert läßt sich noch ferners dazu herbei, nie gegen sein Ableben öffentlich protestiren zu wollen, und nie auf Cassation und Nullität der zweiten Ehe seiner Gattin klagen zu wollen, sondern will dieselbe unangefochten in jenem Zustande, dessen sie sich gegenwärtig erfreut, belassen.""

„Und was ist der Preis alles dessen?" fragte die Gräfin hastig.

„„Durch den Artikel 4,"" fuhr der Advokat mit einem unstörbaren Pflegma fort, „„verpflichtet sich Frau Gräfin Ferrand besagtem Hyazinth — der einzige legale Name Chabert's — eine Leibrente von 24,000 Franken gerichtlich zu versichern, wovon ihr aber das Versicherungskapital nach seinem Tode wieder anheimfällt.""

„Die aus jener Welt Zurückgekommenen kosten viel," bemerkte die Gräfin lächelnd. — „Wohlan, mein Herr," fügte sie hinzu, „wenn dies die Punkte Ihres Vergleiches sind, und wenn ich überzeugt bin, daß das Individuum, für das Sie sprechen, der Graf Chabert ist, so willige ich ein."

„Sie werden ihn sehen, gnädige Frau, allein er setzt für sein Opfer noch eine Bedingung — und zwar eine Bedingung — die —“

„Nun welche?“ fragte die Gräfin neugierig.

„Er will, daß er an zwei Tagen in jedem Monate, und zwar an einem Anfangs, dem anderen Mitte des Monats, Herr in Ihrem Hause sei.“

„Wie? ist solch ein Begehren glaublich?“ schrie die Comtesse und sprang erzürnt auf.

„Er wollte sich sechs Tage in jedem Monate bedingen,“ fiel Derville ein, „aber ich habe ihn dazu bewogen —“

„Genug, mein Herr! kein Wort weiter, wir prozessiren!“

„Ja, wir prozessiren!“ schrie mit dumpfer Stimme der Oberst, öffnete die Thüre und stand plötzlich vor seinem Weibe. Eine Hand hatte er in seinen Busen gesteckt, mit der andern zeigte er nach oben, und so stand er strenge, fürchterlich unerbittlich und unbeweglich.

„Er ist's!“ rief die Gräfin halblaut.

„Jetzt, Madame,“ sagte der Oberst, „will ich Sie ganz und ungetheilt.“

„Aber — der Herr — ist ja nicht Chabert — was will er denn?“ rief die Gräfin, ihre innere Bewegung verbergend.

„Ah!“ antwortete der Alte mit einem ironischen Tone, „wollen Sie Beweise? Ich habe Sie zum ersten Male bei dem Grafen Gilbert gesehen, Sie waren Kammermädchen bei seiner Gattin.“

Die Gräfin wurde bleich, und als sie der alte Sol-

dat unter der Schminke blaß werden sah, hielt er, bewegt von den Leiden einer Frau, die er einst so heftig geliebt hatte, inne, allein als er sah, daß diese einen fürchterlichen giftigen Blick auf ihn warf, fuhr er gleich darauf fort: „Chabert konnte dies wissen, nicht wahr, Madame? Und wollen Sie auch meine Stimme nicht erkennen, verlangen Sie noch eine schlagendere Überzeugung, so werden Sie sich jener Zeit erinnern —"

„Ich bitte, mein Herr," fiel die Gräfin, sich zu Derville wendend, ein, „ersparen Sie mir in Ihrem Hause wenigstens alle Beschimpfungen; ich muß Sie alsogleich verlassen, denn ich bin nicht gewohnt mir Beleidigungen sagen zu lassen!" Und sie stand auf, hüllte sich fester in ihren Shawl und ging.

Derville wollte ihr folgen, und sie zurückrufen, allein sie hörte nicht mehr, sah nicht mehr, und flog über die Stiege hinab.

Als Derville in das Gemach zurückgekehrt war, fand er den Obersten in fürchterlichem Zorne; mit großen Schritten ging er auf und nieder und rief, sich gegen die Stirn schlagend: „Ein Weib, der ich eine Million gegeben habe, feilscht nun mit mir; ich habe sie zu mir erhoben, und sie will sich jetzt nicht zu mir herablassen. Ich stoße ihr meinen Degen in's treulose Herz!"

„Hatt' ich nicht Recht, Oberst," versetzte Derville, „als ich Sie bat, bei dieser Unterredung nicht gegenwärtig zu seyn? Von der Identität Ihrer Person bin ich jetzt überzeugt. Als Sie sich zeigten, war ihre Anerkennung in jedem ihrer Züge zu lesen, allein Ihren Prozeß haben Sie

verloren; denn diese Frau wird nie öffentlich zugestehen, was mir der Augenblick der ersten Überraschung so deutlich zeigte.“

„Ich werde sie umbringen!“ murmelte der Oberst halb weinend vor sich hin.

„Das wäre eine Narrheit, man würde Sie fangen und guillotiniren, wie einen andern gemeinen Mörder. Sie können jetzt nichts thun, als mich Ihre unbesonnene Voreiligkeit wieder gut machen lassen. Gehen Sie jetzt.“

Der Oberst gehorchte seinem jungen Wohlthäter, stotterte noch einige Entschuldigungen und ging. Langsam und in schmerzhafte Gedanken versenkt, stieg er die Treppe hinab, als er auf dem letzten Absatze derselben etwas rauschen hörte, und seine Gattin stand vor ihm.

„Kommen Sie,“ sagte sie zu ihm halb leise und indem sie sich vertraulich, wie einst, an seinen Arm hing. Diese Stimme, dieses Anschmiegen wirkte auf die Wuth, welche im Innern des alten Soldaten kochte, wie ein Tropfen kaltes Wasser, welcher in einen dampfenden Kessel fällt. Sein ganzer Zorn legte sich, er war sprachlos und ließ sich von seiner Frau zum Wagen führen. „Steigen Sie ein,“ bedeutete ihm diese, nachdem der Bediente den Wagentritt herabgelassen hatte.

„Wohin?“ fragte der Bediente.

„Nach Groslay,“ war die Antwort der Gräfin. Die Pferde durchflogen Paris.

„Mein Herr,“ sagte die Gräfin mit einem Tone, welcher die innersten Saiten seiner Seele berührte, „ich habe Sie erkannt.“

„Rosine," antwortete der Oberst mit zitterndem Tone, das ist ja Alles, was ich für meine vielen Leiden verlange." Er zerdrückte zwei große Thränen, welche warm auf die Hand seiner Frau fielen, die er gefaßt hatte und mit Inbrunst drückte.

„Sie können wohl denken," fuhr diese fort, „wie viele Überwindung es mich kostete, vor einem Fremden mein inneres Gefühl zurückzuhalten. Wenn es mir zusteht, über meine Lage zu erröthen, so will ich es doch nur vor Ihnen allein. Sie werden mich also wohl, wie ich hoffe, meiner angenommenen Gleichgiltigkeit wegen entschuldigen. Ich habe Ihre Briefe erhalten," fuhr sie lebhafter fort, „allein sie kamen erst 13 Monate nach der Schlacht von Eylau in meine Hände, ich erhielt sie geöffnet, beschmutzt, zerrissen und mußte wohl, nachdem Napoleon selbst meinen neuen Ehekontrakt unterzeichnet hatte, glauben, irgend ein feiner Betrüger treibe sein Spiel mit mir. Um also die Ruhe des Grafen Ferrand nicht zu stören, und Familienbande nicht zu zerreißen, mußte ich wohl gegen einen falschen Chabert auf meiner Hut seyn. Hatte ich nicht Recht? Sprechen Sie selbst!"

„Ja, du hattest Recht, meine Gute, und ich war unklug und übereilt, daß ich die Folgen deiner Lage nicht besser bedachte. Aber wohin fahren wir?" fragte der Oberst, indem er bemerkte, daß der Wagen eben die Barriere la Chapelle passirte.

„Nach meinem Landsitze nahe bei Groslay im Thale Montmorency. Dort wollen wir mit einander überlegen, was zu thun ist. Ich kenne meine Pflichten. Ich bin Ihre

Gattin vor Gott und nach dem Rechte, wenn ich es auch nicht in der That bin. Aber wollen Sie, daß wir vor ganz Paris, vor ganz Europa zum Gespötte werden? Wenn Sie über mein Schicksal entschieden haben werden, werde ich mich in Ihren Willen zu fügen wissen, aber bis dahin lassen Sie unser Geheimniß das unsrige seyn, und uns unsere Würde behaupten. Sie lieben mich noch," fuhr sie mit sanftem Tone fort, indem sie einen wehmüthig süßen Blick auf den Obersten warf, „und ich war nicht dazu berechtigt neue Bande zu schließen, allein ich will dem Manne, dessen Charakter ich kenne, und auf dessen Hochherzigkeit ich vertraue, mein ganzes Herz eröffnen: ich liebe den Grafen Ferrand; — ich will Ihnen nicht sagen, daß er jung, schön und angenehm ist, und daß er mir gefällt, nein, auch wenn er häßlich wäre, würde ich ihn lieben, und ich glaubte dieses zu dürfen. Ich erröthe nicht vor diesem Geständniß, es kann Ihnen schmerzlich seyn, aber es entehrt Sie nicht. Ich betrachte Sie in diesem Augenblicke wie einen Vater, wie einen Freund. Eine geheime Stimme, von Ihrer mir bekannten Herzensgüte aufgeregt, sagt mir, daß Sie so großmüthig seyn werden, mir zu verzeihen. Ich erkenne Sie als meinen Richter und übergebe mich Ihrer Gnade. Der Zufall machte mich zur Witwe, aber ich war nicht Mutter, jetzt bin ich es geworden."

Der Oberst gab seiner Gattin mit der Hand ein Zeichen zu schweigen, und fast eine halbe Meile blieben Beide stumm neben einander sitzen. Endlich sagte er wehmüthig: „Ach, Rosine, die Todten sollten im Grabe bleiben, nicht wahr?"

„Nein, o nein! Halten Sie mich nicht für undankbar. Sie finden zwar eine Mutter wieder, wo Sie eine Gattin zurückließen, aber wenn es auch nicht mehr in meiner Macht steht, Ihnen meine Liebe zu schenken, so weiß ich doch, was ich Ihnen schuldig bin, und dem Freunde kann und will ich Alles bieten, was — —“

„Rosine!“ erwiederte Chabert mit sanfter Stimme, „ich kenne keine Rache! Wenn ich dir harte Bedingungen auferlegen wollte, so geschah es nur, weil ich mein Unglück von dir verkannt, verspottet wähnte. Wir wollen Alles vergessen,“ fügte er mit einem Lächeln hinzu, dessen Anmuth der Wiederschein einer schönen Seele war. „Gott bewahre mich von dir Liebe zu fordern, die du mir nicht mehr geben kannst. Die Wuth gab mir dieses ein, die Rache. — Ich wollte dir ein lebender Gewissensbiß in deinem Glücke seyn, welches ich dadurch vergiften wollte — ich schäme mich jetzt dessen.“

Die Gräfin warf ihm einen so dankbaren Blick für diese Äußerung zu, daß der arme Chabert mit Freuden in seine Grube zu Eylau zurückgekehrt wäre.

„Mein Freund, von allem dem wollen wir später sprechen, wenn wir in einer ruhigern Stimmung sind,“ sprach die Gräfin, und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Sie riefen sich die Begebenheiten ihrer früheren Vereinigung zurück, welchen die Gräfin durch kleine gemüthliche Nebenbemerkungen einen eigenen Reiz zu geben verstand. Sie weckte die Liebe wieder auf, ohne die Begierde aufzuregen, und zeigte sich ihrem Gatten als den seligen Mittelpunkt einer beglückten Lage.

Sie kamen endlich bei einem großen Parke an, in einem malerischen Thale, welches die Hügel von Margency von dem freundlichen Dörfchen Groslay scheidet. Die Gräfin besaß da ein schönes und angenehmes Landhaus, in welchem für alle Bedürfnisse und Vergnügungen reichlich gesorgt war.

Das Unglück vermehrt das Mißtrauen bei den bösen, so wie es das Wohlwollen bei den guten Menschen vergrößert; so hatte es auch unsern Chabert besser gemacht, als er war; übrigens konnte er ungeachtet seines geringen Mißtrauens sich doch nicht enthalten, seine Gattin zu fragen: „Du hattest dir also schon vorgenommen, mich hieher zu führen?"

„Ja," antwortete sie, „wenn ich in meinem Gegner meinen Chabert wiederfinden würde," und dabei lächelte sie so anmuthig, daß dieses Lächeln auch noch den letzten Rest von Verdacht aus Chabert's Seele verscheuchte.

Drei Tage hindurch benahm sich die Gräfin mit aller möglichen Sorgfalt und Zuvorkommung gegen ihren Gast. Sie schien durch Theilnahme, Mitgefühl und Freundlichkeit die Erinnerung seiner Leiden vertilgen zu wollen. Sie bezauberte ihn. Am Abende des dritten Tages aber, als sie in ihr Zimmer trat, legte sie die Maske der Fröhlichkeit ab, und warf sich wie eine Schauspielerin, welche nach einer anstrengenden Rolle in ihre Garderobe tritt, erschöpft auf das Sofa. Sie nahm einen angefangenen Brief hervor, um ihn zu beendigen.

Der Graf Ferrand, dem ein bedeutendes Vermögen zu verwalten oblag, hatte sich zu seinem Sekretär einen alten zu Grunde gegangenen Advokaten gewählt, einen durchtriebenen,

auf dem Felde der Chicane bewanderten Menschen, der aber seine Stellung bei dem Grafen zu gut kannte, um nicht aus Spekulation ehrlich zu seyn. Er hoffte auf diese Art durch den Credit und die Fürsprache seines Gönners zu irgend einem einträglichen Posten zu gelangen. Seine Aufführung in neuester Zeit strafte sein voriges Leben so sehr Lügen, daß er für einen verleumdeten Mann galt; allein die Gräfin hatte ihn mit dem, Frauen eigenthümlichen, Scharfblick durchschaut und überwachte ihn aufmerksam; sie wußte den Mann zu fassen, und hatte daraus schon Nutzen für ihr Vermögen gewonnen. Der Brief, den sie schrieb, war an ihn gerichtet. Sie ersuchte ihn in ihrem Namen zum Advokaten Derville zu gehen und ihm um Mittheilung der Akten zu bitten, welche den Oberst Chabert betrafen, und wenn er sie gelesen und Abschriften von den wesentlichsten habe nehmen lassen, sogleich zu ihr nach Groslay zu kommen. Kaum hatte sie den Brief vollendet, als sie im Corridor die Tritte des Obersten vernahm, der, ganz ruhig, sie zu besuchen kam.

„Ach," sagte sie, als er eintrat, so wie zu sich selbst, „wäre ich lieber todt! meine Lage ist unerträglich."

„Was fehlt Ihnen?" fragte der theilnehmende gute Mann.

„Nichts — nichts!" antwortete sie, dann stand sie auf, ging aus dem Zimmer, gab ihrem Kammermädchen den Brief und befahl ihr alsogleich nach Paris zu fahren und denselben Hrn. Delbecq einzuhändigen. Das Kammermädchen fuhr sogleich ab, und die Gräfin setzte sich auf eine Bank im Garten, welche man vom ganzen Hause aus sehen

konnte, damit sie der Oberst alsogleich träfe, wenn er mit ihr sprechen wollte. Der Oberst aber hatte sie schon gesucht, fand sie und setzte sich neben ihr auf die Bank.

„Rosine!“ sprach er, „Sie haben Kummer?“

Sie antwortete nicht.

Der Abend war einer der herrlichsten und ruhigsten, womit die Natur uns im Monat Juni erfreut, die Sonne ging eben unter, die Luft war mild und lau, der Himmel rein, eine allgemeine Frische erquickte Pflanzen und Menschen, und im Park mischten sich einige Kinderstimmen in das einfache Zirpen der Grille.

„Sie antworten mir nicht?“ sagte Chabert.

„Mein Gemahl,“ sagte die Gräfin, das Wort aber stockte ihr im Munde, und sie setzte erröthend hinzu: „Verzeihen Sie, aber wie soll ich anders sagen, wenn ich von Ferrand rede?“

„Nenne ihn nur deinen Gemahl,“ antwortete der Oberst mit himmlischer Güte, „er ist ja der Vater deiner Kinder;“ und der alte Soldat seufzte dabei.

„Nun wohl,“ versetzte sie, „wenn Ferrand mich fragt, was ich so lange hier zu schaffen habe? wenn er erfährt, daß ich mit einem Unbekannten hier gehaust, was soll ich ihm sagen? Darum bitte ich Sie, mein Schicksal zu entscheiden, ich bin auf Alles gefaßt.“

„Meine Liebe!“ erwiederte Chabert, indem er ihre beiden Hände faßte und sie krampfhaft drückte, „ich bin entschlossen, mich deiner Ruhe, deinem Glücke zu opfern.“

„Wäre es möglich?“ schrie die Gräfin mit einer konvulsivischen Bewegung. „Bedenke, daß du dann auf alle

deine Rechte, auf deinen Namen, auf dich selbst, und zwar vor Gericht Verzicht leisten mußt."

„Wie," fragte der Oberst, „ist denn mein Wort nicht genug?"

Das Wort „vor Gericht" war wie Blei auf das Herz des Alten gefallen und hatte sein Mißtrauen wieder erweckt, und er warf auf seine Frau einen edlen aber ruhigen Blick, der sie erröthen machte und ihre Augen zu Boden senkte. Der Mann fürchtete die Frau, die er noch so sehr liebte, verachten zu müssen, und die Frau fürchtete, den edlen Charakter Chabert's auf eine zu harte Probe gestellt zu haben; diese Ideen waren es, welche düstere Wolken um Beider Stirne zogen.

Da erscholl der Schrei eines Kindes von ferne.

„Jules! lasse deine Schwester in Ruhe!" schrie die Comtesse.

„Wie? Ihre Kinder sind hier?" fragte der Oberst.

„Ja, aber ich habe ihnen verboten, Sie zu belästigen."

Der Alte fühlte die ganze Delikatesse dieses Verbots, er faßte die Hand seiner Frau, küßte sie und sprach: „Lassen Sie sie doch kommen."

Das kleine Mädchen lief herbei, um sich über ihren Bruder zu beklagen, der Knabe, um sich zu entschuldigen, und beide Stimmen vermengten sich, indem die Kleinen bittend ihre Händchen zur Mutter emporhoben.

„Zwei entehrte Waisen!" rief die Mutter in Thränen ausbrechend und Beide in ihre Arme schließend.

„Bist du es, der die Mutter weinen macht?" fragte der Knabe, indem er Chabert einen zornigen Blick zuwarf.

„Schweige, Jules! befahl die Mutter.

Die beiden Kinder schwiegen, ihre Mutter und den Fremden neugierig anblickend.

„Ja,“ sagte der Oberst endlich mit festem, aber etwas zitternden Tone, „ich muß wieder unter die Erde hinab, auf ihr ist meines Bleibens nicht, ich seh' es.“

„Nein,“ erwiederte die Gräfin, „solch ein Opfer kann ich nicht annehmen. Es gibt großherzige Männer, die den Tod wählen, um die Ehre ihrer Dame zu retten, aber sie haben ihr Leben nur einmal hingegeben, Sie aber würden alle Tage sterben. — Nein, das kann, das darf nicht seyn. Wenn es sich nur um Ihre Existenz handelte, aber es handelt sich um Ihre Ehre. Bekennen, daß Sie ein Lügner, Betrüger sind — bedenken Sie — das kann ich nicht fordern, nicht wünschen. — Ach, hätte ich nur meine armen Kinder nicht, ich wäre schon bis ans Ende der Welt geflohen.“

„Aber,“ fiel ihr Chabert ein, „kann ich denn nicht hier in Ihrem Landhause leben, als Einer Ihrer Verwandten? Ich brauche ja nichts als ein bischen Brot und Wasser, etwas Rauchtabak und eine Zeitung.“

Die Gräfin schwamm in Thränen.

Es entspann sich zwischen Beiden ein Kampf von Großmuth, woraus der Soldat als Sieger hervorging.

Eines Abends, als er seine Frau, oder vielmehr eine Mutter in der Mitte ihrer Kinder sah, da faßte er, von dem Familienbilde tief ergriffen, den Entschluß, todt zu bleiben, und sich vor Allem, was daraus für ihn entstehen konnte, nun nicht mehr scheuend, fragte er, was er denn thun solle, um das Glück dieser Familie unumstößlich zu begründen.

„Machen Sie, was Sie wollen," antwortete die Gräfin, „aber ich meines Theils erkläre Ihnen, daß ich mich gar nicht in diese Angelegenheit mische, ich kann nicht, ich darf nicht."

Delbecq war seit einigen Tagen angekommen, und hatte sich, nach den Instruktionen der Gräfin, das Vertrauen des alten Soldaten zu gewinnen gewußt. Eines Morgens fuhr der Oberst mit Delbecq nach Saint-Leu-Taverny, wo Delbecq bei einem Notar den Obersten zu Protokoll vernehmen ließ. Chabert war entrüstet, als er hörte, was man ihm in den Mund legte. „Tausend Bomben!" schrie er, „da wollen sie mich schön anlehnen, für einen Betrüger soll ich gelten!"

„Mein Herr," antwortete der pfiffige Delbecq, „ich rathe Ihnen nicht zu unterzeichnen. An Ihrer Stelle würde ich wenigstens einen Vortheil von einer jährlichen Rente von 10,000 Franken für mich aus diesem Prozeß ziehen — die Gräfin müßte sie geben."

Der Oberst warf einen verachtenden Blick auf den Spitzbuben und lief von hundert Ideen aufgeregt wie ein Jüngling nach Hause. Er trat in den Park durch eine Hinterthüre und setzte sich tiefsinnig in einen Kiosk. Der Zufall wollte, daß in der Laube, welche hart an dem Kiosk stand, die Gräfin in großer Ängstlichkeit saß und ungeduldig nach der Straße von Saint-Leu sah. Sie hatte den Obersten nicht gesehen, weil er nicht auf der Straße, sondern durch das angrenzende Gehölz gekommen war. Endlich hörte er Tritte, Jemand trat zur Gräfin in die Laube, und diese rief ihm entgegen: „Nun, Delbecq, hat er unterzeichnet?"

„Nein, Gräfin, das alte Pferd war stutzig. Es lief davon, daß ich es ganz aus dem Gesichte verlor.“

Da stieg es dem Obersten siedend heiß in die Wangen; er sprang auf, stürzte in die Laube und gab dem Sprecher ein paar der tüchtigsten Ohrfeigen, indem er ihm zurief: „Alte Pferde können auch noch ausschlagen.“

Delbecq entfloh aus der Laube, und der Erzürnte trat nun vor die Gräfin, welche die Augen niederschlug und in Thränen ausbrechen wollte, welche aber der innere Grimm nicht recht hervorbrechen ließ. Lange sah er sie mit verschlungenen Armen an, dann sprach er: „Weib! ich fluche dir nicht, aber — ich — verachte dich. Jetzt dank' ich dem Schicksale, das uns trennte. Ich fühle in diesem Augenblicke nicht einmal mehr eine Begierde nach Rache; denn ich liebe dich nicht mehr. Ich verlange nichts mehr von dir; deine Kinder, welche dort im Grase spielen, sollen nicht entehrt werden. — Lebe ruhig, ich werde dich nicht mehr belästigen, darauf gebe ich dir mein Ehrenwort, und das ist mehr werth als alle Schnurpfeifereien der Advokaten. Ich werde nie den Namen mehr reklamiren, den ich, das darf ich sagen, in der Welt geltend gemacht habe. Ich will künftig nur der arme Teufel Hyacinth seyn, der nichts mehr von der Welt fordert. — Ich will von der Erinnerung leben. — Lebe wohl!“

Die Gräfin warf sich zu seinen Füßen und wollte ihn zurückhalten, indem sie seine beiden Hände faßte, allein er stieß sie mit Abscheu zurück und entfloh.

Lange Zeit wußten weder Derville noch die Gräfin, was aus dem Obersten Chabert geworden sei. Der Milchmann, bei dem er gewohnt hatte, war zu Grunde gegangen und Fiaker geworden. Derville, der weder mehr von ihm noch von der Gräfin sprechen hörte, dachte, sie hätten vielleicht unter sich selbst einen Vergleich geschlossen. Endlich nach 6 Monaten rechnete er die Summe, welche er Chabert vorgestreckt hatte, zusammen, legte dessen Empfangsbestätigung und die Akten, welche er aus Deutschland erhalten hatte, bei, und sandte dieses an die Gräfin Ferrand, mit einem sehr artigen Briefe begleitet, worin er um Vergütung der dargeliehenen Summe ersuchte. Schon am nächsten Morgen erhielt er folgende Antwort:

„Mein Herr!

„Die Gräfin Ferrand hat mich beauftragt, Ihnen zu melden, daß ihr Client Ihr Vertrauen und Ihre Güte gemißbraucht hat. Das Individuum nämlich, welches sich für den Obersten Grafen Chabert ausgab, hat einbekannt, daß es sich fälschlicher Weise den Namen und die Eigenschaften dieses würdigen Mannes zugeeignet habe, womit ich die Ehre habe zu seyn

Ihr unterthänigster Diener

Delbecq.“

„Es gibt wahrhaftig Menschen, welche schlechter sind, als man sich träumen lassen kann,“ rief Derville, den Brief in der Hand zerknitternd. „Seid menschlich, großmüthig, seid Philanthropen, ihr Advokaten, wenn ihr zu Grunde gehen wollt. Meine leichtgläubige Gutmüthigkeit kostet mich da eine Summe, die ich durch zehn Prozesse kaum gewinne.“

Ein Jahr nach Empfang dieses Briefes hatte Derville im Palais des Polizeigerichtes zu thun, wo er eintraf, als eben der Präsident einen Mann, Namens Hyacinth, als Vagabund auf zwei Monate Gefängnißstrafe, und sodann zur Verwahrung in dem Bettlerhospitale zu Saint-Denis verurtheilte. Als Derville den Namen Hyacinth vernahm, blicke er den Delinquenten an, welcher zwischen zwei Gensdarmen auf der Bank der Angeklagten saß, und erkannte in ihm seinen falschen Obersten Chabert.

Der alte Soldat saß ruhig, unbeweglich, fast zerstreut, allein ungeachtet der Lumpen, womit er bedeckt war, und des Elends, welches aus seinen Zügen sprach, drückten diese doch einen edeln Stolz aus, und sein Blick hatte einen Ausdruck von Stoicismus. Als er fortgeführt wurde, trat Derville zu ihm und fragte: „Kennen Sie mich?“

„Ja, mein Herr,“ versetzte Chabert.

„Wenn Sie ein ehrlicher Mann sind,“ fuhr Derville mit leiserer Stimme fort, „wie konnten Sie mein Schuldner bleiben?“

Der alte Mann erröthete so sehr, wie ein junges Mädchen, welches von seiner Mutter einer heimlichen Liebschaft beschuldigt wird, dann aber schrie er mit lauter Stimme: „Wie? Hat Sie die Gräfin Ferrand nicht bezahlt?“

„Nein,“ antwortete Derville, „statt dessen hat sie mir gemeldet, daß Sie ein Betrüger seien.“

Der Alte hob die Augen gegen Himmel, gleichsam als wollte er ihn um sein Zeugniß anflehen; dann versetzte er: „Mein Herr, wenn Sie mir von den Gensdarmen die Er-

laubniß dazu erwirken wollen, so will ich Ihnen einen Schuldschein ausstellen, der gewiß honorirt und bezahlt werden soll.“

Auf ein Wort des Advokaten zu dem Brigadier gestattete dieser, daß Beide in die Wohnung des Kerkermeisters treten durften. Hyacinth schrieb wenige Zeilen, siegelte sie, adressirte den Brief an die Gräfin Ferrand und übergab ihn Derville. „Mein Herr,“ sagte er, „glauben Sie mir, wenn ich Ihnen auch jene Dankbarkeit nicht bezeigen konnte, welche ich Ihnen schuldig bin, ich fühle sie nichts desto weniger hier — hier in meinem Herzen. Ein armer Bettler kann leider nichts anders thun.“

„Wie?“ fragte Derville, „haben Sie sich denn keine Jahresrente bedungen?“

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiederte der Alte; „wenn Sie wüßten, wie mir dieses Leben zum Ekel ist, Sie würden mir dazu Glück wünschen, daß Sie mich hier trafen. Ich will nichts, ich fordere nichts mehr als den Tod.“ Mit diesen Worten wendete er sich von Derville, welcher nach Hause ging und seinen Schreiber mit dem Briefe zur Gräfin Ferrand sandte, welche ihm auch augenblicklich die Summe übermachte, die ihm Chabert schuldete.

Im Jahre 1830 in der Mitte des Monats Juli ging ich in Begleitung eines Advokaten nach Ris. Als wir auf die Straße von Bicetre kamen, sahen wir unter einer der Linden am Wege einen jener alten, ganz grauen und entkräfteten Armen, welche den Marschallstab der Bettler em-

pfangen haben, indem sie in Bicetre leben, so wie die armen Weiber in Salpetriere.

Dieser Unglückliche, Einer der Zweitausend, welche im Hospitale der Alten beisammen wohnen, saß auf einem Markstein, und schien sich an der Sonne zu wärmen. Der Alte hatte anziehende Gesichtszüge, und war in einen röthlichen Kittel gehüllt, die Livree jenes Hospitals.

„Sehen Sie doch diesen Alten, Derville!“ sagte ich zu meinem Begleiter. Gleicht er nicht jenen Männchen von Chocolade, welche unsre Zuckerbäcker verkaufen? Und das lebt, und ist vielleicht sogar glücklich.“

Derville nahm seine Lorgnette, sah den Alten an, und nachdem er eine Bewegung des Staunens gemacht hatte, sprach er: „Der Alte ist ein lebendiges Gedicht.“

Wir gingen rasch vorüber.

„Kennen Sie die Gräfin Ferrand?“ fragte mich Derville kurz darauf hastig.

„Ja, sie ist eine sehr geistreiche, angenehme Frau.“

„Dieser alte Mann aus Bicetre ist ihr Gemahl.“ — Als Derville meine Verwunderung hierüber bemerkte, erzählte er mir die vorhergehende Geschichte, aber mit einer Menge von Nebenumständen und mit einem außerordentlichen Talente mündlichen Vortrages.

Am andern Morgen schlug ich Derville vor, den Oberst Chabert in Bicetre zu besuchen. Wir begaben uns also dahin, und fanden den Alten auf einem Baumstrunke sitzend, er hielt einen Stock in der Hand und unterhielt sich damit, Linien in den Sand zu ziehen.

„Guten Morgen, Oberst Chabert!“ redete ihn Derville an.

„Ich heiße Hyacinth,“ antwortete er, „und wohne Nr. 164 im siebenten Saale,“ und dabei blickte er Derville ängstlich, mit der Furcht eines Greises und der eines Kindes an. — „Sie kommen vermuthlich, um den zum Tode Verurtheilen zu sehen?“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort; „er ist nicht verheirathet.“

„Armer Mann,“ sagte Derville, „darf ich Ihnen Geld auf Tabak anbieten?“

Der Oberst hielt gierig seine Hand hin. Wir gaben ihm Jeder ein Silberstück, und er dankte uns, indem er die linke Hand an seine weißen Haare legte. Dann stellte er sich an, als ob er ein Gewehr präsentirte, lud dasselbe, legte es an die Backe und schrie: „Feuer!“ und gleich darauf beschrieb er wieder Figuren mit seinem Stabe im Sande.

„Seine Wunden und sein Alter haben ihn zum Kinde gemacht,“ sagte Derville.

„Er ein Kind?“ rief uns ein anderer Bewohner von Bicetre zu, der nicht weit von uns stand, „ach, das ist ein alter boshafter Kerl, ein Philosoph.“

„Welch ein Geschick!“ rief ich aus. „Dieser Greis stirbt im Hospitale der Alten, nachdem er Napoleon geholfen Europa zu bezwingen.“

Der Dichter.

Traum eines griechischen Philosophen.

Als ein Prosaist in jedem Sinne des Wortes, konnte ich nie begreifen, wie die Welt so viel Wesens von den Poeten machen könne, und noch weniger verstand ich, warum selbst vernünftige Leute eine frivole Kunst so hoch achten, die meinem Erachten nach kein anderes Verdienst hat, als jenes: mit Hilfe einiger wohlklingender Worte die schalen Gedanken und die trockne Einbildungskraft zu verkleiden. Die Prosa schien mir viel vernünftiger und mit Ausnahme des alten Homer, den ich eben so sehr aus Gewohnheit, als aus Geschmack bewunderte, las ich nie ein Werk in Versen. Ja meine Antipathie gegen Alles, was Gedicht hieß, war so groß, daß ich feierlich gelobte, alle Poesien verbrennen und alle Poeten aus dem Lande weisen zu lassen — wenn es dem Himmel nämlich gefallen sollte, das Ruder der Republik in meine Hände zu legen. Eines Abends, als ich in meinem Kopfe eben diesen Artikel eines künftigen Codex redigirte, schlief ich ein und — Träumen ist Alles erlaubt — wurde selbst ein Poet.

Ich hatte von der Natur alle Eigenschaften erhalten, welche zum Dichter nothwendig sind, nämlich viel Stolz und wenig Ursache dazu, viel Armuth und wenig Kummer dar-

über; denn ich wußte ja wohl, daß Glück und Genie einander hassen. — Ich aß und trank regelmäßig bei großen Herren und Kaufleuten, die mich an ihre Tafel ließen, obschon ich an derselben freilich immer ganz zu unterst sitzen mußte. Die Eigenliebe hat viele Hilfsquellen und ich fühlte mich so erhaben über alle meine Gönner, daß ich jeden Platz, den ich einnahm, für den ersten hielt.

Athen besaß keinen fruchtbareren Dichter als mich. — Kein Tag verging, an dem nicht eine Ode, eine Elegie, oder mindestens einige Epigramme das Licht der Welt erblickten; denn das Eine kostete mich so wenig Mühe als das Andere und sobald der Republik etwas Glückliches oder Nachtheiliges begegnete, gleich zeigte sich meine vaterländische poetische Ader in ihrer ganzen Fruchtbarkeit. Ein General war so glücklich einen Sieg zu erfechten, nachdem er nur 20,000 Menschen hingeopfert hatte, und zwar einen Sieg, der nichts Geringeres zur Folge hatte, als daß die Republik von dem besiegten Feinde einen Tribut von fünf Kühen fordern konnte, und auf der Stelle verherrlichte ich diese unerreichbare That mit heroischen Stanzen, in welchen ich nicht undeutlich zu vernehmen gab, daß ewige Nacht seinen Triumph bedecken würde, wenn ein Sohn Apollo's ihn nicht der Nachwelt auf's Glänzendste aufbewahrte. Der General, der sich über alle Söhne Apollo's erhaben hielt, fand es sehr ungezogen, daß ich in meiner Cantate meinen Namen neben dem seinigen nannte, und gab seinen Dienern den Befehl, mir an einer Straßenecke aufzulauern und mich recht derb abzubläuen. Sie entledigten sich dieses Auftrages mit einer solchen Treue, daß ich drei Wochen das Bett hüten mußte und

der Arzt sein blaues Wunder an mir sah. Dieses Abenteuer machte viel Lärmen, es erschienen viele Karrikaturen auf mich, welche die Müßigen und die Pflastertreter in Menge ausstreuten, und selbst die erbärmlichsten Prosaisten wagten es gegen mich zu schreiben. Das war mir empfindlicher, als die erhaltenen Schläge, und kaum genas ich, so ließ ich ein Lobgedicht auf die Poesie drucken. Unter andern bewies ich darin auch, daß sie die Sprache der Götter sei. Man läugnete zwar diese Wahrheit nicht, aber, da ganz Athen dem General den Hof machte, so schimpfte Alles über mein Lobgedicht, ohne es gelesen zu haben, und alle Thüren schlossen sich mir. O Gott der Verse, geht man so mit deinen Söhnen um? — Mit einem Male seinen guten Ruf und die Mittagstafel verlieren, das ist hart!

Meine Krankheit hatte meinen Säckel vollends geleert, der früher schon sehr leicht war. Schon stand ich auf dem Punkte, aus meinem Zimmerchen im sechsten Stockwerke herausgeworfen zu werden und auf dem Straßenpflaster den Musen meine Opfer bringen zu müssen, als ein junger Mann, dem ich früher durch einige gelungene Verse seine unmenschliche Schöne wieder kirre gemacht hatte, zu mir kam. Der Zustand der Zerstörung, in welchem sich Alles um mich befand, zog sogleich seine Aufmerksamkeit auf sich. Er hatte mich in einer Art von Wohlhabenheit gesehen, wo ich noch einen Tisch und zwei Stühle besaß. Jetzt mußte er, in gänzlicher Ermangelung der letzteren, stehend mit mir sprechen und ich horchte ihm, in mein letztes Kleidungsstück, einen alten Mantel, gehüllt, zu. „Ich kann dir kein Geld bieten,“ sprach er, „denn ich habe selbst keines; aber mit

gutem Rathe will ich dienen. Ich mache zwar keine Verse und täglich danke ich der Vorsicht für diese negative Gnade, aber ich habe oft und lange über euer Handwerk nachgedacht und ich glaube, es wäre doch möglich, es zu einem Grade von Nützlichkeit zu bringen. Große Männer in diesem Fache sind dir vorangegangen, und aus schuldiger Dankbarkeit gegen sie sagt man, sie hätten schon Alles gesagt, was zu sagen möglich war; aber dem ist nicht also. Wenn die Natur unerschöpflich ist, so muß es die Einbildungskraft auch seyn. Nach dieser Ansicht arbeite und laß dich weder durch ungerechte Anerkenntniß, noch durch eigene Bescheidenheit entmuthigen. Willst du von deinen Werken einen würdigen Lohn ziehen, so suche das allgemeine Interesse durch ausgedehnte philosophische Ansichten zu erregen, und gib allem, was du schreibst, eine eigene Physiognomie. — Nur bei einem entarteten, leichtsinnigen Volke gelten Worte mehr als Sachen. Leider sind unsere Athenienser in diesem Falle, aber es gibt doch noch eine kleine Anzahl verständiger Leser und Kunstrichter, die allein urtheilen können und deren Urtheil auch allein zur Nachwelt führt.“

„Verwundere dich nicht darüber, wenn von so vielen Schriftstellern kaum Einer sich aus dem Schiffbruche rettet. Die Schwierigkeiten der Kunst sind unzählbar, und dieß ist auch die Ursache, warum alle Nationen denjenigen bewundern, der sie überwindet. Aber je glänzender die Ehre ist, die man einem wahren Dichter bezeigt, desto mehr erhält man dadurch auch das Recht der Strenge gegen ihn. Wahrlich, es kostet viele Mühe, sich einen Ruf zu erwerben. Der Mensch,

von Natur aus eifersüchtig, muß innig von der Güte einer Sache überzeugt seyn, bevor er sie lobt und preiset."

„Wozu soll es nützen, die meisten unserer heutigen Dichter zu lesen? Bieten sie unsern Herzen Nahrung oder erhellen sie unsern Geist? Wissen sie durch neue glückliche Wendungen der Monotonie der Sprache zu begegnen? Ihre ewigen Beschreibungen machen uns den Frühling, ihre Elegien und Romanzen die Liebe, und ihre Lobgedichte die Ehre hassenswerth. Wer die Feder nur in die Hand nimmt um zu schreiben, der macht gewiß ein schlechtes Werk. Ich weiß es wohl, es gibt Mehre, welche mit Hilfe gewählter Ausdrücke, symmetrischer Kompasse, und Anwendung vieler Kernsprüche die Menge anlocken; allein selten haben sie die Kraft, ihre erbärmliche Rolle bis an's Ende durchzuführen, und am Ende bleibt ihnen nichts als die Scham über den ersten glücklichen Erfolg. Daraus ist wohl mit Recht zu schließen, daß Ihr selbst die größte Schuld Eures Unglücks tragt. Der Stolz ist immer strafbar, aber er wird vollends zur Dummheit, wenn er nicht gerechtfertiget werden kann. Ihr würdet vielleicht besser gethan haben, Eure Jugend nützlicher anzuwenden, und dadurch jetzt zu irgend einer arbeitsamen Bürgerklasse zu gehören; aber da Euch ein unwiderstehlicher Hang schon einmal zur Literatur hinzog, so macht Euch doch wenigstens einen richtigen Begriff von dem Ruhme, der Euch blendet. — Um ihn zu erringen, muß man den Menschen nützlich seyn und sie unterhalten, indem man sie belehrt. Die Dichtkunst, von diesem Standpunkte betrachtet, verdient kaum den Namen einer Kunst, sie ist nur ein leichter Mechanismus, dessen eintönige

Zusammenfügungen des Blickes nicht werth sind, den man darauf wirft.“

So hatte er gesprochen und entfernte sich jetzt, ohne mir auch nur einen Obulus zugeworfen zu haben, der mir jetzt nützlicher gewesen wäre, als seine räthselhafte Abhandlung, von der er vermuthlich selbst nichts verstanden hat. Indessen, mich plagte der Hunger, und entschlossen, die Stadt von mir reden zu machen, sei es auch um welchen Preis es wolle, setzte ich mich hin und schrieb eine Satyre gegen die berühmtesten Maler, Dichter und Musiker. Die meisten von ihnen lachten darüber, aber ein ausgepfiffener tragischer Autor nahm die Sache krumm. Er kam eines Abends zu mir und bot mir Stockprügel an, ich lehnte sie höflich ab und begleitete meine Weigerung mit einer tüchtigen Ohrfeige. Er forderte mich, wir schlugen uns und ich bekam einen Stich, der mich zwei Monate auf mein elendes Lager warf. Der Muth, den ich bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatte, that Wunder, man riß sich Abschriften meiner Satyre aus den Händen, und das Vergnügen über diese Ehre trug nicht wenig zu meiner Genesung bei.

Ich war von der schönen Welt wieder in Gnaden aufgenommen, und einige liebliche Frauen warfen mir vielsagende Blicke zu, alle Tage war ich wieder irgendwo zu Tische gebeten und war also glücklich. — Es handelte sich jetzt nur darum, meinen Ruf zu vergrößern und dazu schien mir die dramatische Bahn die geeignetste. Binnen vierzehn Tagen schrieb ich eine so fürchterliche Tragödie zusammen, daß ich sie selbst ohne Schauder nicht lesen konnte. Sie um-

fing beiläufig einen Zeitraum von achtzig Jahren. Ich nahm meinen Helden aus der Wiege und führte ihn durch alle Perioden des Lebens. In der ersten Scene biß er seiner Wärterin die Brust blutig, zu Ende des zweiten Aktes schändete er seine Schwester und zu Anfang des dritten vergiftete er seine Mutter. Im vierten Akte verliebte er sich in eine seiner Muhmen, die entsetzlich eifersüchtig auf ihre schönen Hofdamen war. — Der Prinz ließ diesen Unglücklichen die Köpfe abschlagen und zwang deren Anverwandte um ihre Leichname zu tanzen. Um meinem Trauerspiele auch eine moralische Tendenz zu geben, so wurde der Prinz im fünften Akte für diese Lasterthaten bestraft. Die Schatten seiner Opfer, mit Dolchen und Fackeln in den Händen, erschienen um Mitternacht in seinem Gemache und heulten und sagten ihm Grobheiten. Man sah ihn, wie er sich in seinem Bette hin- und herwälzte, gräßlich schreiend, wie er endlich wüthend erwachte, selbst Feuer in seinen Pallast warf und sammt seinem ganzen Hofstaate sich unter dessen Trümmern begrub. — Herrlicher Schluß des Trauerspiels, wofür mich ein Maschinist, dem ich es vorlas, fast mit Küssen getödtet hätte. Den Styl hatte ich natürlich der Erhabenheit der Handlung gleichgehalten, er wimmelte von gewagten Ausdrücken und malerischen Beschreibungen: z. B. betäubte sich der Donner mit Blut — die Gedanken des Helden erfüllten die Träume seines Ruhmes — die Erinnerung eines Lüftchens — das lärmende Schweigen — der Traum des erwachten Gewissens u. s. w.

Mein Stück wurde von den Schauspielern einstimmig angenommen und von dem Publikum einstimmig ausgepfiffen. Vergebens suchten einige empfindsame edle Menschen mein Werk aufrecht zu erhalten; die Kabale hatte mehr Kraft als ihre Hände und Lungen, und der Sturz des Pallastes am Schlusse war weniger geräuschvoll als jener der Tragödie. Damit die Nachwelt indessen in den Stand gesetzt werde, ein Urtheil — vielleicht ein vortheilhafteres — über meine Arbeit zu fällen; so setze ich hier nur einige Verse desselben an, welche der Prinz in seiner Wuth spricht:

Mit Güt' ist nichts gethan auf dieser Erden,
Drum will ich grausam — grausam — grausam werden!
Es gehe Schreck und Schauder vor mir her
Und Zähneklappern folge mir und Zittern,
Die Achsen dieser Welt will ich erschüttern,
Aufwühlen tief das unermeßne Meer,
Die Bäume aus den festen Wurzeln reißen,
Die ew'gen Felsen gegen Himmel schmeißen
Und färben meine Bahn mit Blute roth;
Kühn überspring ich jetzt der Menschheit Brücke,
Gift sei mein Mund und Flammen meine Blicke,
Mein Ton ein Donner, und mein Schwert — der Tod!

Ich muß der Versammlung Gerechtigkeit widerfahren lassen. Diese Verse, besonders die letzten, wurden wie närrisch applaudirt, und ich zweifle nicht, daß auch dem ganzen Werke einstimmiger Beifall geworden wäre, wenn alle Stellen an Kraft und Kühnheit dieser gleich gewesen wären; allein der menschliche Geist hat seine Grenzen und kann sich nicht lange auf gleicher Höhe erhalten.

Indessen hatte mir mein Stück die Achtung mehrer Leute von gutem Geschmacke und unter andern auch eines Weinhändlers erworben, der sich ungeachtet seines Gewerbes sehr gut auf die dramatische Kunst verstand. Er hatte in seiner Jugend Euripides und Sophokles gelesen, und warf ihnen mit Recht vor, daß sie sich allzu nüchtern jener großen Catastrophe, jener unerwarteten Schlagmomente, jener sublimen Schreckmittel bedienen, welche doch eigentlich das Wesen der Tragödie ausmachen. Mein Trauerspiel hingegen erhielt seinen ganzen Beifall und er wünschte mir Glück dazu. Wir sprachen oft und viel mit einander über Dramen und Verse und mein Weinhändler gab mir endlich nicht undeutlich zu verstehen, daß auch er der theatralischen Glorie theilhaftig zu werden wünsche. Ja, er bot mir eines Abends vier Tonnen Syrakuser dafür an, wenn ich ihm ein Trauerspiel, dessen Plan ich entworfen und ihm mitgetheilt hatte, cediren und unter seinem Namen erscheinen lassen wollte. Das Anerbieten war allerdings verführerisch, demungeachtet verweigerte ich es, und zwar aus Stolz.

Der Weinhändler hatte eine einzige Tochter, ihre Hand war der Preis, den ich für mein Manuskript forderte. Der künftige Poet schrie über die Theurung des Werkes, allein ich ließ nichts nach, die Autorsucht war mein Vertreter und ich gewann meinen Prozeß zu meinem Nachtheil; denn ich wurde ein Ehemann. Meinem Versprechen gemäß, fing ich gleich am andern Morgen an, das Trauerspiel auszuarbeiten, und las meinem Schwiegervater, dem Weinhändler, täglich Abends eine Scene vor. Endlich legte ich mit Thränen in den Augen das Werk, das ihn verewigen sollte, in

seine Hände. In dem Ausbruche des höchsten Entzückens riß er sich den Bart aus, umarmte seine Tochter, seine Sklaven und mich. Als er ein wenig ruhiger geworden war, dachte er ernstlich darauf, die Früchte meiner durchwachten Nächte einzusammeln. Der Schelm gab mehre glänzende Gastmahle und lud dazu die vorzüglichsten Schauspieler. Da sich die öffentliche Aufführung dennoch zu lang für seine Ungeduld verzögerte, so beschloß er endlich, sein Stück in seinem Hause spielen zu lassen und übertrug mir die Vertheilung der Rollen. Ich hütete mich wohl, selbst eine zu übernehmen, denn der Schmerz hätte mich getödtet, hätte ich so meine eigenen Verse zu Gunsten eines Andern recitiren müssen — aber meiner Frau theilte ich eine Rolle zu. Zwei Krämer, unsere Nachbarn, ein Schwertfeger, zwei Perrückenmacher und drei Apotheker theilten sich in die übrigen Rollen und mein Schwiegervater behielt sich den Hauptcharakter vor. Er bat mich, allen Mitspielenden meine Meinung über Charakterzeichnung, Vortrag und Darstellung mitzutheilen; allein ich lehnte dies unter dem Vorwande ab, daß ein Autor nicht dazu geeignet sei, sein eigenes Werk zu dirigiren, und obwohl ich dies nicht glaubte, so hatte ich doch Recht. Mein Schwiegervater nahm daher zu wirklichen Schauspielern seine Zuflucht und diese übernahmen recht gern das Geschäft des Einstudirens. Sie gaben sich sehr viele Mühe, besonders schloß sich der Deklamirmeister meiner Frau jeden Abend mit ihr ein, und ich durfte nicht bei der Lection gegenwärtig seyn. Da ich aber bemerkte, daß meine Frau nach diesen Lectionen immer sehr erhitzt war, so dachte ich mir, die Anstrengung könnte ihr schaden, und beschloß einmal abzu-

lauern, ob der Meister sie nicht allzu streng behandle. Am Tage vor der Generalprobe schlich ich auf den Zehen zu der Thüre ihres Zimmers und legte das Ohr daran. Erstaunt, nichts zu hören als Seufzer, öffnete ich die Thüre, und sah Lehrer und Schülerin in einer Umarmung begriffen. Voll Wuth riß ich sie auseinander. Der Lehrer entfloh und die Schülerin behauptete keck, ich hätte sie in der angenehmsten Situation gestört; denn in meinem Stücke sei eine Umarmung nothwendig, sie zeigte mir sogar die Stelle, wo es hieß:

„Geliebte! warum vor dem Tode beben?
In Küssen laß verhauchen uns das Leben.“

Ich schrie und lärmte trotz dieses überzeugenden Beweises ganz mörderisch, alle Hausleute liefen herbei und ich erzählte laut und ohne Rückhalt die ganze schöne Geschichte. Mein Schwiegervater erklärte kurzweg, ich sei ein Dummkopf und verbürgte sich für die Treue seiner Tochter. Ich rief Menschen und Götter zu Zeugen auf, allein man lachte mir in's Gesicht, bis ich mich aus dem Staube machte.

Daß nun keine Rede von meinem Trauerspiele war, wenigstens in dem Hause meines Schwiegervaters, versteht sich von selbst. Aber eine öffentliche Bühne sah ihren Vortheil ein und beschloß dieses non plus ultra zur Aufführung zu bringen.

Endlich erschien der Tag, der meinen Triumph beleuchten sollte. Da ich mich an meiner Frau nicht rächen konnte, so beschloß ich an dem Schauspieler Rache zu nehmen, der sie das Deklamiren gelehrt hatte. Die Rolle, welche er in meinem Stücke spielte, erforderte, daß er sich am Schlusse

des zweiten Aktes tödtete. Ich bestach den Garderobier und dieser substituirte einen wirklichen Dolch seinem hölzernen. Im Augenblicke der Katastrophe durchbohrte er sich das Herz wirklich und stürzte zu Boden, ohne selbst den vorgeschriebenen Schrei ausstoßen zu können.

Die Zuschauer, welche das Geheimniß nicht ahnten, brachen beim Anblick seines entstellten blassen Gesichtes in lautes Beifallklatschen aus, und konnten gar nicht genug bewundern, wie nahe manchmal die Kunst der Natur komme. Aber die vollständige Unbeweglichkeit des Schauspielers fiel seinen Kameraden auf, welche ihn vom Theater wegtrugen. Einer derselben trat dann auf die Bühne und verkündete mit Thränen das traurige Ereigniß und bat um Vergebung, daß die Vorstellung dadurch für diesmal unterbrochen und geendigt sei. Das Publikum, obschon sehr mitleidsvoll, verlangte demungeachtet die Fortsetzung des Trauerspiels, und da diese wirklich blutige Scene die Zuschauer vermuthlich mit dem vielen Blut in meiner Tragödie vertraut gemacht hatte, so wurde jede Scene, jeder Mord, jedes Wort bis an's Ende applaudirt.

Ach! wer beschreibt mein Glück und zugleich mein Entsetzen, als man nach dem Fallen der Gardine den Verfasser hervorrief und ich den Weinhändler an meiner Statt aus der Coulisse hervortreten sah. — Eine unbeschreibliche Wuth, ein heiliger Kunsteifer ergriff mich; ich stürzte, meiner selbst nicht mächtig, auf das Theater und erklärte, daß ich der wahre und einzige Autor der Tragödie sei. Man empfing mich mit Pfeifen, ich gab meinem Schwiegervater eine Ohrfeige, er ergriff mich bei den Haaren; Beide fielen wir nie-

der, balgten uns auf der Erde herum und kollerten dann mit einander in das Orchester zur größten Unterhaltung der ganzen Versammlung, welche bald zischte, bald lachte und klatschte. Zwei Musiker, deren Instrumente wir durch den Fall zerbrochen hatten, regalirten uns mit Schimpfnamen und Rippenstößen, die Wache kam herbei, führte uns auf das Polizeibureau, wo mich der Commissär auf Anlangen meines Schwiegervaters und meiner treuen Gemahlin für toll erklärte und fortweisen ließ.

Ich rettete mich vor dem allgemeinen Hohngelächter in eine abgelegene Straße, und nachdem ich einige Zeit über meine traurige Lage geseufzt hatte, wich ich einer innern Stimme, die mich zum Nachtessen rief. Ich schleppte mich also nach Hause, wo schon im Hofe mein Geruchsorgan durch die anziehendsten, appetitlichsten Gerüche gekitzelt wurde. Alles schien zu einem großen Feste geordnet, das wohlriechendste Räucherwerk dampfte in allen Gemächern und Flötenspieler hauchten die sanftesten Töne aus. Ich näherte mich, um Platz unter den Gästen zu nehmen; aber mein unerbittlicher Schwiegervater ließ seine Sklaven herbeikommen und befahl ihnen, dem ungebetenen Gast die Thüre zu weisen. Dieser Befehl wurde, nicht auf die allzu höflichste Weise, erfüllt, und ich befand mich matt und hungrig, ohne einen Obulus in der Tasche, auf der Straße.

Ich wählte die Stufen einer Säule zu meinem Nachtlager und schlief auch auf diesem harten Bett endlich sanft ein. Es war schon heller Tag, als ich wieder erwachte. Freudenruf schlug an mein Ohr und ich gewahrte einen Waffenherold, dem eine Menge Leute folgten. Maschinen-

mäßig mischte ich mich unter die Menge und wir kamen endlich auf einen öffentlichen Platz, wo der Herold eine Proklamation vortrug. Sie hatte zum Inhalte, daß die Republik, stets bereit, das wahre Verdienst würdig zu lohnen, dem Verfasser der Tragödie, welche gestern mit so außerordentlichem Beifall gegeben wurde, eine namhafte Summe bewilligt und beschlossen habe, daß der Name dieses göttergleichen Dichters mit goldenen Buchstaben auf eine Säule geschrieben werden soll, die sich zu seinem Ruhme und zum Andenken dieses großen Ereignisses auf dem Hauptplatze der Stadt erheben wird, und daß sowohl er, als auch alle seine Nachkommen auf ewige Zeiten von allen Abgaben befreit seyn sollen.

Die Proklamation war kaum geendet, als ich den Herold bei der Gurgel faßte, ausrufend: „Hier steht er, der göttergleiche Dichter! — Edle Athenienser, werdet ihr dulden, daß man mich meiner Talente beraubt, und daß ein elender Betrüger —“

Bei diesen Worten wurde das Getöse so allgemein, daß ich nicht weiter sprechen konnte, und ich erwachte über das Krabbeln einer Fliege, die mir auf der Nase tanzte.

Acht vernünftige Tage.

Anekdote aus dem Leben eines Künstlers.

Es gibt noch gute, einfache, freisinnige Menschen, deren Herzen allen lebhaften Eindrücken des Guten und Schönen offen stehen. Sie sind großmüthig ohne daran zu denken, daß sie es sind, sie sind glücklich in dem Glücke, das sie verbreiten, fröhlich durch die Freude Anderer. Sie gefallen aller Welt, ohne glänzen zu wollen. Sie lieben die ganze Welt, vergessen das Böse, was man ihnen zufügte, und erinnern sich nur des Guten, das sie genossen; sie kennen den Haß nur dem Namen nach, beurtheilen alle Herzen nach ihrem eigenen, handeln ohne zu überlegen, wenn es gilt Jemanden einen Dienst zu erweisen, werden hundertmal betrogen, und schenken immer wieder Zutrauen. Ihre Einbildungskraft entflammt sich leicht, sie sehen Größe in den einfachsten Handlungen. Diese sind es eigentlich, von denen man sagen kann: Sie sind Alles, was sie sind, durch ihr Herz.

So war auch der junge Ernst H***, den ich einst gekannt habe. In seiner frühen Jugend zeigte sich bei ihm Talent für die bildende Kunst; und mehre Zeichnungen und Gemälde von ihm erhielten den Beifall der Kenner. Allein

ein frühzeitiger Tod raffte ihn fort von der Bahn der Kunst. Er fiel ab, gleich einer vielversprechenden Frucht noch vor ihrer Reife.

Von diesem jungen Manne will ich hier eine — ich glaube interessante Anekdote erzählen.

Ernst saß an einem Tische, nahm den Brief, den er an seinen Onkel, Herrn von Moll, geschrieben hatte, und durchlas ihn noch einmal; er lautete also:

„Sie wollten es nicht glauben, lieber Onkel, daß es mir möglich sei, acht Tage zu verleben, ohne eine Thorheit zu begehen. Allein Sie haben sich geirrt, das große Werk ist mir gelungen, ich habe bereits sieben Tage in einer exemplarisch langweiligen Klugheit verlebt, und schreib Ihnen heute am achten diesen Brief. Ich habe also meine Wette gewonnen, und Ihre liebenswürdige Tochter, meine geliebte Sophie, ist die meinige; da unserer Übereinkunft nach ihre Hand der Preis meiner vernünftig verlebten acht Tage seyn sollte. — Sie lächeln vermuthlich und fragen: wie hat es der Bursche zu Wege bringen können, acht lange Tage vernünftig zu seyn? Ich will Ihnen Bescheid geben. Ich kam acht Tage nicht aus meinem Zimmer und verschloß auch meine Thüre vor Jedermann. Das ist das ganze Räthsel. Sie sehen, so leichtsinnig ich auch immer seyn mag, so bin ich doch wenigstens vorsichtig. Kommen Sie also zu mir, lieber Onkel, so bald es Ihnen möglich ist, ich beschwöre Sie. Ich brenne vor Ungeduld Ihnen das Portrait Sophien's zu zeigen, es ist meine Arbeit, oder vielmehr das Werk der Liebe, Sie können daraus schließen, wie ähnlich es ist. Wenn Sie

kommen, werden auch meine Gläubiger bezahlt seyn, Dank es Ihrem Darlehen von 200 Louisd'or.“

Ihr

kluger Neffe

Ernst H***.

Ernst rief nach nochmaliger Durchlesung dieses Briefes seinen alten Bedienten, den der Onkel ihm beigegeben hatte, und sprach, indem er ihm das Schreiben übergab: „Da nimm, Kaspar! du wirst nicht böse seyn, ein wenig aus dem Hause zu kommen, denn seit den sieben Tagen, da du meine Einsamkeit mit mir theiltest, hast du auch hübsch lange Weile gehabt.“

Kaspar. Ach! gnädiger Herr! Wo denken Sie hin? Wie könnte man sich denn in so guter Gesellschaft langweilen?

Ernst. Nun, du verschmähst aber auch die schlechte Compagnie im Wirthshause nicht?

Kaspar. Der Mensch muß sich in Alles zu schicken wissen, gute Gesellschaft hat ihr Gutes, schlechte ihr Lustiges.

„Geh' nur, geh',“ versetzte Ernst, indem er dem Alten lächelnd und freundlich auf die Achsel klopfte, „wenn ich verheirathet seyn werde, sollst auch du es etwas besser haben.“

Kaspar. Heirathen Sie schon bald, gnädiger Herr?

Ernst. Diesen Abend noch. Weißt du denn nicht, daß mein Onkel als eine ihm unmöglich scheinende Sache von mir begehrt hat, ich soll acht Tage keine Thorheit begehen? und sieben Tage sind vorbei, heute ist der achte.

Kaspar. Der ist aber noch nicht vorbei.

Ernst. Noch sechs Stunden.

Kaspar. Verzeihen Euer Gnaden, aber in sechs Stunden kann ein Mensch viel —

Ernst. Besorge nichts. Ich bürge für mich, wenigstens für diese sechs Stunden. Wenn du vom Onkel weggehst, so begibst du dich zu meinem Schneider, und zu den beiden honetten Wucherseelen, die mir ihr Geld so theuer verkaufen, und sagst ihnen, sie sollen auf der Stelle zu mir kommen, ich sei bereit, sie zu bezahlen. Dann sagst du im Vorübergehen Herrn von Blügen, ich ließe ihn bitten, mich zu besuchen, denn meine Thüre steht von nun an wieder allen meinen Freunden offen.

Kaspar. Wie, den jungen Büchermacher, mit dem Sie sich vor einiger Zeit geschlagen haben, und der Ihnen einen so tüchtigen Stoß in den Arm beigebracht hat?

Ernst. Thut nichts, ich fühle nichts mehr davon.

Kopfschüttelnd ging der Bediente, um seine Aufträge zu erfüllen.

Kaum war eine halbe Stunde verflossen, als Blügen in heftiger Bewegung und Unruhe in Ernst's Zimmer trat. „Ach! bist du da?“ rief Ernst, „ich habe lange acht Tage ohne dich verleben müssen. Aber was fehlt dir? du bist so aufgeregt, so blaß, was ist dir geschehen, hat dich die Kritik hart mitgenommen? Rede!“

„Freund! rette mir das Leben!“ rief der junge Mann.

„Mit Gefahr meines eigenen,“ antwortete Ernst lebhaft und mit funkelnden Augen, „aber sage mir nur —“

„Ich bin verliebt. Das Mädchen, das ich liebe, ist der Inbegriff aller Vollkommenheiten.“

„Nun, das versteht sich von selbst.“

„Sie theilt meine Neigung —“

„Desto besser.“

„Aber ihr Vormund ist der grausamste, ungerechteste Mann von der Welt. Er verlor früher einen bedeutenden Prozeß gegen meinen Vater, und um mich dafür zu bestrafen, verweigert er mir Angeliken's Hand.“

„Ja, da ist freilich nichts zu thun, als das Mädchen aufzugeben, oder zu entführen.“

„Weil ich das Erste nicht konnte, hab ich das Zweite schon gethan.“

„Natürlicher Weise!“

„Ich suche nun überall einen Zufluchtsort, wo ich meine Geliebte vor den ersten Nachstellungen ihres Tyrannen verborgen halten kann. Wenn ich sie nur für einige Stunden in Sicherheit zu bringen wüßte, so würden ihre Eltern und die meinigen sich indessen bei dem Vormunde für uns verwenden, der wohl nach einem so öffentlichen Schritte mir ihre Hand nicht länger verweigern kann. Aber wo soll ich Angelika verbergen? Wem das Wesen anvertrauen, welches mir das Liebste ist auf der ganzen Erde?“

„Mir, Freund, mir, führe sie zu mir, ich bürge dir für das kostbare Kleinod mit meinem Leben.“

„O großmüthiger Freund, meine Dankbarkeit soll nur mit meinem letzten Hauche enden.“

„Bah, bah! du würdest dasselbe für mich thun, — geh, hole deinen Schatz.“

Blügen entfernte sich. — „Zwei unglücklich Liebende!“ murmelte Ernst vor sich hin, indem er in seinem Zimmer auf- und niederschritt, „ein junges Mädchen, das Opfer des Despotismus eines grausamen Vormunds! Wie böse doch die Menschen sind! Alles verfolgen sie, selbst das schönste Gefühl, die Liebe. Ich bin recht froh, daß Blügen in dieser Angelegenheit sich eben an mich wandte, ich dank es ihm.“

Blügen trat wieder ein, ein Mädchen an seinem Arm führend, dessen Gestalt durch einen langen Schleier verhüllt war, doch konnte man bemerken, wie die Arme zitterte. Man sah es an ihrer Verwirrung, daß sie die Unziemlichkeit des Schrittes, den sie gethan, und ihrer jetzigen Lage wohl fühlte, und daß sie sich über ihr leichtsinniges Betragen Vorwürfe machte.

Ernst grüßte sie achtungsvoll. „Mein Fräulein,“ sprach er, „Sie sind hier in Ihrer eigenen Wohnung. Schalten Sie über Alles, was mein ist. Hier steht Ihnen ein zwar nicht sehr großes, aber bequemes Gemach zu Diensten. Es ist zugleich mein Atelier und meine Bibliothek. Niemand wird Sie darin stören. Ich selbst werde mir den Eintritt nicht erlauben, so lange Sie mir die Ehre erweisen werden, es zu bewohnen.“

Angelika wollte danken, aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, sie konnte es nur durch Thränen.

„O mein Freund,“ nahm Blügen das Wort, „es ist das Glück meines Lebens, ja mein Leben selbst, was ich dir anvertraue.“

„Blügen!“ erwiederte Ernst ernsthaft, „dieses Pfand steht unter dem Schutze der Liebe, des Unglücks und der Freundschaft. Übrigens sieh hinein in das Gemach, das Portrait meiner geliebten Sophie steht darin, es ist der sicherste Wächter für deine Angelika. Möge sie von Zeit zu Zeit einen Blick darauf werfen, es wird ihr für meine Delikatesse bürgen.“

Beruhigt entfernte sich Blügen. Ernst näherte sich der schönen Unglücklichen, und bot alle seine Beredsamkeit auf, sie zu trösten. „Der gute Blügen,“ sprach er, „wie heftig er Sie liebt! Sie thaten recht daran, Ihr Schicksal ganz in seine Hände zu legen. Ich kenne ihn lange als einen Mann von Ehre und Genie. Er schreibt schöne Sachen, und hat bereits den guten Ruf für sich. Er wird es noch weit bringen, Sie werden sehen. Erst letzthin hat er mir seine neueste Tragödie vorgelesen, ein Meisterstück, sag ich Ihnen, das Gold und Ehre bringen wird.“

„O, mein Herr!“ erwiederte Angelika mit einem Seufzer, „ich habe dem Gefühle meines Herzens gefolgt, allein ich kann mir doch nicht verhehlen, daß die öffentliche Meinung — die Welt —“

„Was öffentliche Meinung!“ rief Ernst, „ich werde Sie vertheidigen, und alle braven Leute mit mir. — Die Welt!“ setzte er spöttisch hinzu, „was ist denn diese Welt, vor der Sie sich so sehr fürchten? Soll man das Glück seines Lebens einem vielköpfigen Ungeheuer opfern, das seine Meinung alle Tage ändert? Die Welt ist ein Haufen von Egoisten, der den Unglücklichen immer Unrecht gibt, indessen diese Armen bei mir immer Recht haben. — Doch still, ich

höre Getöse. Treten Sie geschwind in dieses Kabinet und seyn Sie ruhig. Ich bin hier, Sie zu beschützen.“

Der Unwillkommene, welcher Ernsten also in seinen Trostsprüchen störte, nannte sich Ferster, und war ein junger Musikkomponist von großem Verdienste. Durch zwei gelungene Opern hatte er sich bereits auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht, und sowohl den Beifall der Kenner, und — was vielleicht noch schmeichelhafter ist — auch der Laien errungen.

„Wahrhaftig!“ sprach ihn Ernst an, „du kommst mir jetzt etwas mal-à-propos, ich war eben sehr beschäftigt.“

„Wenn das ist,“ erwiederte Ferster mit unterdrückter Wehmuth, „so will ich mich auch sogleich wieder entfernen.“

„Morgen bin ich ganz zu deinen Diensten,“ fuhr Ernst fort, „aber heute bleibt mir auch nicht eine Viertelstunde für meine Freunde übrig.“

„Morgen? ach Ernst, morgen ist es zu spät.“

„Was heißt das? was redest du da, Ferster? was ist dir?“ rief Ernst, indem er den sich Zurückziehenden festhielt.

„Bruder,“ versetzte dieser, „du warst meine einzige Zuflucht, und du verlässest mich?“

„Ich dich verlassen? Wer so sprechen kann, kennt mich nicht. Rede, erkläre dich deutlicher.“

„Nein, Ernst! mein Loos ist geworfen, ich bedarf keines Menschen Hilfe mehr. Leb wohl — wohl auf ewig!“

„Du gehst nicht von hier,“ schrie Ernst, und vertrat ihm den Weg, „bis ich den Grund deines Kummers kenne.“

„Ich bin der unglücklichste der Menschen, und du nahmst mich so lieblos auf."

Verzeih, Bruder! Wenn ich das that, so glaubte ich dich wahrhaftig nicht unglücklich, sonst hätte ich dir gewiß meine Arme geöffnet. Ich bitte dich, rede, was fehlt dir?"

„Du versprichst mir das tiefste Stillschweigen?"

„Hier meine Hand darauf."

„Wohlan, so höre. Ich wurde gestern wider meinen Willen in ein Hazardspiel hineingezogen, ich spielte zum ersten Male in meinem Leben..."

„Und du verlorst?"

„Ja."

„O, das ist mir hundertmal geschehen, das verdammte Glück! honnetten Leuten steht es niemals bei."

„Ich bin in diesem Augenblicke ohne Geld," fuhr Ferster fort. „Später wird mir wohl meine Oper etwas einbringen, aber wer weiß, wann sie gegeben wird. Ich muß diesen Abend noch bezahlen, und kann ich's nicht, so bin ich entehrt, verloren."

„Ist die Schuld beträchtlich?" fragte Ernst.

„Ach, leider! 200 Louid'or."

„Nicht mehr?" rief Ernst freudig. „Umarme mich, Freund, dann bist du gerettet, ich besitze eben jetzt so viel. Es ist ein wahres Glück, daß du gerade so viel verloren hast. Hier nimm, bezahle deine Schuld; geh nur, geh, danken kannst du mir morgen, jetzt habe ich nothwendige Geschäfte."

Mit diesen Worten drang Ernst dem erstaunten Ferster die Börse mit den 200 Louisd'or auf, und dieser entfernte sich. Ernst hatte über der unglücklichen Lage seiner

beiden Freunde Alles, auch seine Gläubiger vergessen, aber diese hatten ein besseres Gedächtniß, und so eben erschienen sie an seiner Thüre, begleitet von dem Diener, der sie auf seines Herrn Befehl hieher beschieden hatte.

Bei ihrem Anblick ward Ernst etwas verlegen. „Meine Herren!“ redete er sie an, „ich habe Sie ersuchen lassen, hieher zu kommen, um Ihnen meine Schuld zu bezahlen, allein Sie erscheinen etwas zu spät, und für heute werden Sie sich wohl mit dem guten Willen begnügen müssen.“

„Guten Willen! guten Willen!“ murmelten die Wucherseelen, „diese Münze kennen wir nicht.“

„Und zum Unglück hab ich keine andere Ihnen zu bieten,“ versetzte Ernst.

„Sie hat keinen Cours auf dem Platze.“

„Wenn Sie sich morgen wieder herbemühen wollen, so will ich trachten —“

„Mein Herr! wir lassen uns nicht zum Narren haben.“

„Das will ich auch gar nicht, und ich verspreche Ihnen —“

„Daß Sie uns morgen wieder was versprechen werden. Nicht doch, das dauert zu lange, wir können nicht mehr warten.“

„Wenn ich aber mein Ehrenwort gebe —“

„So müssen Sie doch erlauben, daß wir zweifeln, und auf alsogleicher Zahlung beharren.“

Nun überfiel unsern Ernst die Galle.

„Wer wagt es,“ schrie er, „in mein Ehrenwort Zweifel zu setzen? Jetzt nehmt Reißaus, das rath ich euch, und sucht

die Thüre, oder ihr fliegt, bei meiner armen Seele! aus dem Fenster.“

„Meine Herren,“ lispelte ihnen der alte Kaspar ganz leise zu, „folgen Sie meinem Rathe und wählen Sie lieber die Thüre.“

Kluger Weise folgten die Gläubiger diesem wohlgemeinten Rathe, und entfernten sich, indem sie Ernsten noch drohten, alle Mittel gegen ihn anzuwenden, welche ihnen die Gerechtigkeit zugestehe, wenn er sie am nächstfolgenden Tage nicht bezahlen würde.

Ernsten's Zorn verschwand mit den Gegenständen desselben. Er schaute um sich und bemerkte, daß nur sein Schneider, der früher kein Wort gesprochen hatte, zurückgeblieben sei, und in einer Ecke des Zimmers de- und wehmüthig stehe.

„Ja, lieber Freund,“ nahm Ernst das Wort, was wollen Sie noch hier? ich habe heute kein Geld, es ist also für Sie hier nichts mehr zu thun.“

„Ach! gnädiger Herr,“ antwortete der Schneider, „ich bin auch nicht da, um Sie zu quälen, ich habe ja gerne Geduld, aber mein armes Weib ist krank, meine vier Kinder schreien nach Brot, und nirgend, wohin ich komme, kann ich mein Wohlverdientes erhalten. Heute ist der letzte Termin, den mir der Hauseigenthümer zur Bezahlung des Miethzinses gesetzt hat, und kann ich ihn nicht befriedigen, so wirft uns der Hartherzige vielleicht auf die Straße.“

„Was sagen Sie? Ihre Frau ...“

„Ist zum Sterben.“

„Und Ihre Kinder?“

„Haben keinen Bissen Brot.“

„Ach, wie unglücklich bin ich!“ rief Ernst mit einer Thräne im Auge. „Doch ja — hier, mein Freund, nehmen Sie meine Uhr, verkaufen Sie sie indessen, und geben Sie Ihren Kindern Brot. — Sie will ich vor allen Andern befriedigen.“

„O wie gut Sie sind, gnädiger Herr!“ sprach der alte Diener, als der Schneider dankbar das Gemach verlassen hatte, „man kann Sie glauben machen, was man will. Der Bock mit seinem weinerlichen Tone und seiner trübseligen Miene ist zehnmal reicher als Sie.“

„Was sagst du da, sein Weib ...“

„Ist gesund und wohlauf. — Seine Kinder — dick und fett und von den Abschnitzeln prächtig gekleidet.“

Eben wollte Ernst antworten, als die Stimme seines Onkels an sein Ohr schlug, welcher mit Sophien eintrat. Ernst flog in seine Arme und drückte ihn an sein Herz. „Theurer Onkel!“ rief er, „wie glücklich bin ich, Sie zu sehen, und meine theure Sophie, Sie führen sie mir selbst in die Arme.“

„Nein, Ernst, das ist nicht Güte, das ist Gerechtigkeit. Ich habe dich deiner Thorheiten wegen ausgescholten, ich muß auch deine Klugheit belohnen.“

„O süßer Lohn!“

„Sie waren also recht vernünftig, diese acht Tage hindurch?“ sprach Sophie, aus deren Blicken Liebe und Fröhlichkeit strahlte.

„Sie wissen, was auf dem Spiele stand, konnte — durfte ich diese Wette verlieren?“

„Ja, ich fürchtete es ein wenig, jetzt darf ich es gestehen, da Sie gewonnen haben.“

„Gewonnen, ja mit Trommel und Pfeife gewonnen!“

„Deine Gläubiger sind also alle bezahlt, Junge?“ fragte Herr von Moll.

„Meine Gläubiger?“ — Ernst stockte. — „Ja, — nein, mein bester Onkel! alle noch nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil — weil — als sie kamen — sehen Sie — als sie kamen, hatte ich kein Geld mehr.“

„Und die 200 Louisd'or?“

„Ich mußte sie zu anderm Zwecke verwenden, zu etwas Nothwendigerem, Besserem, glauben Sie mir es, lieber Onkel.“

„Bursche!“ sprach jetzt der Onkel, indem er die Brauen etwas zusammenzog; „ein junger Mensch, der acht Tage hindurch in seinem Zimmer eingeschlossen bleibt, kann nicht 200 Louisd'or ausgeben, ohne eine Thorheit zu begehen.“

„Und doch sage ich Ihnen, ich habe sie ausgegeben, ohne mir auch nur den geringsten Vorwurf machen zu dürfen.“

„Wenn das ist, so rede, was hast du mit dem Gelde gemacht?“

„Das ist ein Geheimniß.“

„Sie haben Geheimnisse vor mir?“ fragte Sophie traurig.

„Und ich,“ fuhr Herr von Moll fort, „muß aus deinem Stillschweigen schließen, daß du mich hintergangen und die Wette verloren hast.“

„Ach, das ist deßwegen noch nicht so ganz gewiß, lieber Vater,“ fiel Sophie ein.

„Verdammen Sie mich nicht, bevor Sie mich gehört haben,“ rief Ernst.

„Wie, zum Henker willst du denn, daß man dich höre, wenn du nicht reden willst? Was hast du mit dem Gelde gemacht?“

„Den besten Gebrauch.“

„Desto besser, aber welchen?“

„Ich bezahlte eine Schuld.“

„Eine Schuld, die mir noch nicht bekannt war?“

„Allerdings, eine Spielschuld.“

„Wie? du hast also gespielt, und du nennst das vernünftig seyn?“

„Ach!“ fiel Sophie mit schmerzhaftem Tone ein, „nun sehe ich, wie Sie mich lieben.“

„Nein, Sophie, ich habe nicht gespielt.“

„Bist du närrisch, was redest du denn da zusammen? hat nicht gespielt, und doch eine Spielschuld bezahlen müssen.“

„Und doch ist es so, ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, bei meiner Liebe zu Sophien.“

„Lieber Vater!“ sagte Sophie schmeichelnd, „hören Sie, er schwört bei seiner Liebe zu mir, es muß also doch wahr seyn.“

„O Sophie, theure Sophie,“ rief Ernst, vertheidigen Sie mich, Sie thun es mit vollem Rechte, und ich will Sie bald von der Wahrheit meiner Worte und meiner Liebe überzeugen. Weit entfernt mich dem Spiele zu ergeben, hab'

ich mich nur mit Ihnen beschäftigt. Ich malte Ihr Bild — Kommen Sie, sehen Sie, wie ähnlich es ist."

Nach diesen Worten, nur bemüht, sich zu vertheidigen und Sophien seine Liebe zu beweisen, öffnete er die Thüre zum Cabinete, führte seinen Onkel und Sophien hinein, und deutete auf das Portrait.

Aber Herr von Moll fuhr schaudernd zurück, und ausrufend: „Ha! was muß ich sehen? eine Weibsperson hier versteckt?"

„Was hab ich Unglücklicher gethan!" rief Ernst, indem er seine Unklugheit bemerkte, „nun bin ich verloren!"

Mit schnellen Schritten ging Moll im Zimmer auf und nieder, einmal über das andere im Grimme laut auflachend und ausrufend: „Welche Treulosigkeit! Nein das ist zu schändlich!" — Ernst suchte sich ihm zu nähern mit einer unbeschreiblichen Ängstlichkeit, allein vergebens bat und schwor er dem Onkel und Sophien, daß er unschuldig sei, sie wandten sich von ihm und deuteten nur auf das Cabinet. Auf's Äußerste war Ernst getrieben, als plötzlich Blügen in das Zimmer trat, und Ernst ihm mit dem Worten entgegenstürzte: „Gott sei Dank! nun bin ich gerettet!"

„Ja, mein Freund, du bist gerettet," sprach Blügen. „Aber die Gefahr war nicht so groß, und Herrn von Moll's Zorn nur Scherz." Mit diesen Worten trat er in das Kabinet, und führte Angeliken aus demselben, welche nun unter lautem Lachen den Schleier zurückschlug und Ernsten ein wohlbekanntes Gesicht zeigte. Es war Frau Spitz, welche schon über 30 Jahre im Hause seines Onkels als

Haushälterin diente, und deren Züge mehr ehrwürdig, als verführerisch waren.

Auch Ferster erschien wie gerufen zu dieser Scene, und legte in Ernstens Hände die empfangenen 200 Louis'dor zurück, ihm dankend für einen Freundschaftsdienst, dessen er zu seinem Glücke nicht bedurfte.

Ernst stand starr, und verstand kein Wort von allen dem, was er sah und hörte, er glaubte zu träumen, und sah die Umstehenden mit einer wahrhaft komischen Verwunderung an. Endlich brach Blügen das Stillschweigen: „Ich kann deine Verwunderung begreifen, armer Freund, aber ich will dir das Räthsel lösen. Ferster und ich befanden uns eben bei deinem Herrn Onkel, als dein Brief dort anlangte, und der lustige alte Herr entwarf sogleich den Plan, dir einen Streich zu spielen, und dadurch die Güte deines Herzens auf die Probe zu stellen. Er bedurfte zu dieser Komödie zwei Schauspieler, wozu wir beide uns willig engagiren ließen, weil wir im voraus wußten, daß du dadurch nur gewinnen könntest, und sich dein Gemüth im hellsten Glanze zeigen würde.“

„Wie?“ rief Ernst, „Alles das war nur ein Scherz? Angelika — Frau Spitz — Sie sind nicht entführt? — Ferster hat nichts verloren? — Nun, wenn das ist, so habt ihr Beide wirklich viel Talent zum Theater.“

„Nicht so, lieber Freund,“ erwiederte Blügen, „du bist der beste, und wenn man dein Herz trifft, auch der leichtgläubigste Mensch; wir spielten nicht so gut, und öfters, wenn wir dir unsere Angst schilderten, waren wir auf

dem Punkt, in lautes Lachen auszubrechen, aber du, einmal aufgeregt, nahmst Alles für baare Münze."

Ernst. Und Sie, Sophie, waren auch mit im Complotte?

Sophie. Zu dienen.

Ernst. Sie konnten meine Qual mit ansehen, und mich dennoch in meinem Irrthume lassen?

Sophie. Lieber Freund, ich habe zwanzigmal versucht, Sie durch Lächeln, Husten und verschiedene andere Zeichen zu unterrichten, aber Sie sahen und hörten ja nicht.

"Lieber Junge," rief der Onkel, indem er Ernsten in seine Arme schloß, "du bist übrigens doch ein braver, guter Mensch. Sophie ist dein."

Wenige Tage nachher wurden die Liebenden verbunden, und wenn Sophie sich auch noch manchmal über eine kleine Thorheit ihres Gemahls zu beklagen hatte, sein vortreffliches Herz machte Alles wieder gut.

Der Grundsatz.

Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde.

In einem Gasthause entspann sich neulich ein Gespräch über das neueste Schauspiel, welches auf einem unserer Theater gegeben worden war. Die Einen sprachen für, die Andern gegen dasselbe. Der Streit wurde immer heftiger, besonders kamen Herr E***, der eine Recension darüber geschrieben, und sich darin ziemlich stark dagegen expektorirt hatte, und mein Freund L***, der dafür sprach, in Eifer, und wären sich vielleicht sogar in die Haare gefallen, wenn wir Übrigen die ganze Sache nicht zum Scherze gewendet und dem Zanke dadurch ein Ende gemacht hätten.

Im Nachhausegehen sprachen ich und mein Freund L*** noch darüber, und ich wunderte mich, wie er so hitzig werden, und mit solcher Heftigkeit die Partei des Einen ergreifen konnte: „Sieh mich an,“ sagte ich zu ihm, „ich menge mich in nichts; ich spreche meine Meinung wohl auch aus, aber seh' ich, daß Jemand einer andern ist, so bekümmere ich mich nicht darum, ich gehe *meinen* Weg, halt' es aber weder mit dem Einen noch mit dem Andern.“ Als ich das gesagt hatte, lachte mein Freund L*** bitter und erwiederte: „O mein Lieber! da bist du auf ganz irrigem Wege,

und bist du mit diesem deinem Grundsatze glücklich durch die Welt gekommen, so lag es nur am Schicksal, das dir wohlwollte. Ich habe denselben Grundsatz gehabt, und mir ist es sehr schlimm damit gegangen. Wenn du willst, so will ich dir einiges aus meinem Leben, was darauf Bezug hat, erzählen, urtheile selbst, ob ich dann Unrecht habe, mich für den Einen oder den Andern lebhafter zu interessiren."

Ich bat ihn, mir zu erzählen, und er theilte mir beiläufig Folgendes mit:

„Ich war in meinem sechzehnten Jahre schon sehr ernsthaft und nachdenkend. Die Unglücksfälle, womit mich das Schicksal in meiner zartesten Kindheit heimgesucht hatte, das Studium der alten Philosophen, worauf ich mich eifrig verlegte, Alles vereinigte sich, aus mir einen kleinen Cato zu bilden. Ohne Eltern, ohne Vermögen, war mein Onkel meine einzige Stütze. Dieser vortreffliche Mann ließ mich nach der Hauptstadt kommen, und gab mich in eine berühmte Erziehungsanstalt, wo er für mich bezahlte. Einst, es war an einem Rekreationstage, befand ich mich in seinem Hause. Es war eben Gesellschaft versammelt, und das Gespräch lenkte sich auf die unendliche Schwierigkeit, unter und mit den Menschen verträglich zu leben. „Ich," sagte mein Onkel, „habe die Sache nie so schwierig gefunden, als Sie meinen, ich habe aber auch immer einen vortrefflichen Grundsatz beobachtet. Wollen Sie ihn wissen? Da lesen Sie." Mit diesen Worten öffnete er den obern Theil seines Schreibeschranks, und wir sahen dort mit goldenen Buchstaben auf Ebenholz den Spruch geschrieben:

Laß Jeden in seiner Sache wandern,
Halt's nicht mit dem Einen und nicht mit dem Andern,
Dann hältst du's, glaube mir,
Am besten stets mit dir!

Diese Worte ergriffen mich mächtig, dazu die Jovialität meines Onkels, seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, sein gutes Einkommen, zu welchem Allen ihm wohl die Befolgung dieses Grundsatzes geholfen haben mochte, — kurz, ich nahm mir fest vor, ihn zum Leitstern meines ganzen Lebens zu machen.

Am folgenden Morgen kehrte ich in die Erziehungsanstalt zurück. Ich fand meine Kameraden in einem heftigen Wortwechsel, der schon in Thätlichkeiten überzugehen drohte. Ein gewisser Ellinger behauptete, es sei ihm ein Federmesser abhanden gekommen. Feller, ein Sausewind, der mit ihm auf einem Zimmer wohnte, nahm das krumm, deutete die Anklage auf sich, und war blaß vor Wuth darüber. Ein Theil der Ubrigen schlug sich auf Ellinger's, der andre auf Feller's Seite und verlangte Genugthuung für solchen Schimpf. Kaum erblickte man mich, so schrie man mir schon von allen Seiten entgegen:

„Was denkst du? — Nicht wahr, das ist unverzeihlich von Ellinger — nicht wahr, Feller hat Unrecht, das auf sich zu beziehen? Rede, rede, mit wem hältst du es?“

„Ich,“ antwortete ich ruhig, und meinem Grundsatze getreu, „ich halt' es mit Keinem. Was geh'n mich eure Streitigkeiten an? ich bleibe neutral.“

„So?“ schrie Ellinger, „also glaubst du, ich habe Fellern unrechtmäßiger Weise angeklagt?“

„Wie? neutral?“ schrie Feller, „also meinst du, ich habe das Federmesser wirklich gestohlen? und Beide fielen mit diesen Worten über mich her, warfen mich zu Boden und bedeckten mich zum nicht geringen Gelächter beider Parteien mit Faustschlägen. Zum Glücke kamen auf mein Jammergeschrei die Lehrer dazu, sahen ihr blaues Wunder an mir und entrissen mich den Händen der Wüthenden.“

„Du siehst wohl, lieber Freund, daß die erste Anwendung des Grundsatzes meines Onkels nicht glücklich für mich ausfiel; doch zog ich daraus keine böse Schlußfolge für die Zukunft, dachte mir, bei erwachsenen Personen würden sich die guten Wirkungen wohl eher offenbaren als bei unverständigen Knaben, und blieb fest bei meinem gefaßten Princip.“

„Meine Studien waren vollendet. Mein Onkel, seine Altersschwäche fühlend, nahm mich zu sich und suchte mich in irgend einem öffentlichen Amte unterzubringen. Allein leider hatte ich das Unglück ihn früher zu verlieren, als ich seine Verwendung für mich verwirklicht sah. Das Vermögen, welches er mir hinterließ, war zu unbedeutend, als daß ich davon hätte leben können, daher hatte ich schon den Entschluß gefaßt, Soldat zu werden, als ich die erledigte Einnehmerstelle in K***, um welche mein Onkel kurz vor seinem Tode für mich angehalten hatte, erhielt. Meine Freude darüber war sehr groß, besonders da K*** mein Geburtsstädtchen war. Schnell packte ich zusammen, was ich hatte, vergaß den Schreibkasten meines Onkels, worin der goldne Spruch stand, nicht, und reiste nach meinem neuen Posten ab. Kaum war ich dort angekommen, so erkundigte ich mich

um die Wohnung meiner beiden Vettern, mit denen ich die unzertrennlichste Freundschaft zu schließen Willens war. Ich erfuhr, wo sie wohnten, und besuchte noch an demselben Abende den ältern: Eduard. Er nahm mich sehr freundlich auf, versicherte mich, daß er mir von jeher sehr zugethan gewesen sei, und schloß damit, daß er mir erzählte, wie er sich mit Theodor, so hieß mein jüngerer Vetter, entzweit habe, und wie sie nun einander gar nicht mehr sähen. — „Das ist ein böser Mensch,“ fügte er hinzu, „und ich ruhe nicht, bis er mir aus der Stadt muß, ja fort muß er und sollt' es mich den letzten Heller kosten. Ihr Vater, lieber Franz!“ sprach er mit einem Seufzer, „Gott hab' ihn selig! hat mir's oft gesagt, daß der Bursche nichts tauge, ach! er hatte Recht.“

„Ich sah wohl, daß mich Eduard auf seine Seite zu bringen suchte, allein treu meinem Grundsatze, entgegnete ich ihm nur einige besänftigende Worte und empfahl mich. Am andern Morgen besuchte ich Theodor. Sein Empfang war sehr kalt, er gestand mir offen, er werde es mir niemals verzeihen, daß ich Eduard zuerst besucht habe, er hasse ihn mit Recht von ganzem Herzen, und Eduard's Freunde könnten nie die seinigen werden. Er ersuchte mich am Ende sogar etwas unhöflich zu dem zurückzukehren, dem ich schon früher die meiste Aufmerksamkeit bezeigt habe.“

„Ich ging, fest entschlossen, nie mehr einen Fuß in dieses Haus zu setzen, und dafür mit ganzer Liebe an Eduard zu hängen. Allein, wie erstaunte ich, als ich sah, daß mir auch Eduard Abends auf der Promenade auswich. Umsonst

suchte ich ihn am andern Morgen in seinem Hause auf, er ließ mich nicht vor, und der Bediente erklärte, wie sein Herr nie mehr einen Menschen zu sehen wünsche, der mit seinem erklärten Feinde Freundschaft geschlossen habe.“

„So war ich denn von meiner ganzen Familie ausgestoßen,“ fuhr L*** mit einer Thräne im Auge zu erzählen fort, „die es in der Folge auch nicht daran fehlen ließ, mich bei ihren Bekannten schlimm anzuschreiben; doch ich tröstete mich damit, meinem Grundsatze getreu geblieben zu seyn, und bald that auch Amor das Seinige mich zu zerstreuen.“

„Der Gegenstand meiner Neigung war Julie M**, eine junge Witwe; ich hatte das Glück auch von ihr geliebt zu werden, und schon gab sie mir das Versprechen, die Meinige auf ewig seyn zu wollen. Alles beneidete mich; denn Julie war vielleicht das liebenswürdigste Frauenzimmer in K***. Ich sage vielleicht, weil der Geschmack verschieden ist, und sich auch in diesem Städtchen die Meinung theilte, zwischen ihr und der Madame Diller, ihrer Nebenbuhlerin an Schönheit, Geist und Eleganz. Man kennt die Weiber, immer führen sie Krieg mit einander, ihre Waffen sind Hüte, Hauben und Kleider, ihre Generale Schneider und Modehändler, ihre leichten Truppen Händedruck und Augenspiel. Weh der Schönen, die einer andern Schönen den Sieg streitig macht! sie wird gehaßt bis in den Tod, und man küßt sie in Gesellschaft nur wie Judas. So waren denn auch Julie und Madame Diller einander recht herzlich gram, obgleich sie sich fast täglich sahen, und mit Komplimenten überhäuften. Endlich aber erschien der Augenblick, wo sie sich nicht länger zurückhalten konnten, und einander

den Fehdehandschuh vorwarfen. Julie hatte sich ein Pianoforte aus der Hauptstadt bringen lassen. Madame Diller besaß nur ein kleines Clavecin und hätte dieses bald in noch kleinere Stücke zerschlagen, als sie der Nebenbuhlerin prächtiges Instrument mit Bronzeverzierungen erblickte. Einige Tage darauf gab der Herr Bürgermeister ein Concert, bei welchem die beiden Damen glänzen sollten. Julie spielte eine leichte Sonate auf ihrem großen Pianoforte, Madame Diller ein großes schweres Concert auf ihrem kleinen Clavecin. Überdies sang Julie die Arie, welche eigentlich die Diller hatte singen wollen. Darüber erfolgte nun zwischen den Damen eine so heftige Erklärung, daß sich Beide augenblicklich von dem Concerte entfernten. Am andern Morgen erhielt ich folgendes Billet:

„Sie wissen vermuthlich schon, wie abscheulich sich die Diller gestern gegen mich benommen hat. Ich hoffe, Sie werden eine Frau künftig auch als Ihre Feindin ansehen, welche die meinige geworden ist. Ich erkläre Ihnen, daß ich auch die kleinste Artigkeit, welche Sie ihr in Zukunft beweisen würden, als eine Beschimpfung für mich ansehen müßte.

Ihre

Julie.“

„Ich fand dieses Begehren sehr übertrieben und dachte mir: die Sache wird schon wieder ins Geleise kommen. Ich steckte das Billet zu mir, ohne es zu beantworten, und eilte ein Geschäft zu beendigen, welches mich vor die Stadt rief. Auf meinem Rückwege fand ich außer der Stadt eine zerbrochene und gestürzte Calesche, die ich bald für jene der Madame Diller erkannte. Die arme Frau selbst fand ich ganz zer-

schlagen auf der Straße liegen. Ich hielt es für Menschenpflicht ihr zu Hilfe zu eilen, bot ihr meinen Wagen an, und führte sie nach Hause. Da sie am entgegengesetzten Ende der Stadt wohnte und ich einen offenen Wagen hatte, so wurden wir von vielen Bekannten gesehen. Ich begleitete sie nur bis zur Stiege und eilte dann zu Julien; allein wie erstaunte ich, als mir das Stubenmädchen ein Billet übergab folgenden Inhalts:

„Mein Herr, da Sie, trotz meiner Bitte, sich mit Madame Diller gleichsam im Triumphe gezeigt, und mich so zum Gelächter der ganzen Stadt gemacht haben, so muß ich die Bekanntschaft mit einem Manne aufgeben, der meine Ehre nicht schont. Ich erlasse Ihnen hiemit alle Ihre Versprechungen, und wünsche, daß Sie bei Madame Diller ein Herz finden, welches Sie zärtlicher liebt als jenes

Ihrer getäuschten

Julie.“

„Umsonst versuchte ich mich bei Julien zu rechtfertigen, umsonst schrieb ich mehre Briefe an sie, sie wurden mir alle unerbrochen zurückgesandt, und ich sah endlich alle Hoffnungen auf Wiedervereinigung schwinden. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ein Weib von solchen Gesinnungen mich nicht glücklich gemacht haben würde und suchte Zerstreuung im Tempel der Musen. Ich machte Verse und hatte das Vergnügen zu sehen, daß meine kleinen Gedichte Beifall erhielten. Doch bald gerieth ich durch mein schwaches Talent in ein neues Unglück. Der General von X*** hielt sich bei seiner Durchreise einige Tage in unserm Städtchen

auf. Er speiste bei dem Herrn Bürgermeister, und dieser ersuchte mich einige Strophen zum Lobe seines erhabenen Gastes zu verfertigen. Ich verfaßte ein Lied auf den Muth und die Menschlichkeit des Helden; dieses wurde öffentlich bei der Tafel abgesungen und ich von allen Seiten mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen beehrt. Da ich wußte, daß mein Vaterland noch einen berühmten General besaß, der in gleichen Ehren mit diesem stand, und ich es, meinem Grundsatze gemäß, mit Keinem verderben wollte, so machte ich auch ein zweites Gedicht auf den andern Kriegshelden, sandte beide nach der Stadt, und ließ sie in einem unsrer gelesensten Journale abdrucken. Was war die Folge? Beide wurden mir gram; des Einen Schwager war mein Vorgesetzter im Amte, des Andern Vetter machte meiner Erschönen den Hof; ich verlor meine Einnehmersstelle, welche ein junger Mensch erhielt, der auf den einen General ein Lob-, auf den andern ein Spottgedicht verfaßt hatte.“

„Ich war nun gezwungen nach der Hauptstadt zu wandern, um dort um ein neues Ämtchen zu solicitiren, da ich aber wenig Freunde und noch weniger Geld besaß, so mußte ich fürs Erste Zuflucht zu meiner Feder nehmen. Ich schrieb ein Lustspiel, welches, obschon es den Kennern gefiel, doch nicht zur Aufführung kam. Ich hatte es nämlich den beiden ersten Schauspielern, welche Feinde waren, selbst vorgelesen, der Versuch, mir Beide zu gewinnen, machte mir Beide zu Widersachern, und so blieb mein Lustspiel unaufgeführt und mein Beutel leer.“

„Nun schrieb ich einen Traktat über Musik, in welchem ich unsere ersten drei Komponisten mit Lobsprüchen überhäufte.

Da ich diese Herren persönlich kannte, so übersandte ich jedem von ihnen sogleich ein Exemplar. Einige Tage nachher machte ich ihnen meine persönliche Aufwartung, um ihren Dank einzuernten. Allein der Empfang entsprach meiner Erwartung nicht, keiner von ihnen sprach von den Lorbeern, die ich ihm gestreut hatte, sondern nur von jenen, womit ich die Stirne seines Nebenbuhlers geziert hatte. Sie wünschten mir mit einem spöttischen Lächeln Glück zu meinem seltenen Talente und zu der Belohnung, die ich von den Andern erhalten würde, und ich eilte unmuthig und mit der traurigen Gewißheit nach Hause, daß ich mir wieder drei neue Feinde gemacht habe.“

„Ich würde kein Ende finden, wollte ich all die Abenteuer erzählen, die meiner Ruhe und meinen gesellschaftlichen Verhältnissen schadeten. Es ist genug, wenn ich dich versichere, daß mir nach einem zweijährigen Aufenthalte in der Hauptstadt der Eintritt in allen guten Häusern versagt war, und ich gezwungen gewesen wäre, meinen Bündel auf den Rücken zu nehmen und mein Heil in einem fremden Lande zu suchen, wäre nicht eben zu jener Zeit der Schwager des Generalen, mein ehemaliger Vorgesetzter, selig in dem Herrn entschlafen. Sein Nachfolger fing — wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt — damit an, das ganze Gebäude seines Vorfahrers umzustürzen, und ich erhielt meine Einnehmersstelle wieder.“

„Ich kehrte nach K*** zurück, und machte auf dem Wege dahin folgende Betrachtungen: Der Grundsatz meines Onkels hatte mich unglücklich gemacht, also schloß ich, daß es im bürgerlichen Leben eben so wie im politischen nur großen Mächten erlaubt sei, neutral zu bleiben. Kleinere Mächte

brauchen eine größere, welche ihnen ihren Schutz angedeihen läßt. Ich beschloß mein Benehmen zu ändern und meinen geliebten Grundsatz aufzugeben. Seitdem halt' ich es immer voll Wärme mit einer Partei und bin dadurch so glücklich, wenigstens immer mit der Hälfte der Menschen in Freundschaft zu leben. Die Verse aber in meines Onkels Schreibeschrank ließ ich auf der Stelle vernichten, und dafür hinsetzen:

Bleib' nie neutral im Lebensgefecht.
Halt's stets mit Einem und mit diesem recht.

Die drei Riesen.

Allegorisches Mährchen.

Peter Marks saß eines Abends vor seiner Hütte und sah, ein Pfeifchen schmauchend, seinen Kindern spielen zu, als ein alter Hausierer vor seiner Thüre anhielt, um seinen Kram auszulegen. Marks kaufte einige Kleinigkeiten, da er leider in ärmlichen Umständen war, und da der Krämer sehr ermüdet schien, bot man ihm einen Stuhl und einige Erfrischungen. „Ich komme sehr weit her," sprach dieser, indem er den Hut abnahm, und sich den Schweiß von der Stirne wischte. „Dieses Land ist mir unbekannt, ich bitte euch, zeigt mir einen Ort an, wo ich die Nacht zubringen kann." — „Ich wollte euch gerne selbst aufnehmen," antwortete Marks, „aber bei uns ist jeder Winkel schon voll. Übrigens, wenn ihr mit einem einfachen Strohlager in der Schoppe vorlieb nehmen wollt, steht es euch zu Diensten." — „Der Himmel vergelt' es euch," erwiederte der Krämer, „und um für eure Gastfreundschaft nur einigermaßen erkenntlich zu seyn, will ich diesen Abend euren Kindern einige Geschichten erzählen und sie unterhalten." — Die Kinder drängten sich bei diesen Worten an ihn, und Joseph sagte: „Ja lieber Herr, erzählt uns etwas, aber ja et-

was recht Wunderbares, so etwas von Hexen, von Feen, oder Riesen.“ — „Ach nein,“ sagte Lise, „nichts von Unholden, da fürcht' ich mich dann die ganze Nacht; lieber eine andere Geschichte, aber nur keine Moral am Ende, das ist langweilig!“ — „Nun, ich will mein Bestes thun,“ versetzte der Krämer lächelnd, that noch einen Schluck aus der vor ihm stehenden Flasche, und fing dann zu erzählen an:

„Es war einmal ein armer Handwerker Namens Jobson, der eine so zahlreiche Familie besaß, daß er nicht wußte wie er sie ernähren sollte. In Verzweiflung über seine Lage, beschloß er, über dem Meere sein Glück zu suchen. Mehre seiner Nachbarn, eben so arm als er, schlossen sich an ihn an; sie verkauften das Wenige, was sie besaßen, um mit dem dafür gelösten Gelde die Reise bestreiten zu können, und hielten sich versichert, einmal in der neuen Welt angelangt, sogleich Arbeit und reichliches Auskommen zu finden. Die ganze Caravane schiffte sich in Liverpool ein. Ich erinnere mich nicht mehr, wie der Ort, wohin sie gehen wollten, hieß, aber es liegt auch nichts an dem Namen; denn sie kamen nie daselbst an. Seit einigen Wochen schifften sie auf dem Meere, da erhob sich ein fürchterlicher Sturm, weder Arbeit noch Beten half mehr; nachdem das Schiff zwei Tage und drei Nächte das Spiel der Wellen gewesen war, wurde es an einen Felsen geschleudert und zersplittert. — Mit Mühe nur gelang es den armen Leuten, ihr Leben zu retten; allein sie erkletterten doch Alle glücklich den Felsen, und fanden eine sehr angenehme und fruchtbare Insel. Sie war unbewohnt, und hierüber waren die Schiffbrüchigen nicht wenig erfreut; denn sie nahmen sogleich Besitz davon, und zwei-

felten nicht, daß sie hier eben so glücklich leben würden, als in Ostindien; besonders wenn es ihnen gelingen würde, ihre Werkzeuge und Kleidungsstücke aus dem geborstenen Schiffe noch zu retten.“

„Als der Himmel sich erheitert hatte, gelang es ihnen wirklich, mehr, als sie hoffen durften, aus dem geborstenen Schiffe zu retten. Um die Erzählung nicht ohne Noth zu verlängern, sag' ich euch nur, daß sie sich auf der Insel niederließen, und daß in weniger als einem Jahre schon jede Familie ihr Häuschen, mit einem kleinen Gärtchen umgeben, besaß. Es gab auf der Insel eine große Menge von Früchten: Trauben, Feigen, Kokosnüsse und viele andere, die sie gar nicht kannten, welche aber sehr wohl schmeckten. Sie hatten Korn gesäet, und die Ernte war reichlich, aber die Schwierigkeit bestand darin, die Körner zu Mehl zu mahlen, und sie erlangten dieses nur dadurch, wenn sie es zwischen zwei großen Steinen zerrieben, wozu viel Zeit erfordert wurde, und wodurch doch nur ein sehr grobes Mehl entstand, so daß Jobson, der, wie ihr wißt, eine zahlreiche Familie besaß, nicht Brot genug für alle seine Kinder hatte.“

„Aber da seh' ich ja gar nichts Wunderbares,“ fiel Joseph dem Erzähler in's Wort, „wann kommen denn die Hexen und die Riesen?“

„Jedes Ding will seine Zeit, mein Freund,“ die Jugend muß Geduld haben; und er fuhr in seiner Erzählung fort. Die Kinder aber verdoppelten ihre Aufmerksamkeit.

„Eines Tages nun, als Jobson so auf der Insel spazieren ging, und über sein trauriges Schicksal, welches ihn auch hierher verfolgte, nachdachte, kam er in ein Thal,

welches ihm bisher noch ganz unbekannt geblieben war. Dieses Thal war von einem Flusse durchschnitten, an dessen Ufern die herrlichsten Bäume standen; der Anblick war so schön, daß er in Bewunderung starr da stand, und endlich vorwärts schritt, ohne zu wissen, wohin ihn seine Schritte führen würden. Plötzlich aber sah er einen Gegenstand vor sich, der ihn in den größten Schrecken versetzte: es war nämlich ein ungeheurer Riese, welcher auf der Erde ausgestreckt lag."

„Die erste Bewegung Jobsons war, die Flucht zu ergreifen; allein der Riese richtete sich auf und sprach: Fürchte dich nicht vor mir, denn ungeachtet meiner Kraft bin ich nicht grausam, und thue dir nichts zu Leide." — Jobson zögerte noch, nahm aber dann alle Kraft zusammen, und machte dem Riesen den Vorschlag, für ihn zu arbeiten. — „Ich bin bereit," antwortete dieser, „Alles für dich zu thun, was du verlangst; allein ich muß dir voraussagen, daß ich, indem ich immer einsam lebte, noch nichts kann; ich werde also deiner Leitung bedürfen, wenn ich für dich arbeiten soll." — „Wenn es sich nur darum handelt," sagte Jobson freudig, „so will ich es nicht fehlen lassen."

„Sie gingen nun mit einander zu Jobson's Hütte. Die ganze Familie erschrack nicht wenig über das Ungeheuer. Alle schrien laut und wollten fliehen, allein Jobson's Zureden und des Riesen freundliche Miene flößte ihnen bald Vertrauen ein."

„Fürs Erste bekam der Riese Korn zu mahlen, und Jobson zeigte ihm, wie er es zwischen zwei Steinen zermalmen sollte. Dies war nur ein Kinderspiel für den Starken, und sie sahen wohl ein, daß, wenn sie sich zwei große

flache Steine, wie sie bei Mühlen im Gebrauche sind, verschafften, die Arbeit noch schneller von Statten gehen würde. Allein der Steinbruch war zu weit von ihnen entfernt. Auf welche Art sollten sie die Steine herbeibringen? — „Kommt nur,“ sagte der Riese, „diese Last ist für mich gar nichts!“ — Jobson packte sein Werkzeug in eine Kiste, welche der Riese auf seine Schulter nahm, als wenn es ein Federpolster wäre. Am Abend baten sie ihn, sich etwas Ruhe zu gönnen, allein sie konnten ihn nicht dazu bewegen, die Arbeit zu verlassen, und bevor sie selbst einschliefen, dankten sie noch Gott für den Schatz, welchen er ihnen bescheert hatte.“

„Aber sagt uns doch den Namen dieses seltsamen Ungeheuers,“ fiel Joseph dem Erzähler in's Wort.

„Aquafluentes,“ antwortete dieser.

„Ein sonderbarer Name,“ meinte Lise, „ich habe noch keinen ähnlichen gehört.“

„Ja, die Riesen führen ganz andere Namen, als wir Menschen,“ fuhr der Erzähler fort, „aber ich versichere, daß dieser Name bei unserm Riesen sehr charakteristisch war;“ und er erzählte also weiter:

„Die Kinder Jobson's wurden in der Nacht durch das Gepolter, welches die mahlenden Steine verursachten aus dem Schlafe erweckt, und, erschrocken über diesen ungewohnten Lärmen, riefen sie nach der Mutter, welche ihnen die Ursache davon erklärte.“

„Beim Anbruch des Tages war alles Getreide gemahlen, und sie fanden Aquafluentes vor der Thüre neue Arbeit begehrend. — Während Jobson überlegte, womit er ihn beschäftigen sollte, reinigte der Riese das Haus, dann

führte er die Kinder an das Ufer des Flusses, und lehrte sie schwimmen. Sie waren entzückt über ihn, und als sie mit frischen Rosenwangen nach Hause zum Frühstücke zurückkehrten, konnten sie nicht aufhören, von ihrem neuen Freunde zu sprechen.“

„Indessen hatte ihm Jobson neue Arbeit bereitet. Er wünschte schon lange einige Baumstämme, welche er im Walde gefällt hatte, nach Hause zu fördern, um sich einen neuen Fußboden zu legen. Jobson lehrte ihn, sich der Säge zu bedienen, und bald war er darin geschickter, als sein Lehrer. Die Leichtigkeit, womit er diese Arbeit verrichtete, brachte Jobson auf den Gedanken, mehrere Sägen zu vereinigen, überhaupt sah er, daß der Riese die Kraft besäße, sie alle zugleich zu regieren, und daher zehnfach so viel Arbeit zu verrichten. Die Schwierigkeit dabei bestand nur darin, so viele Sägen zusammenzubringen; er wandte sich daher an seine Nachbarn und versprach ihnen dafür, wenn sie ihm ihre Sägen leihen wollten, eine Anzahl bereits gesägter Bretter. Der Ruf des fleißigen und geschickten Riesen war bald auf der ganzen Insel verbreitet, und Jeder beeilte sich, ihm seine Werkzeuge zu leihen, um Antheil an den Früchten seiner Arbeit zu nehmen. So arbeitete der Riese für Alle, aber sein erster Herr Jobson zog den größten Nutzen daraus.“

„Jobson's Beispiel und sein stets zunehmender Reichthum trieb die übrigen Bewohner an, die noch unbekannten Gegenden der Insel zu untersuchen, in der Hoffnung, auch ein solches kostbares Wesen zu finden. — Man erkundigte sich bei Aquafluentes, und erfuhr von ihm, daß er ei-

nen Bruder habe, welcher aber schwer zu finden sei, weil er sich nicht in der Ebene aufhalte, sondern fast immer auf den höchsten Gebirgen sich befinde. „Und ist dieser Bruder ein eben so guter Arbeiter, wie du?„ fragte man ihn. — „O!“ antwortete er, „wenn er in guter Laune ist, ganz gewiß, aber sein Charakter ist sehr ungleich, und er kommt manchmal so sehr in Zorn, daß ich — bei meiner gewöhnlichen Ruhe — mich beim Anblick seiner Excesse nicht enthalten kann, selbst in Wuth zu gerathen.“

„Die Nachforschungen der Kolonisten waren lange fruchtlos, endlich aber fand Einer, Namens Jackson, bei Verfolgung einer Gemse auf einem hohen Felsen eine ungeheure Figur, welche auf dem Gipfel saß.“

„Er konnte kaum die Gestalt dieser Figur unterscheiden, so sehr waren seine Augen geblendet, nur das bemerkte er, daß sie zwei Flügel hatte, so groß wie die Segel eines Schiffes, und so durchsichtig wie jene einer Mücke. Jackson glaubte den Bruder des Aquafluentes zu erkennen, und zögerte, sich ihm zu nahen. Indessen faßte er doch Muth, trat einige Schritte näher, und fühlte sich durch den angenehmen Ausdruck in seinem Gesichte noch mehr angezogen. Er fragte ihn endlich um seinen Namen, und ob er sich in seinen Dienst verdingen wolle? — „Mein Name ist Ventoso,“ antwortete der Riese, „und ich bin bereit für dich zu arbeiten, mit der Bedingung, daß du mir ganz meinen Willen lassest. Ich bin nicht von so knechtischem und unterwürfigen Charakter, wie mein Bruder, der sein ganzes Leben hindurch sich auf dem gewohnten Pfade fortzuschleppen im Stande wäre. Ich kann mich oft nicht enthalten

über seine langsamen Bewegungen zu lachen, und ich unterhalte mich oft damit, ihn aus seiner Gleichmüthigkeit zu bringen, um ihn ein wenig schneller marschiren zu sehen. Aber — gut, wie ich nun schon bin, leihe ich ihm auch oft meinen Beistand: wenn er sehr schwere Lasten zu tragen hat, da setze ich mich ihm auf die Schulter und meine Flügel ausbreitend, mach' ich ihn mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit laufen.“

Jackson war sehr erstaunt darüber, Aquafluentes der Faulheit und Langsamkeit beschuldiget zu sehen. Er erzählte Ventoso, welche große Arbeiten er schon für die Kolonie verrichtet habe.

„Er ist doch nur eine Schildkröte, wenn ihr ihn mit mir vergleicht,“ schrie Ventoso mit einer fürchterlichen Stimme, und, um seine Schnelligkeit zu zeigen, spannte er seine Flügel aus, und war sogleich verschwunden. — Jackson fürchtete schon, ihn für immer verloren zu haben, aber in dem nächsten Augenblicke schon sah er ihn eben so schnell wiederkehren, als er sich entfernt hatte. Der Riese willigte dann ein, ihn nach Hause zu begleiten, mit der Bedingung, daß er seine eigene Wohnung an einem erhabenen Orte nehmen dürfe.

Die phantastische Gestalt des Riesen und besonders seine durchsichtigen Flügel erregten in hohem Grade die Bewunderung aller Einwohner. Jackson baute an einem Hügel eine kleine Hütte zum Kornmahlen. Während dessen stieg Ventoso in das Thal herab, um seinen Bruder zu besuchen. Er fand ihn damit beschäftiget, Breter zu sägen. Sie umarmten sich freundschaftlich, und Ventoso, in guter Laune, bot

ihm an, ihm etwas Vorschub zu leisten, „denn mit deiner Langsamkeit," sprach er, „kommst du nicht weiter." — „Was nennst du langsam? rief ein Kind, welches auf Aquafluentes Rücken saß, „es kann dem Geschwinden ja Niemand folgen." — „Vielleicht doch," sagte Ventoso, „denn wir sind keine Pygmäen, wie ihr;" und sich an des Kindes Seite setzend, breitete er seine Flügel aus, und sie fuhren mit einer Schnelligkeit davon, welche das Kind anfangs erschreckte, dann es aber unterhielt, da es sah, daß ihm kein Leid widerfahre, und es war entzückt darüber, wie ein Vogel in den Lüften herumschweben zu können.

Ungeachtet seiner Geschicklichkeit in der Arbeit war Ventoso der Kolonie doch nicht so nützlich, als sein Bruder. Er trug zwar alle Lasten mit außerordentlicher Kraft und Schnelligkeit, allein er trug sie hin, wo er wollte, und man mußte sich erst um die Richtung bekümmern, welche er nehmen wollte, bevor man ihm etwas anvertraute, ja es geschah sogar oft, daß er seine Idee änderte, und nach Norden trug, was nach Süden bestimmt war. Auch ereignete es sich, daß er, wenn er nicht Lust hatte zu arbeiten, plötzlich verschwand, und man ihn mehre Tage lang vergebens suchte. Übrigens war die Kolonie — Dank sei es diesen beiden wunderbaren Wesen — so verbessert worden, daß die Häuser kaum mehr kennbar waren, und daß die Einwohner, welche sich nun nicht mehr mit den härtesten nothwendigsten Arbeiten beschäftigen durften, auf andere Dinge zu ihrem Vergnügen und zu ihrer Bequemlichkeit denken konnten. Es ist daher ganz natürlich daß sie noch mehre so hilfreiche Wesen zu entdecken suchten.

Sie wandten sich neuerdings an Aquafluentes, und er sagte ihnen mit einem Seufzer: „Es existirt auf dieser Welt noch ein Wesen unserer Art, und leider ist dies mein Sohn. Er hat mich seit mehreren Jahren verlassen, und seitdem sah ich ihn nicht mehr. Seine Mutter war aus dem Geschlechte der Salamander; er hatte immer mehr Hang zu seiner mütterlichen, als zu seiner väterlichen Familie, und an einem brennend heißen Sommertage, während er sich an den Strahlen der Sonne wärmte, erhob er sich vor meinen Augen plötzlich in die Luft, und verschwand.“

„Da müssen wir wohl darauf Verzicht leisten, ihn zu finden, riefen die Kolonisten. — Indessen verlor Einer von ihnen, Namens Perkins, doch den Muth nicht, er zog neue Erkundigungen bei Aquafluentes ein, und erfuhr, man habe seinen Sohn in einer heißen Quelle baden gesehen, welche sich in einem entfernten Thale der Insel befinde. Perkins fragte, ob man von ihm viel Arbeit erwarten könnte? Aquafluentes erwiederte: „Ich kann nur vom Hörensagen darüber sprechen, aber ich habe Ursache zu glauben, daß er allein mehr arbeite, als Ventoso und ich mit einander. Die größte Schwierigkeit besteht darin, ihn zu fangen und einzuschließen; denn man kann ihn nur arbeiten machen, wenn er gefangen ist. Ich muß euch auch im Voraus sagen, daß er nicht so leicht zu verpflegen ist, als wir, da er ungeheuer viel ißt.“ „O!“ rief Perkins, „wenn das ist, wie könnt' ich einen solchen Riesen erhalten, sein Appetit würde ja allen Gewinnst, den mir seine Arbeit brächte, verzehren.“ — „Nein, nein,“ erwiederte der Riese, „seine Nahrung ist nicht kostspielig, er begnügt sich mit Holz und

Kohlen; und je mehr man ihm gibt, je mehr arbeitet er, vorausgesetzt, daß er eingesperrt ist.“ — „Aber, wo ein Gefängniß für einen Riesen finden?“ — „Was das betrifft, so ändert er seine körperliche Gestalt nach den Umständen, bald reicht er bis zu den Wolken, bald kann er wieder in das kleinste Behältniß eingeengt werden. Man hat bemerkt, daß er um so mehr arbeite, je mehr er genirt ist.“ — „Nun wohl,“ sagte Perkins, „wenn du mir helfen willst, so verzweifle ich unter diesen Umständen noch nicht, ihn in meine Gewalt zu bringen.“

Schon am andern Morgen gingen sie mit einander aus, nachdem Perkins an Jobson vorher vergütet hatte, was ihm Aquafluentes Arbeit für einen Tag eintragen konnte. Auf dem Wege besprachen sie sich über die Art, wie sie den Riesen gefangen nehmen wollten, wenn sie so glücklich seyn sollten, ihn zu finden. „Darauf hab' ich mich vorgesehen,“ sagte Aquafluentes, und zeigte Perkins eine Bouteille, welche dieser mit ungläubigem Lächeln anstaunte.

Sie kamen endlich in das Thal, und bemerkten über der Quelle eine große Masse Dampf. — „Da ist er!“ schrie Aquafluentes. — Perkins sah aufmerksam hin, sah aber nur eine Wolke, welche nach und nach die Gestalt eines ungeheuern Riesen annahm, und dann verschwand. „Er ist fort,“ rief er, „und wir haben ihn auf immer verloren.“ — „Nicht doch!“ antwortete Aquafluentes, „wir wissen nun einmal, wo wir ihn finden, und wir werden ein andermal glücklicher seyn.“ — Sie kamen wieder zurück, sahen aber nichts als die Quelle. „Desto besser,“ sagte der Riese, „wir wollen uns jetzt bereiten, ihn zu fangen, wenn er aus

der Quelle steigt.“ — Er hielt hierauf seine Bouteille umgekehrt über dem Wasser, und empfahl Perkins, dem er den Stöpsel eingehändigt hatte, sie alsogleich fest zu verschließen, wenn er sie angefüllt sehen würde. Perkins hatte große Mühe ernsthaft zu bleiben, bei dem Gedanken, einen Riesen in eine Bouteille zu verschließen. — Indessen handelte es sich hier um seinen eigenen Vortheil, und er blieb daher aufmerksam auf Alles, was vorging. Der Dampf fing an, sich langsam zu erheben, und die Bouteille war bald davon erfüllt und sorgsam verschlossen. Aber Perkins konnte sich nicht überzeugen, daß er das kostbare Kleinod besitze. — „Er erträgt seine Gefangennehmung sehr leicht,“ sprach er zweifelnd, „denn er ist ja zahm wie ein Lamm.“ — „Verlaß dich darauf nicht,“ antwortete Aquafluentes, „er ist jetzt ruhig, weil ihn friert, aber wenn er wieder erwärmt seyn wird, wirst du ganz etwas anderes sehen. Wenn du nach Hause kommst, setze nur die Bouteille zum Feuer, denn die Hitze ist sein Element, und ohne sie wirst du nichts mit ihm richten.“ Mit diesen Worten tauchte er die Bouteille in einen Topf siedenden Wassers. Wie groß war die Verwunderung Perkins, als in einem Augenblicke der Stöpsel weit davon sprang, und der Riese aus der Bouteille stieg, immer größer wurde, und endlich durch den Rauchfang davonflog. Perkins war dadurch ganz entmuthigt, aber Aquafluentes sagte: „Ich kenne den Spaßmacher schon, wir werden ihn schon wieder erwischen.“ — „Wozu ihn immer wieder fangen, wenn wir ihn nicht festhalten können?“ meinte Perkins. „Ich rathe dir,“ antwortete der Riese, „in den geretteten Schiffsgeräthschaften

nachzusehen, ob du nicht eine metallene Vase findest, welche so fest ist, daß wir ihn festhalten können, wenn er in voller Arbeit ist.“

Perkins fand bei einem der Kolonisten eine kupferne Vase in cylindrischer Form, welche er mit einem alten Paar Schuhe bezahlte. — „Ich glaube kaum, daß er dieses Behältniß zerbrechen wird,“ sagte er zum Riesen. „O, er hat noch ganz andere zersprengt,“ antwortete Aquafluentes, „wenn er in heftiger Leidenschaft war;“ aber die Vase näher untersuchend, fand er sie zu ihrem Zwecke vollkommen geeignet. Es befand sich darin eine kleine Öffnung, wieder durch eine leicht zu bewegende Platte geschlossen. „Dieses Thürlein,“ sprach Aquafluentes, „wird er in seiner Wuth öffnen, ohne daß er dadurch ganz entschlüpfen kann.“ — Am andern Morgen kehrten beide zur Quelle zurück, es glückte ihnen, sich des Vaporoso (so hieß der Riese) wieder zu bemächtigen, und sie trugen ihn im Triumphe nach Hause.

Als Vaporoso bemerkte, daß er nicht entwischen könnte, willigte er ein, mit seinem Herrn einen Vertrag zu schließen, und versprach, alle Arbeiten zu verrichten, die man ihm vorlegen würde. „Aber, setzte er stolz hinzu, „es müssen in jedem Falle würdigere Arbeiten seyn, als Mehl mahlen und Breter sägen. Verwende mich bei Bereitung von Stoffen, oder um Kohlen aus der tiefsten Mine herauszuschaffen, oder um das Wasser zu erheben, wie es dir gefällt!“ — „Was die Kohlen betrifft,“ versetzte Perkins, „so haben wir deren, bei so vielen herrlichen Wäldern, nicht nöthig, aber wenn es möglich wäre, die Baumwolle zu be-

arbeiten, welche hier im Überflusse wächst, so würde daraus für uns großer Nutzen entstehen; denn unsere Hemden sind alle zerrissen, und unsere Frauen und Kinder gehen schon fast nackt. Ich will daher mit den übrigen Kolonisten sprechen, und mich mit ihnen berathen, ob es möglich sei, eine Baumwollenmanufaktur zu errichten.“

Dieser Vorschlag wurde sehr günstig aufgenommen, Jeder legte mit Freuden Hand an die Arbeit, und man kam damit bald zu Ende. Ein Manufakturist aus Manchester hätte wohl über die ganze Arbeit gelacht, allein so unvollkommen das Werk war, so wurde es doch bald unschätzbar auf der Insel, deren Bevölkerung sich im Verhältnisse zu ihrem Reichthume vergrößerte.

Man etablirte bald mehre Manufakturen in Schafwolle, man säete Flachs und machte Leinwand und Tuch, endlich fing man sogar auch an ein Schiff zu bauen, um dessen Befehligung sich die drei Riesen stritten. „Ohne meine Beihilfe wird es sich nicht bewegen können,“ sagte Aquafluentes. — „Es wird doch nur langsam gehen, wie eine Schildkröte,“ sagte Ventoso, „wenn ich ihm nicht mit meinen Flügeln zu Hilfe komme.“ — „Ja,“ sprach Vaporoso, „aber ihr Beide werdet das Schiff hinleiten, wie es euch eben einfällt, indessen es unter meiner Leitung sich seinen Pfad selbst wählen, und mit einer noch größern Schnelle wird vorwärts dringen können.“ — Aquafluentes mußte selbst gestehen, daß er das Schiff nur bis zur Mündung eines Flusses geleiten könne, und daß er auf dem weiten Meere keinen Einfluß darauf habe. Die beiden andern Riesen theilten also das Kommando unter sich.

Die Kolonisten hätten nun nach England zurückkehren, oder ihre erste Richtung verfolgen können, allein seit zwanzig Jahren hatten sie sich so sehr an diese Insel gewöhnt, und sie so lieb gewonnen, daß sie selbe nicht mehr verlassen wollten. Indessen waren die jungen Leute doch neugierig, das Land zu sehen, wovon ihnen ihre Eltern so viel erzählten, sie nahmen also eine große Ladung von Landesprodukten mit sich, und schifften nach England. Die Kolonie wurde immer reicher und mächtiger, und ihre Bewohner immer glücklicher — und — hier endet mein Mährchen," sagte der vom langen Erzählen ermüdete Hausirer.

„Das Mährchen ist recht hübsch," sagte Marks, „aber für uns ohne Anwendung, denn die Vorsicht schenkt uns keine übernatürliche Kräfte.

„Seid ihr versichert," sagte der Erzähler lächelnd „daß diese Kräfte ganz außer eurem Bereiche liegen? ich will euch eine kleine Erklärung meines Mährchens geben. — Die Natur hat allen Menschen diese riesigen Kräfte zu Hilfe gegeben — (bei diesen Worten sahen sich die Zuhörer furchtsam um, indem sie meinten, die drei Riesen schon hinter sich stehen zu sehen). Sagt mir," fuhr der Erzähler zu Marks gewendet fort, „wer treibt die Mühlen, welche wir dort sehen?" — „Niemand, sie werden durch den Lauf des Flusses in Bewegung gesetzt." — „Und der Fluß, arbeitet er nicht ohne Lohn und ohne Nahrung?" — „Ja wohl," antwortete Marks — „also — ja richtig, Aquafluentes ist nichts anderes, als fließendes Wasser?" — „Und Ventoso?" fuhr der Hausirer fort. — „Halt!" fiel ihm Marks ins Wort, „Ventoso ist der Wind; ja richtig, der Wind. Ich

danke euch, lieber Freund, für eure Geschichte; sie lehrt uns, daß uns von Gott großer Segen geschenkt wurde, den wir bisher gleichgültig hinnahmen. Aber wer ist denn der dritte Riese, kräftiger und mächtiger als die beiden andern?“ — „Das ist der Dampf, der alle Manufakturen in Bewegung setzt. Es ist zu bemerken,“ fügte der Hausirer hinzu, „daß diese Kräfte, welche für den Menschen arbeiten, doch die Arbeit der Menschen nicht ausschließen. Im Gegentheile, je mehr die Maschinen in Bewegung sind, desto mehr haben die Menschen zu thun.“

„Kommt jetzt, die Nachtsuppe zu essen,“ rief Frau Marks, und nachdem Alle dem Hausirer für sein Mährchen gedankt hatten, gingen sie zum Abendessen und schliefen dann ruhig, nachdem sie auch Gott für die ihnen geschenkten Riesenkräfte der Natur gedankt hatten.

Die rothe Rose.

Gräuelgeschichte aus dem Vendeer-Kriege.

Derjenige, welcher am Abende des 15. Decembers 1793 sich von der kleinen Stadt Clisson nach dem Dorfe Saint-Crepin begeben, und auf der Bergeshöhe, an deren Fuße der Fluß Moine fließt, angehalten hätte, würde auf der andern Seite des Thales ein seltsames Schauspiel erblickt haben.

Zuerst würde er an dem Orte, wo sein Auge ein freundliches, unter Gebüsch verstecktes Dörfchen gesucht hätte, drei oder vier Rauchsäulen aufsteigen gesehen haben, welche, von ihrer Basis abweichend, sich in der Höhe wieder vereinigten, einen Augenblick, wie eine braune Kuppel, schweben blieben, und dann einem feuchten Ostwind weichend, mit den Wolken eines nebligen Himmels vermischt, fortrollten. Er würde weiter gesehen haben, wie dann die Basis dieser Säulen sich röthete, der Rauch wich, und Feuerzungen, an den Dächern von Häusern leckend, an dessen Stelle traten. Es würde ihm vorgekommen seyn, als öffneten sich alle Fenster, um Feuer auszuspeien.

Von Zeit zu Zeit, wenn ein Dach oder eine Mauer einstürzte, würde er ein dumpfes Krachen vernommen und eine schneller aufflackernde Flamme erblickt haben, und beim

fürchterlichen Scheine der Feuersbrunst würde er Waffen blinken, und einen Kreis von Soldaten sich in der Weite ausdehnen gesehen und mit Grauen ausgerufen haben: Mein Gott, hier wärmt sich eine Armee mit einem Dorfe.

Wirklich hatte eine republikanische Brigade von 12 bis 1500 Mann das Dorf Saint-Crepin verlassen gefunden und angezündet. Es war keine Grausamkeit, es war eine Kriegsoperation, wie eine andere, und die Folge wird beweisen, daß es die einzige war, welche zum Ziele führte.

Indessen war eine einsame Hütte von der Brunst verschont geblieben, es schien sogar, als habe man alle nöthige Vorsicht getroffen, damit sie die Flamme nicht ergreife. Zwei Schildwachen standen an der Thür, und jeden Augenblick sprengten Adjutanten und Ordonanzoffiziere her und hin, um Ordres zu holen und fortzutragen.

Derjenige, welche diese Ordres gab, war ein junger Mann von 20 bis 22 Jahren, mit langen blonden Haaren, auf der Stirne gescheitelt, welche lockig auf beiden Seiten über seine blassen, magern Wangen herabhingen, sein ganzes Gesicht trug jene unheimliche Traurigkeit, welche nicht selten bei denjenigen sichtbar wird, welche in früher Jugend sterben. Der blaue Mantel, in den er gehüllt war, hielt nicht so fest zusammen, daß man nicht die Zeichen seines Ranges, zwei General-Epaulettes, darunter hätte bemerken können, nur waren diese Epaulettes von Wolle, denn die republikanischen Offiziere hatten der Republik ein Geschenk mit allem Golde, welches sonst ihre Uniform zierte, gemacht. Er stand über einen Tisch gebeugt, auf welchem eine geographische Karte lag, und zeichnete mit Bleistift, bei dem Scheine

einer Lampe, welche vor der Helle von außen erblaßte, die Route, welcher seine Soldaten folgen sollten.

Es war der General Marceau, welcher drei Jahre später bei Altenkirchen den Tod fand.

„Alexander!“ rief er, sich halb emporhebend, „Alexander! ewiger Schläfer, träumst du von St. Domingo, daß du gar nicht wach werden willst?“

„Wer da?“ rief der Angesprochene, indem er sich von seinem Lager emporhob, und dadurch mit dem Kopfe fast an die Decke der Hütte reichte. „Wer da? Kommt der Feind?“

„Nein, aber eine Ordre vom General Westermann ist gekommen.“ Und während Jener die Ordre las, betrachtete Marceau mit kindlicher Neugierde die muskulosen Formen des herkulischen Mulatten, der vor seinen Blicken stand.

Es war ein Mann von 20 Jahren, mit kurzen, gekrausten Haaren und brauner Gesichtsfarbe, blasser, erhabener Stirne und blendend weißen Zähnen, dessen fast übernatürliche Kraft in der ganzen Armee bekannt war, welche ihn in einer Schlacht einen Helm mittendurch spalten, und bei einer Parade ein stütziges Pferd zwischen seinen Beinen ersticken sah. Es war der General Alexander Dumas, der Vater des jetzt in Frankreich berühmten Schriftstellers.

„Wer hat diese Ordre überbracht?“ fragte dieser.

„Der Volksrepräsentant Delmar.“

„Gut. Und wo soll der Versammlungsort dieser armen Teufel seyn?“

„In einem Gehölze, eine Meile von hier — sieh nur da die Karte an — hier.“

„Ja, aber auf der Karte sind die Holzwege, die Berge, die abgehauenen Bäume, die tausend kleinen Pfade nicht angezeigt, auf denen man sich am hellen Tage verirren kann. Verdammtes Land, wo Einem immer friert.“

„Sieh einmal,“ antwortete Marceau, indem er die Thüre mit dem Fuße aufstieß und auf das brennende Dorf zeigte, „da ist Feuer, wenn du dich wärmen willst. — He da! Citoyens! was gibt's?“ Diese letzte Frage war an eine Gruppe von Soldaten gerichtet, welche, da sie Lebensmittel suchten, in einer Scheuer, welche an die Hütte stieß, worin sich die beiden Generale befanden, einen Bauer gefunden hatten, welcher so sehr betrunken schien, daß es wahrscheinlich war, er habe den übrigen Bewohnern des Dörfchens, als sie flohen, nicht folgen können.

Der Leser stelle sich einen Bauer mit einem großen Hute, langen Haaren, einer grauen Weste und einem äußerst stupiden Gesichte vor, der zwar einem Menschen ähnlich sah, aber noch einen Grad unter dem Thiere stand, denn es war klar, daß in diesem Augenblicke dieser Fleischmasse sogar der Instinkt mangelte. Marceau that einige Fragen an ihn, allein seine Volkssprache und der Wein machten seine Antwort unverständlich. Marceau wollte ihn den Soldaten zu einem Spielballe überlassen, allein Dumas gab Befehl, die Hütte zu räumen, und ihn dort als Gefangenen einzuschließen. Ein Soldat stieß ihn hinein, er taumelte an der Wand hin, fiel dann, gleich einem Sacke,

der Länge nach nieder, und blieb bewegungslos liegen. Ein Wachposten wurde vor die Thür gestellt, und man traf nicht einmal die Vorsichtsmaßregel, das Fenster zu schließen.

„In einer Stunde können wir aufbrechen,“ sprach General Dumas zu Marceau, „wir haben einen Wegweiser.“

„Welchen?“

„Diesen Menschen.“

„Ich gebe es zu, wenn wir erst morgen fort wollen, für heute wird der Kerl schwerlich wach werden.“

Dumas lächelte; „folge mir,“ antwortete er, und er führte Marceau in die Scheuer, in welcher der Bauer von den Soldaten gefunden worden war, die Wand derselben hatte Spalten, wodurch man Alles, was in der Hütte vorging, sehen konnte. „Da sieh hinein,“ sprach er, und Marceau stellte sich zu einer Spalte und beobachtete Folgendes. Er hatte anfangs Mühe, den Gefangenen zu sehen, welcher in den dunkelsten Winkel der Hütte gefallen war. Er lag noch unbeweglich an derselben Stelle. Marceau wendete sich nun zu seinem Gefährten um, allein dieser war verschwunden.

Als er die Blicke wieder durch die Spalte sandte, schien es ihm, als ob sich der Gefangene bewegte, er setzte sich dann auf, so, daß Marceau sein Gesicht beobachten konnte, gähnte wie ein Erwachender und blickte um sich. Als er sich allein sah, zuckte ein Blitz der Freude aus seinem Gesichte. Marceau betrachtete ihn nun aufmerksamer, sein Gesicht nahm den ersten Ausdruck wieder an, seine Augen schlossen

sich wieder, er zog mit einer Bewegung den Tisch zu sich, auf welchem die Karte und die Ordre des General Westermann lag, so daß Alles unter einander fiel; die Schildwache öffnete bei diesem Geräusche die Thür und schaute hinein, was geschehe, da aber der Gefangene sich sogleich wieder unbeweglich stellte, murmelte sie in den Bart: „Der Bursche hat vermuthlich geträumt,“ und schloß die Thür wieder zu.

Allein der Gefangene hatte diese Worte vernommen, ein höhnischer, drohender Blick fiel auf die Thür, dann faßte er hastig das Papier, welches die Ordre enthielt, und verbarg es in seiner Brust.

Marceau hielt seinen Athem zurück, seine rechte Hand drückte sich unwillkürlich an seinen Degen, auf seiner linken, welche er gegen die Wand stützte, ruhte die ganze Schwere seines Körpers, der Gegenstand seiner Aufmerksamkeit suchte sich hierauf mit Hilfe seines Ellbogens und Knies, immer gebückt, gegen den Eingang der Hütte hin zu helfen, dann versuchte er es, auf die Fensterbrüstung zu klettern, dort angelangt, zog er eine Waffe aus seinem Busen, die er daselbst verborgen hatte, und stürzte sich dann, seinen Körper gleichsam über sich selbst schleudernd, aus der Hütte. Marceau that einen Schrei, er hatte weder Zeit, noch war er darauf vorgesehen gewesen, diese Flucht zu hindern. Ein anderer Schrei antwortete dem seinigen, es war ein Fluch. Der Vendeer, indem er aus dem Fenster fiel, fand sich Angesicht gegen Angesicht mit dem Generalen Dumas; er wollte sein Messer gegen ihn gebrauchen, allein dieser hatte seine Faust kräftig ergriffen und die Waffe gegen ihn selbst

gekehrt, so daß es nur noch eines Stoßes bedurft hätte, und der Vendeer hätte sich selbst durchbohrt.

„Ich habe dir einen Wegweiser versprochen, Marceau, hier ist einer, und ein verschmitzter, will ich meinen. — Ich könnte dich an den nächsten Baum hängen lassen, Spitzbube!" fuhr er, zu dem Bauer gewendet, fort, aber es ist mir bequemer, dich leben zu lassen, Du hast unsere Unterredung gehört, aber du wirst nichts davon denjenigen hinterbringen, welche dich gesandt haben. — Bürger!" hier wandte er sich an die Soldaten, welche diese sonderbare Scene herbeigeführt hatte, „zwei von euch nehmen jeder eine Hand dieses Menschen, und setzen sich mit ihm an die Spitze der Colonne, er soll unser Führer seyn; wenn ihr bemerkt, daß er uns irre führt, oder wenn er auch nur Miene macht, zu entfliehen, so haut ihn nieder und werft ihn hinter eine Hecke."

Dann gab er noch einige Ordres mit leiser Stimme, und die Linie von Soldaten, welche sich um den Aschenhaufen hin erstreckte, der einst ein Dorf hieß, kam in Bewegung. Die einzelnen Gruppen verlängerten sich, eine Rotte schloß sich an die andere an; eine schwarze Linie formirte sich, dehnte sich den ganzen Hohlweg entlang, welcher Saint-Crepin von Montfaucon scheidet, zwängte sich hinein, wie ein Rad in ein Geleise, und als wenige Minuten nachher der Mond zwischen zwei Wolken hervortrat, und sich an den Bajonetten brach, glaubte man im Schatten eine ungeheure schwarze Schlange mit einem eisernen Schilde kriechen zu sehen.

Es ist eine traurige Sache für eine Truppe, so ein Marsch bei Nacht. Der Kampf ist schön an einem schönen

Tage, wenn der blaue Himmel auf das Getümmel herabsieht, wenn die Völker sich um den Kampfplatz, wie in einem Cirkus reihend, den Siegern Beifall zuklatschen, wenn der Rauch von tausend Kanonen ein Leichentuch über die Gefallenen breitet, wenn Freund und Feind sehen, wie muthig, wie heldenmäßig ihr sterbet. — Aber die Nacht, die Nacht! — Nicht wissen, wie man euch angreift, und wie ihr euch vertheidigen sollt, fallen, ohne zu sehen, woher der Streich kommt, fühlen, daß die Andern über euch hintreten, ohne zu wissen, wer ihr seid. O! dann liegt man nicht da wie ein Fechter, man wälzt sich, die Hände ringend, beißt in die Erde, und wühlt sie mit seinen Nägeln auf. O das ist gräßlich!

Darum marschirte dieses Korps so schweigsam, weil es wußte, daß von beiden Seiten des Wegs sich hohe Steppen hinan zogen, ganze Felder von Gestrippe, und daß am Ende dieses Weges sie ein Gefecht erwarte, ein Gefecht in dunkler Nacht.

So ging der Marsch eine halbe Stunde lang vorwärts, von Zeit zu Zeit brach ein Strahl des Mondes zwischen zwei Wolken und beleuchtete an der Spitze der Kolonne den Bauer, welcher ihr als Führer diente, aufmerksam auf jedes Geräusch, und genau bewacht von den beiden Soldaten, welche ihm zur Seite gingen. Manchmal rauschten die Blätter, die Tete der Kolonne hielt an, und mehre Stimmen riefen mit gespannten Hähnen: „Wer da!“ Keine Antwort erfolgte, und der Bauer sagte lächelnd: „Es wird ein aus seinem Lager aufgeschreckter Hase seyn.“ Manchmal glaubten die beiden Soldaten auch zu sehen, wie sich etwas vor ihnen in der

Dunkelheit bewege, auch da hielten sie forschend an, und der Vendeer ließ sich vernehmen: „Das ist ja euer Schatten, kommt nur vorwärts.“ Plötzlich, als der Weg sich umbog, sahen sie vor sich zwei Männer, sie wollten rufen, aber in diesem Augenblicke fiel der eine Soldat, ohne mehr ein Wort ausstoßen zu können, der andre wankte und konnte nur mehr rufen: „Zu den Waffen!“

Zugleich fielen zwanzig Flintenschüsse, bei dem Leuchten des Strahles konnte man drei Männer gewahren, welche flohen, Einer von ihnen schien verwundet und schleppte sich nur langsam den beiden übrigen nach. Man holte ihn ein, es war nicht der Führer, man fragte ihn, er antwortete nicht. Ein Soldat stieß ihn mit seinem Bajonette nieder.

Marceau wurde nun selbst Führer der Kolonne. Er hoffte sich nicht zu irren, da er das Terrain genau studirt hatte. Wirklich bemerkte man nach beiläufig einer Viertelstunde die schwarze Masse des Waldes. Hier war es, wo nach Erkundigungen, welche die Republikaner eingeholt hatten, die Einwohner mehrer Dörfer, die Trümmer mehrer Armeen, beinahe 18,000 Mann sich versammeln sollten, um Messe zu hören.

Die beiden Generale theilten ihre kleine Truppe in mehre Häuflein, mit der Ordre, den Wald einzuschließen, und dann auf allen Wegen gegen das Centrum desselben vorzurücken. Die einzelnen Häuflein befolgten den Befehl, noch einige Augenblicke hörte man ihre gemessenen Schritte, dann war Alles stille. In einer halben Stunde hoffte man den Angriff zu wagen. So eine letzte halbe Stunde verfliegt schnell. Kaum hat der Soldat noch Zeit zu sehen, ob sein Gewehr

gut geladen ist, und seinem Kameraden ins Ohr zu flüstern: „Ich habe zwanzig oder dreißig Franken in meinem Rocke eingenäht, wenn ich falle, so nimm das Geld und schicke es meiner armen Mutter.“

Je mehr die einzelnen Abtheilungen in den Wald vordrangen, je mehr schien es ihnen, als ob die Mitte desselben beleuchtet wäre, noch weiter vorwärts angelangt, unterschieden sie brennende Fackeln, bald aber zeigte sich ihnen ein Schauspiel, das Keiner von ihnen erwartet hätte.

Bei einem, von Steinen plump aufgebauten Altare, stand der Pfarrer von Marie-de-Rhé und las die Messe, alte Männer umgaben den Altar mit brennenden Fackeln in den Händen, und im weitern Umkreise lagen Weiber und Kinder auf ihren Knien und beteten. Zwischen den Republikanern und dieser Gruppe aber stand eine Mauer von Männern zur Vertheidigung bereit. Sie waren eben so in einzelne Haufen getheilt, wie die Anrückenden, so daß es wohl klar war, sie hätten von Allem im voraus Kunde gehabt. In der vordersten Reihe bemerkte man den Führer, welcher ein vendeischer Krieger war, das Herz von rother Wolle auf seiner linken Brust, und auf dem Hute ein weißes Sacktuch statt des Federbusches tragend.

Die Vendeer erwarteten den Angriff nicht, sie begannen zu schießen. Die Republikaner marschirten, Gewehr im Arme, vorwärts, ohne auch nur einen Schuß zu thun, ohne ein anderes Wort zu sprechen, als: „Fest angeschlossen, Kameraden, fest angeschlossen!“

Der Priester hatte die Messe noch nicht vollendet, und er fuhr in seinem heiligen Amte fort. Die Gruppe um den

Altar schien seine ganze Seele nur zu Gott gewendet zu haben, und blieb auf den Knien liegen. Als nun die Republikaner nur mehr dreißig Schritte von dem Feinde entfernt waren, warf sich die erste Linie auf ein Knie, und drei Reihen von Gewehren feuerten auf ein Mal, so daß die Glieder der Vendeer sich lichteten, und einige Kugeln sogar Weiber und Kinder am Altar erreichten und tödteten Der Priester hob den Leib des Herrn empor, Alles schlug an die Brust und ein tiefes Schweigen folgte auf die Fusillade.

Die Republikaner machten ihre zweite Decharge in einer Entfernung von zehn Schritten mit eben der Ruhe, wie bei einer Revue. Die Vendeer erwiederten dieselbe, jetzt aber hatten weder die Einen noch die Andern mehr Zeit, die Gewehre zu laden. Der Kampf begann mit den Bajonetten, und hier war der Vortheil auf der Seite der Republikaner, welche ordentlich bewaffnet waren. Der Priester las immer seine Messe.

Die Vendeer wichen zurück, ganze Glieder fielen ohne irgend einem andern Geräusche, als einer Verwünschung aus ihrem Munde. Der Priester bemerkte dies, er gab ein Zeichen, die Fackeln wurden ausgelöscht, und der Kampf währte nun im Dunkel fort. Jetzt war es nur ein unordentliches Gemetzel, man wüthete gegen einander, ohne sich zu sehen.

Plötzlich erschollen die Worte: „Gnade! Gnade!“ von einer herzzerreißenden Stimme zu den Füßen Marceau's, welcher im dichtesten Haufen focht. Es war ein junger Vendeer, ein Kind ohne Waffen, das sich aus diesem fürchterlichen Blutbade einen Weg bahnen wollte. „Gnade! Gnade!“

wiederholte er. „Retten Sie mich im Namen Gottes, im Namen Ihrer Mutter!“

Der General zog ihn einige Schritte vom Schlachtfelde weg, er mußte aber bald einhalten, da der Knabe ohnmächtig ward. Marceau öffnete, um ihm Luft zu verschaffen, die Kleider und sah — es war ein Mädchen.

Wollte er das arme Kind retten, so war kein Augenblick zu verlieren, die Befehle des Nationalkonvents waren strenge. Jeder Vendeer, der mit den Waffen in der Hand, oder in Verbindung mit andern ergriffen wurde, mußte auf dem Schaffotte sterben, ohne Rücksicht auf sein Geschlecht oder Alter. — Er legte das junge Mädchen unter einen Baum, und eilte wieder auf das Schlachtfeld zurück. Dort fand er unter den Todten einen republikanischen Offizier, dessen Taille ihm Ähnlichkeit mit jener der Unbekannten zu haben schien, er nahm ihm seine Uniform und seinen Hut, und kam damit zu seinem Schützling zurück. Die frische Nachtluft hatte sie indessen wieder zu sich selbst gebracht. — „Mein Vater! ach mein Vater!“ waren ihre ersten Worte, dann setzte sie sich auf und stützte ihren Kopf gegen ihre Hände, um ihre Gedanken zu sammeln. „O,“ rief sie mit schrecklichem Tone, „ich war an seiner Seite, ich habe ihn verlassen, mein Vater, mein armer Vater! er wird jetzt schon unter den Erschlagenen liegen.“

„Nein, Mademoiselle Blanche,“ sprach plötzlich ein Kopf, der hinter dem Baume hervorguckte, „der Marquis von Beaulieu lebt, er ist gerettet. Es lebe der König und die gute Sache!“ Der diese Worte gesprochen hatte

verschwand auch schnell wieder wie ein Schatten, aber dennoch hatte Marceau Zeit, in ihm den Bauer von St. Crepin zu erkennen.

„Tinguy — Tinguy!“ rief das junge Mädchen, die Arme nach dem Entsprungenen ausstreckend, aber Marceau empfahl ihr Stillschweigen, weil er sie sonst nicht retten könne. Er bot ihr Kleider und Hut, und bat sie, sich mit denselben schnell zu bedecken, und ihn hier zu erwarten.

Er kehrte auf das Schlachtfeld zurück, gab seinen Soldaten Befehl, sich gegen Chollet zu wenden, übertrug seinem Collegen das Kommando über die Truppe, und kam zur jungen Vendeerin zurück. Er fand sie bereit, ihm zu folgen. Beide wandten sich gegen die Straße, welche die Romagne durchschneidet, und wo sie Marceau's Diener mit Handpferden erwartete.

Hier fürchtete Marceau, seine junge Begleiterin würde vielleicht kein Pferd besteigen können, und zu Fuße sie weiter zu bringen, wäre unmöglich gewesen; allein bald verschwand seine Besorgniß, als sie sich mit einem Muthe und einer Festigkeit, gleich dem ersten Cavalier, in den Sattel schwang und zu dem Erstaunten sprach: „Sie werden sich nicht wundern, wenn Sie mich erst näher kennen, werden. Sie werden sich dann erklären können, durch welche Umstände ich gezwungen wurde, mir die männlichen Übungen eigen zu machen. Sie haben eine so freundliche Miene und waren so großmüthig gegen mich, daß ich Ihnen alle Begebenheiten meines jungen, aber sturmbewegten Lebens mittheilen werde.“

„Ja, ja," antwortete Marceau, „aber später. Wir werden wohl Zeit dazu finden, denn Sie sind meine Gefangene, und ich will Ihnen um Ihrer selbst Willen nicht die Freiheit schenken. Jetzt müssen wir Chollet so schnell als möglich zu erreichen suchen. Also setzen Sie sich in Ihrem Sattel fest, mein schöner, junger Ritter, und im Galopp vorwärts."

„Ja, im Galopp," versetzte die Vendeerin, und drei Stunden nachher ritten sie in Chollet ein. Der General-en-chef war in der Mairie. Marceau ließ am Thore sein Pferd und seine Gefangene zurück. Er stattete dem General kurzen Rapport über seine Sendung ab, und suchte dann eine Herberge im Hotel des Sans-Culottes. Marceau nahm zwei Zimmer, führte das junge Mädchen in das eine derselben, und lud es ein, sich alsogleich, aber angekleidet, auf das Bett zu werfen und der Ruhe zu genießen, deren es nach einer so fürchterlichen Nacht wohl sehr bedürfen mußte, und schloß sich selbst in sein Zimmer ein, um über die Mittel nachzudenken, wie er das Wesen, das er nun einmal in seinen Schutz genommen, retten könne.

Blanche konnte, ohngeachtet ihrer großen Ermüdung, doch lange nicht schlummern, sie dachte an ihren armen Vater, sie dachte an ihren Retter, den jungen Offizier, mit den edlen Zügen und der sanften, zum Herzen dringenden Stimme. Alles schien ihr ein Traum. Sie befühlte sich, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich wache, dann weinte sie bitterlich, indem sie sich von den Ihrigen so ganz getrennet und verlassen fühlte. Die Idee, daß ihr noch größere Gefahr, daß ihr vielleicht der Tod auf dem Blutgerüste drohe, kam ihr nicht in den Sinn, denn Marceau hatte ja versprochen, sie zu

retten, und warum sollten die grausamen Menschen auch das Blut eines armen, schuldlosen Mädchens fordern? Sie konnte kaum glauben, daß sie eine Gefahr laufe, nur für ihren Vater, einen der Anführer der Vendeer, zitterte sie. Allein auch in dieser Rücksicht baute ihr ihre jugendliche Einbildungskraft eine goldene Brücke. Die Meinungen, dachte sie, werden sich vereinen, der Krieg sich enden, und das alte Schloß ihrer Väter seine Gäste wieder zurückkehren sehen. Da pocht denn eines Abends ein müder Wanderer an das Thor und bittet um Einlaß, er zählt höchstens sechs und zwanzig Jahre, hat schöne kastanienbraune Haare, ein edles Gesicht, eine sanfte Stimme und trägt eine Generalsuniform. Er wird mit Vergnügen eingelassen. Blanche erkennt ihn, stellt ihn ihrem Vater als ihren Retter vor, er bleibt lange — lange — immer — — O träume, arme Blanche!

Es gibt ein Alter, welchem das Unglück noch ganz fremd ist, wie traurig auch ein Gedanke seyn möge, fortgesponnen endet er sich fast immer mit einem Lächeln. Man sieht das Leben in diesem glücklichen Alter nur immer von einer Seite, und die Vergangenheit hat uns noch nicht Zeit gelassen, über die Zukunft nachzudenken.

Auch Marceau träumte, aber er warf schon einen richtigen Blick auf das Leben, er kannte den Parteihaß, er suchte Blanche zu retten. Ein einziges Mittel bot sich ihm dar, und dieses bestand darin, sie selbst nach Nantes zu bringen, wo seine Familie wohnte. Seit drei Jahren hatte er weder seine Mutter, noch seine Schwestern gesehen, und da er nur einige Meilen von dieser seiner Vaterstadt entfernt war, so konnte es wohl auch nicht auffallen, wenn er den

General=en=chef um einen Urlaub von wenigen Tagen bat. Er ergriff diese Idee. Der Tag begann, und er begab sich zu dem General Westermann, der ihm ohne Anstand das Angesuchte bewilligte. Er wünschte zwar, daß ihm die Erlaubniß alsogleich schriftlich eingehändigt werden möchte, allein sie mußte eine zweite Unterschrift, jene des Volksrepräsentanten Delmar enthalten, und dieser war erst vor einer Stunde hier angelangt. Er ruhte im daranstoßenden Zimmer, und General Westermann versprach, Marceau die Schrift gleich nach dessen Erwachen zu übersenden.

Als er in seinen Gasthof zurückkehrte, begegnete er dem General Dumas, der ihn suchte. Die beiden Freunde hatten kein Geheimniß vor einander, und bald wußte Dumas das ganze Abenteuer Marceau's. Während Jener ein Frühstück bereiten ließ, eilte Dieser zu seiner Gefangenen, welche schon um ihn gefragt habe, und verkündigte ihr den Besuch seines Kameraden. Dann führte er diesen zu ihr hinauf, alle drei setzten sich zu Tische, als die Thür sich öffnete und der Volksrepräsentant Delmar an deren Schwelle sich zeigte.

Delmar war Einer von Jenen, welche Robespierre wie seine eignen verlängerten Arme in den Provinzen brauchte, und unter denen die Guillotine mehr thätig als verständig war.

Seine widerwärtige Erscheinung machte Blanche beben, noch bevor sie wußte, wen sie vor sich sähe. — „Ach, ach!“ sagte Delmar zu Marceau mit seinem gewöhnlichen ironischen Lächeln, „du willst uns schon so bald verlassen, General? Du hast dich in der vergangenen Nacht so

gut betragen, daß ich dir nichts verweigern kann; freilich bin ich etwas böse auf dich, daß du mir den Chevalier Beaulieu entwischen ließest, denn ich habe dem Nationalkonvent versprochen, ihm seinen Kopf zu schicken.“ — Blanche saß kalt und starr da wie eine Bildsäule, als sie diesen Namen hörte. Marceau stellte sich vor sie. — „Aber was aufgeschoben ist, ist darum nicht aufgehoben,“ fuhr Delmar fort, „die republikanischen Spürhunde haben gute Nasen und gute Zähne und folgen seiner Spur. Hier hast du deine Erlaubniß, General, und du kannst reisen, wann du willst, aber vorher ersuche ich dich noch um ein Frühstück, ich will einen wackern Bürger, wie du, nicht verlassen, bevor ich mit ihm auf das Wohl der Republik und auf die Vernichtung der Räuberhorde getrunken habe.“

Bei der Lage, in welcher sich die beiden Generale befanden, mußten sie diesen Beweis von Achtung annehmen. Blanche hatte sich niedergesetzt und ihre Fassung wieder gewonnen. Man begab sich zu Tische, und das Mädchen, um sich nicht im Angesichte Delmar's zu befinden, war genöthigt, an seiner Seite Platz zu nehmen; um ihn nicht zu berühren, rückte sie so weit als möglich von ihm, und wurde nach und nach muthiger, da sie gewahrte, daß sich der Volksrepräsentant mehr um die Speisen bekümmerte, als um diejenigen, welche sie mit ihm einnahmen. Übrigens fielen doch von Zeit zu Zeit einige blutdürstige Worte von seinen Lippen, und erfüllten das Mark des jungen Mädchens mit Beben, indessen schien keine wirkliche Gefahr für sie vorhanden zu seyn, und die Generale hofften, Delmar werde sie wieder

verlassen, ohne an Blanche auch nur ein Wort gerichtet zu haben.

Die Begierde fortzureisen war für Marceau ein Vorwand, das Mahl schneller abzubrechen, man stand auf. Alles athmete freier, als sich eine Musketendecharge auf dem Platze, an welchem die Herberge lag, vernehmen ließ; die Generale griffen nach den Säbeln, welche sie abgelegt hatten. Delmar hielt sie zurück. „Recht brav, meine Lieben,“ sagte er lächelnd und sich auf seinem Stuhle schaukelnd, „ich sehe mit Vergnügen, daß ihr zum Kampfe stets bereit seid, aber setzt euch nur wieder ruhig zu Tische, hier ist für euch nichts zu thun, man schießt nur die Gefangenen, welche man in der vergangenen Nacht gemacht hat, nieder.“ — Blanche stieß einen Schrei des Schreckens aus. „O, die Unglücklichen!“ schrie sie. Delmar setzte das Glas nieder, welches er schon an die Lippen gebracht hatte, und wandte sich langsam gegen das Mädchen. „Ei,“ sprach er, das geht gut, wenn jetzt die Soldaten zittern wie die Weiber, da wär' es ja eben so gut, man kleidete Weiber als Soldaten an.“

„Du bist noch sehr jung, es ist wahr,“ setzte er hinzu, indem er ihre beiden Hände faßte und ihr starr ins Gesicht sah, „und du wirst dich schon noch daran gewöhnen.“ — „O nie! nie!“ rief Blanche, ohne zu bedenken, wie gefährlich es für sie sei, solche Gefühle vor einem solchen Zeugen laut werden zu lassen. „Niemals werd' ich mich an solche Gräuel gewöhnen.“ — „Kind! Kind!“ antwortete Delmar, indem er ihre Hände wieder los ließ, „glaubst du denn, man kann eine Nation wiedergebären, ohne ihr Blut abzuzapfen, und Parteien unterdrücken, ohne Schaffote zu er-

richten? — Da müssen Köpfe herunter, das nützt nichts.“ Er schwieg einen Augenblick, dann fuhr er fort: „Übrigens, was ist denn auch der Tod? Ein Schlaf ohne Traum und ohne Erwachen. Was ist das Blut? Ein rother Saft, beiläufig dem ähnlich, den diese Burgunderbouteille in sich schließt, und der nur eine Wirkung auf unsern Geist hervorbringt durch die Idee, die wir damit verbinden. Es hat Leute gegeben, die Blut getrunken haben. Wohlan, du schweigst? nun, hast du nicht irgend ein philanthropisches Argument im Hinterhalte?“ — „O!“ versetzte Blanche, welche sich genöthigt sah, das Gespräch fortzusetzen, „wißt ihr denn auch gewiß, daß euch Gott das Recht gegeben hat, Menschen hinzuschlachten?“ — „Schlachtet Gott nicht selbst?“ — „Ja, aber der Allmächtige sieht über das Leben hinaus, während der Mensch, wenn er tödtet, nicht weiß, was er gibt oder nimmt.“ — „Sei es, aber die Seele ist ja unsterblich, und diese kann ich also nicht tödten, ich nehme ihr nur das Kleid, ich befreie sie nur aus ihrem Kerker. Höre, junger Mensch, noch einen Rath von mir, ich will dir einen geben: bewahre deine philosophischen Reflexionen und deine Schulargumente auf, um dein eigenes Leben zu vertheidigen, wenn du einst in die Hände Charrette's oder Marigny's fallen solltest, denn sie würden dir eben so wenig Gnade angedeihen lassen, als ich ihren Soldaten. Was mich anbetrifft, so könntest du es bereuen, sie in meiner Gegenwart noch ein Mal zu wiederholen. Merke dir das!“ — Er ging.

Es herrschte einige Augenblicke allgemeines Schweigen. Marceau legte seine Pistolen weg, welche er während dieses Gespräches geladen hatte. „O,“ sprach er, indem er ein

drohendes Zeichen mit dem Finger gegen die Thür machte, „nie stand ein Mensch, ohne es zu ahnen, dem Tode näher, als dieser Delmar; wenn ein Wort, eine Miene von ihm mir verrathen hätte, er habe Ihr Geschlecht erkannt, so wäre meine Kugel ihm durch das Gehirn gefahren.“

Blanche hörte nicht, ein einziger Gedanke beschäftigte alle ihre Sinne, es war der, daß dieser Mensch damit umging, die Reste der Armee zu verfolgen, welche der Marquis von Beaulieu kommandirte. „O, mein Gott! sprach sie, indem sie ihre Augen, voll Thränen, mit ihren Händen bedeckte, „wenn ich bedenke, daß mein Vater in die Hände dieses Tigers fallen kann, daß, wenn er in dieser Nacht gefangen worden wäre, er wohl gar hier unter diesem Fenster, vor meinen Augen — hu! es ist gräßlich; ist denn kein Mitleid mehr auf dieser Welt? Doch Verzeihung!“ sprach sie zu Marceau gewendet, „Verzeihung, daß ich an dem Mitleid der Menschen zweifle, da ich doch Sie, großmüthiger Mann, kennen gelernt habe.“

In diesem Augenblicke trat der Bediente ein und meldete, daß die Pferde bereit stehen. „Fort, fort,“ rief Blanche, ihren Mantel umwerfend, „die Luft ist von Blut geschwängert.“ — „Ja, wir wollen eilen,“ antwortete Marceau, und alle drei stiegen die Treppe hinab.

Marceau fand am Thore ein Detachement von dreißig Mann, welche der General-en-chef beordert hatte, um ihn nach Nantes zu eskortiren. Dumas begleitete sie einige Zeit, aber eine Meile von Chollet bestand sein Freund darauf, daß er umkehren solle, weil es weiter hinaus für einen einzelnen Mann auf der Straße gefährlich sei; er nahm also

Abschied von ihnen, gab seinem Pferde den Sporn, und verschwand bald vor ihren Blicken.

Wie sie nun so vorwärts ritten, näherte Marceau sein Pferd jenem Blanche's, und indem sie sich einige Schritte von ihrer Eskorte entfernt hatten, sprach Marceau: „Da wir nun allein und ruhig sind, und einen langen Weg zu machen haben, theilen Sie mir etwas aus Ihren Lebensverhältnissen mit, liebe Blanche. Ich weiß, wie Sie heißen und wer Sie sind, aber weiter nichts. Wie sind Sie in jenes Gefecht gekommen? Woher die Gewohnheit, sich in Männerkleider und Männersitten so gut zu fügen? O, reden Sie. Ich nehme so innigen Antheil an Allem, was Sie betrifft.“

Blanche erzählte ihm nun, wie sie ihre Mutter noch als Kind verloren, und wie sie dann durch die Erziehung von Manneshänden auch mit allen stärkeren Übungen vertraut geworden sei, welche, als die Insurrektion in der Vendee ausgebrochen war, ihr so nützlich wurden, und ihr gestatteten, ihrem Vater zu folgen. Sie entrollte alle Begebenheiten dieses Krieges vor ihm, von dem Aufstand zu St. Florent bis zu dem Gefechte, wo ihr Marceau das Leben rettete. Sie sprach lange, denn sie sah, mit welchem Vergnügen man ihr zuhörte. In dem Augenblicke, als sie aufhörte, wurde Nantes in der Ferne sichtbar, dessen Lichter durch den Abendnebel flimmerten. Die kleine Reisetruppe übersetzte die Loire, und in einigen Minuten lag Marceau in den Armen seiner Mutter.

Nach den ersten Bewillkommungen stellte er den Seinigen seine junge Reisegefährtin vor, und wenige Worte ge-

nügten, um die Theilnahme seiner Mutter und seiner Schwestern für sie zu gewinnen. Kaum hatte Blanche den Wunsch geäußert, Kleider anzuziehen, welche ihrem Geschlechte zustehen, als sie auch schon die beiden jungen Mädchen in ein anderes Gemach begleiteten, und um das Vergnügen wetteiferten, ihr Kammermädchensdienste zu leisten.

Nantes stand damals unter dem Proconsulate Carrier's. Es ist ein fürchterliches Schauspiel für den Geist, so wie für die Augen, zu sehen, wie eine ganze große Stadt von den Wunden eines einzigen Mannes blutet. Man frägt sich, woher kommt die Gewalt eines einzigen Willens über 80,000, die er beherrscht, und wie geschieht es, daß, wenn Einer spricht: „Ich will!“ nur alle Andern sich erheben, um zu antworten: „Zu Befehl!“ Das Blut floß in Nantes durch die Straßen, und Carrier, der für Robespierre war, was die Hyäne für den Tiger, der Schakal für den Löwen ist, stopfte sich mit diesem Blute voll. Er erfand ganz neue Moden zu morden, die Guillotine war ihm schon zu gemein. Er ersäufte die Leute, eigene Schiffe wurden dazu am Ufer bereitet, worauf sich dann Klappen öffneten, um die armen Unglücklichen in dem Flusse zu begraben.

Übrigens genossen Marceau und seine ganze Familie einen solchen Ruf des reinsten Republikanismus, daß ihr Name allein hinlänglich war, um sie vor jedem Verdachte zu bewahren. Eine Schwester Marceau's, ein Mädchen von sechzehn Jahren, stand eben auf dem Punkte, sich zu vermählen, als ihr Bruder mit der jungen Vendeerin dort ankam, und darum bewirkte sein Erscheinen doppelte Freude bei der ganzen Familie.

Die drei Mädchen wurden bald Herzensfreundinnen, denn es gibt ein Alter, wo eine einzige Umarmung hinreicht, sich zu lieben. Als Blanche in den Kleidern ihrer beiden neuen Freundinnen wieder erschien, stand Marceau wie versteinert vor der herrlichen Gestalt des Mädchens. Sie hatte, es ist wahr, wohl auch Alles gethan, um sich recht hübsch zu machen, hatte einen Augenblick vor dem Spiegel Krieg, ihr väterliches Haus und ihre Gefahr vergessen, um demjenigen zu gefallen, den sie liebte. Marceau wollte sprechen und konnte kein Wort hervorbringen; Blanche lächelte und reichte ihm die Hand; sie merkte wohl, er finde sie so schön, als sie es für ihn zu seyn wünschte.

Am Abende kam der Bräutigam der Schwester Marceau's, und da jede Liebe selbstsüchtig ist, von der Eigenliebe bis zur mütterlichen Liebe, so war diesen Abend in Nantes ein Haus, das einzige vielleicht, wo nur Glück und Freude herrschten, während alle übrigen mit Schmerz und Thränen erfüllt waren.

O, wie selig fühlten sich nun Blanche und Marceau, wie schien ihnen ihr voriges Leben weit hinter ihrem jetzigen zurück zu liegen. Es war fast ein Traum, nur manchmal stahlen sich Zähren der Wehmuth in Blanche's Augen, wenn sie plötzlich an ihren Vater dachte. Marceau küßte diese Perlen von ihren Augen und tröstete sie; er erzählte ihr seine militärischen Begebenheiten, wie er mit 15 Jahren Soldat, mit 17 Offizier, mit 19 Oberst, mit 21 General geworden war. Blanche liebte ihren Lebensretter mit allem Feuer der ersten Liebe, auch Marceau's Herz gehörte ihr ganz;

so kam der für Marceau's Schwester bestimmte Hochzeitstag heran.

Unter dem Geschmeide, welches der General für seine Schwester kommen ließ, wählte er auch einen sehr geschmackvollen und kostbaren Schmuck für Blanche aus. Diese sah ihn mit der Koketterie eines jungen Mädchens an, dann wies sie ihn zurück. „Geschmeide," sprach sie betrübt, „paßt zu meiner Lage nicht, ich sollte mich schmücken, während mein armer Vater vielleicht von Haus zu Haus flüchtet, und um ein Stück Brot bittet? Auch bin ich ja selbst eine Verbannte, Geächtete, wie leicht könnte ich erkannt werden; darum ist es besser, ich lebe einfach und ohne allem äußeren Schimmer." Marceau mochte noch so sehr in sie dringen, sie nahm nichts als eine von Rubinen künstlich gearbeitete rothe Rose, welche sich unter dem Geschmeide befand.

Die Kirchen waren in dieser Schreckenszeit geschlossen, daher wurde die Vermählung im Stadthause nur nach bürgerlichen Gesetzen begangen. Die Ceremonie war kurz und traurig. Die jungen Mädchen vermißten die Kränze, die Lichter, kurz Alles, was eine solche Vereinigung glänzend und ehrwürdig macht.

Am Thore des Stadthauses erwartete eine Deputation von Seesoldaten die Neuvermälten. Marceau's Rang verschaffte seiner Schwester diese Auszeichnung. Einer dieser Männer, dessen Gesicht ihm nicht ganz unbekannt zu seyn schien, hatte zwei Blumensträuße, er gab den einen der Braut, dann sich Blanche nähernd, reichte er ihr den andern. — „Tinguy, wo ist mein Vater?" fragte diese erblassend. — „Zu Saint-Florent, antwortete der Seemann leise. „Nehmen

Sie diesen Strauß, es ist ein Briefchen darin. Es lebe der König und die gute Sache!“ Blanche wollte ihn anhalten, allein schnell war er wieder verschwunden. Marceau erkannte den Menschen, und mußte wider seinen Willen dessen Treue, Geschicklichkeit und Kühnheit bewundern.

Blanche las mit großer Ängstlichkeit den Brief. Die Vendeer hatten Niederlagen auf Niederlagen erlitten, eine ganze Population wanderte aus, das Feuer und den Hunger fürchtend. Der Rest des Briefes war mit Danksagungen für Marceau angefüllt. Der Marquis hatte durch Tinguy Alles erfahren. Blanche war darüber sehr betrübt, sie hing sich fester an Marceau's Arm, als gewöhnlich, sprach näher und liebevoller mit ihm, der Mann war ja ihr einziger Beschützer.

Während der Ceremonie trat ein Mann, welcher nicht zu dem Hochzeitszuge gehörte, in den Saal. Marceau, die Blicke auf Blanche geheftet und bemüht, ihr Muth zuzusprechen, sah ihn nicht gleich, allein plötzlich fühlte er sich am Arme ergriffen, er blickte auf und Delmar stand vor ihm.

Der Volksrepräsentant blickte mit einem seltsamen Lächeln starr auf Blanche. Marceau fühlte Schweiß auf seiner Stirne, zum ersten Mal in seinem Leben überfiel ihn eine Angst.

„Bürgerin! du hast einen Bruder,“ sagte Delmar zu Blanche; diese zitterte, wankte und stand auf dem Punkte, in Marceau's Arme zu sinken. Delmar fuhr fort: „Wenn mein Gedächtniß und deine Ähnlichkeit mich nicht trügen, so habe ich mit diesem Bruder in Chollet gefrühstückt. Wie kommt es, daß ich ihn seit der Zeit in den

republikanischen Reihen nicht wieder gesehen habe?“ Blanche fühlte alle ihre Kräfte schwinden, das durchdringende Auge Delmar's folgte allen Fortschritten ihrer Angst, und gewiß wäre sie besinnungslos niedergestürzt, hätte sich Delmar's Blick nicht von ihr weggewandt und auf Marceau geheftet. Allein jetzt fühlte Delmar selbst ein kleines Grauen, denn der junge General stand da, die Hände krampfhaft an den Griff des Degens gepreßt. Das Gesicht des Repräsentanten nahm alsogleich seine gewöhnliche Gleichgiltigkeit an, er schien ganz vergessen zu haben, wovon er gesprochen, nahm Marceau unter den Arm, und zog ihn in eine Fensterbrüstung. Dort sprach er mit ihm einiges über den gegenwärtigen Zustand der Vendeer, und sagte ihm, daß er nach Nantes gekommen sey, um sich mit Carrier über die neuen strengen Maßregeln in Hinsicht auf die Empörer zu verständigen. Er benachrichtigte ihn, daß General Dumas nach Paris berufen worden sei, und ihn dann verlassend ging er noch mit einem Lächeln und einem Gruß mit der Hand bei dem Lehnstuhl vorüber, in welchen Blanche gesunken war, und blaß und kalt saß.

Zwei Stunden nachher erhielt Marceau Befehl, ohne Verzug die Armee aufzusuchen und das Kommando seiner Brigade wieder zu übernehmen. Diese unverhoffte Ordre setzte ihn in Schrecken, er glaubte darin einen Zusammenhang mit der Scene im Stadthause zu finden. Sein Urlaub ging erst in vierzehn Tagen zu Ende. Er lief zu Delmar, um hierüber Aufklärung zu erhalten, allein dieser war sogleich nach der Unterredung mit Carrier wieder abgereist. Er mußte gehorchen, sich widersetzen hieße sich ver-

derben. Zu jener Zeit waren die Generale den Volsrepräsentanten, welche vom Nationalkonvent abgesendet wurden, untergeordnet, und es blieb ihnen kein Ausweg, als zu gehorchen, oder ihren Kopf unter die Guillotine zu legen.

Marceau wagte es nicht, Blanche diesen unerwarteten Schlag mitzutheilen, er hatte nicht den Muth, ihr seine Abreise zu verkünden, wodurch sie allein und ohne Schutz in einer Stadt zurückblieb, welche vom Blute triefte. Blanche hinwiederum bemerkte seine Verlegenheit und fragte ihn um die Ursache derselben. Marceau konnte sie nicht hintergehen, er zeigte ihr die Ordre, welche er erhalten hatte. Blanche hatte kaum gelesen, als sie auch einsah, welcher Gefahr der Ungehorsam ihren Vertheidiger aussetzen würde, ihr Herz brach, aber sie besaß doch die Kraft, ihn zur schnellen Abreise aufzufordern. Die Frauen besitzen mehr als die Männer diesen Muth, weil er einerseits bei ihnen eine Folge zarter Scham ist. — Marceau sah das Mädchen betrübt an, und brach in folgende Worte aus: „Und auch du, Blanche, auch du willst, daß ich mich entferne? Aber,“ fuhr er, wie zu sich selbst sprechend, fort, „was bestimmte mich auch, das Gegentheil zu glauben? Unsinniger, der ich war! Ich wähnte, unsere Trennung würde ihr Schmerz verursachen und Thränen kosten. Hahaha! als ob ich ihr mehr als gleichgiltig wäre?“ Er wendete sich um und sah, wie große Thränen sich aus den Augen des stummen Mädchens stahlen. Da fiel er vor ihr auf seine Knie. „Verzeihe mir, Blanche,“ rief er, „aber ich bin unglücklich, und das Unglück macht mißtrauisch. Ach, ich war so selig in deiner Nähe, an deiner Seite, mein Leben war in dem dei-

nigen, wie soll ich meine Stunden, meine Tage von den deinigen trennen? Ich hatte Alles vergessen, ich hielt die Gegenwart für die Ewigkeit! O, ich Elender! ich träumte und bin nun erwacht. Blanche!" fügte er dann etwas ruhiger, aber mit zitternder Stimme hinzu, „der Krieg, den wir führen, ist grausam und mörderisch, es ist möglich, daß wir uns nimmer wiedersehen," er faßte Blanche's Hand. „O, versprich mir, wenn ich fern von dir falle — ich habe immer die Ahnung eines frühen Todes gehabt — versprich mir, daß du dich meiner manchmal erinnern willst, daß dein Mund meinen Namen aussprechen wird, wär's auch nur im Traume, und ich, ich verspreche dir, Blanche, daß, wenn zwischen meinem Leben und meinem Tode so viel Zeit ist, daß ein Name meinen Lippen entwischen kann, es der deinige seyn soll." Blanche schluchzte nur, sie konnte nicht antworten, aber in ihren Augen lagen noch viel zärtlichere Empfindungen, als Marceau sie forderte. Mit einer Hand drückte sie die seinige, und mit der andern zeigte sie auf die rothe Rose, welche sie in ihren Haaren stecken hatte, „Ewig, ewig!" stammelte sie und fiel ohnmächtig nieder.

Marceau's Hilfegeschrei rief seine Mutter und seine Schwestern herbei. Er hielt Blanche für todt und weinte zu ihren Füßen. In der Liebe überspannt sich Alles, Furcht und Hoffnung. Der Soldat war ein Kind. Blanche öffnete die Augen wieder und erröthete darüber, Marceau auf den Knien und seine ganze Familie um sie versammelt zu sehen. — „Er eilt hin," sagte sie, „um sich zu schlagen, vielleicht gegen meinen Vater. O, schone meinen armen Vater, wenn er in deine Hände fällt, bedenke, sein Tod würde

auch mich tödten.“ Dann ihre ganze Kraft zusammennehmend, bat sie Marceau, so schnell als möglich abzureisen, sie selbst, sagte sie, sehe die Nothwendigkeit ein. Eine Stunde nachher hatte er Blanche's und seiner Familie letztes Lebewohl empfangen, und trabte auf demselben Wege, den er mit der Geliebten hieher genommen hatte, hin; er hielt sein Pferd nicht zurück, er trieb es nicht an, er dachte nur an sie, und die Gefahr, in welcher er sie zurückgelassen hatte schien ihm jetzt viel größer, als da er noch bei ihr war. Jedes Wort Delmar's hallte ihm in den Ohren wieder, jeden Augenblick war er bereit, sein Pferd anzuhalten und nach Nantes zurückzukehren, und er mußte alle Vernunft zusammennehmen, um diesem Wunsche kein Gehör zu geben.

Wenn es Marceau möglich gewesen wäre, sich noch mit etwas Anderm zu beschäftigen, als mit dem, was in seinem Innern vorging, so würde er von Weitem auf dem Wege einen Reiter gegen sich haben kommen sehen, der, nachdem er einen Augenblick anhielt, um sich zu überzeugen, daß er sich nicht irre, dann sein Pferd in Galopp setzte, um schneller zu ihm zu kommen, und er würde in diesem Reiter eben so schnell den General Dumas erkannt haben, als dieser ihn erkannt hatte; die beiden Freunde sprangen von ihren Pferden und einander in die Arme.

In demselben Augenblicke aber sprang auch ein Mensch, dessen Haare vom Schweiße troffen, über ein Gehege, wälzte sich mehr, als er ging, den Abhang herab, und fiel ohne Kraft, und fast auch ohne Stimme, zu den Füßen der beiden Freunde, indem er nur das einzige Wort herauszustoßen vermochte: „Verhaftet!“ Es war Tinguy.

„Verhaftet? Wer? Blanche?“ schrie Marceau. Tinguy machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe reden konnte der Arme nicht mehr. Er hatte fünf Meilen, immer über Felder laufend zurückgelegt. Marceau sah ihn starr und mit sich vordrängenden Augen an. „Verhaftet! Blanche verhaftet?“ wiederholte er immer, während sein Freund dem armen Unglücksboten Wein aus seiner Feldflasche in den Mund träufelte. — „Blanche verhaftet! Darum also hat man mich entfernt? Alexander!“ schrie er, indem er die Hand seines Freundes in der seinigen preßte, „ich kehre nach Nantes zurück, du mußt mir folgen, denn mein Glück, mein Leben, meine Zukunft ist dort in Gefahr.“ Seine Zähne schlugen wie im Fieber zusammen und sein ganzer Körper bebte konvulsivisch. „Derjenige möge zittern, der es wagte seine Hand an Blanche zu legen. O Freund, wisse, wisse, ich liebe sie mit aller Innigkeit deren mein Herz fähig ist, es gibt kein Leben mehr für mich ohne sie, und ich werde sie retten oder mit ihr sterben. Unsinniger, der ich war, indem ich sie verließ! Wo ist Blanche verhaftet?“

Tinguy, an den diese Frage gerichtet war, war indessen etwas zu sich gekommen, aber dennoch brachte er nur mit Mühe hervor: „Im Gefängnisse Bouffay's.“ Diese Worte waren kaum ausgesprochen, als die beiden Freunde schon im Carriere auf dem Wege nach Nantes dahin sprengten.

Es war kein Augenblick zu verlieren. Sie langten auf dem Hauptplatze an, und stiegen daselbst bei dem Hause, welches Carriere bewohnte, ab. Maschinenmäßig stieg Marceau vom Pferde, steckte die beiden Pistolen, welche

in der Halfter sich befanden, zu sich, indem er sie unter seinem Oberrocke verbarg, und stürzte gegen das Gemach desjenigen, der Blanche's Schicksal in seinen Händen hatte. Sein Freund folgte ihm, zwar kälter, aber bereit ihn zu vertheidigen, wenn er seine Hilfe nöthig haben sollte. Aber der Volksdeputirte wußte zu gut, wie sehr er gehaßt wurde, um nicht auf seiner Hut zu seyn, und weder Bitten noch Drohungen vermochten es, den beiden Generalen Gehör bei ihm zu verschaffen. Marceau stieg ruhiger die Treppe wieder hinunter, als sein Freund gedacht hatte. Seit einem Augenblicke schien er einen neuen Plan gefaßt zu haben, der eben so schnell reifte; er bat Dumas, sich auf der Stelle nach der Post zu begeben, und ihn mit einem Wagen und Pferden an dem Thore des Gefängnisses Bouffays zu erwarten. Der Name und der Rang Marceau's öffneten ihm die Thore des Gefängnißhauses, er befahl dem Gefangenwärter ihn in das Gefängniß zu führen, in welchem Blanche schmachtete. Dieser zögerte erst einen Augenblick, als aber Marceau den Befehl wiederholte, und dabei mit zornentflammtem Auge an seinen Degen griff, gehorchte der Mann und gab ihm ein Zeichen, ihm zu folgen. „Sie ist nicht allein,“ sprach sein Führer zu ihm, indem er die Thür eines Kerkers öffnete, dessen Finsterniß Marceau Grauen einflößte, „allein sie wird bald von ihrem Gesellschafter befreit seyn, denn dieser wird heute guillotinirt.“ Mit diesen Worten schloß er die Thür hinter Marceau zu, und empfahl ihm nur noch, seinen Besuch so bald als möglich abzubrechen.

Marceau streckte im Dunkeln seine Hände aus, und war so in der tiefsten Seele beklommen, daß er nicht einmal

den Namen Blanche auszusprechen vermochte; auf einmal hörte er einen Schrei, und das Mädchen seines Herzens lag in seinen Armen, sie hatte ihn alsbald gesehen, denn ihre Augen waren schon mehr an die Nacht gewohnt, welche sie umgab. Sie warf sich in seine Arme, denn der Schrecken ließ sie ihr Geschlecht und ihr Alter vergessen, es handelte sich ja um nichts Geringeres mehr, als um Tod oder Leben. Sie klammerte sich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger an einen Felsen, und weinte und bebte an allen Gliedern. „Ach! so hast du mich nicht verlassen?“ schrie sie dann. „Sie haben mich verhaftet und hieher geschleppt, unter dem Haufen, der mir folgte, erkannte ich Tinguy. Ich schrie, was ich nur herausbringen konnte: Marceau! Marceau! und er verschwand gleich darauf. Ach, ich glaubte dich nimmer zu sehen, aber du bist da, ich liege an deiner Brust, du verlässest mich nun nicht mehr, du nimmst mich mit dir, nicht wahr?“

„O, mit meinem Blute, mit meinem Leben wollte ich deine Freiheit in diesem Augenblicke erkaufen, aber“ — „O! befühle doch diese triefenden Mauern, dieses faule Stroh, du bist ja General und hast Gewalt genug.“

„Blanche, was ich könnte, wäre allenfalls folgendes: an jene Thür klopfen, dem Kerkermeister, wenn er öffnet, eine Kugel durch den Kopf jagen, dich in meinen Armen in's Freie tragen, dort dich den Himmel sehen, die Luft einathmen lassen, und dann, dich vertheidigend, an deiner Seite fallen; aber bin ich todt, Blanche, so würde man dich wieder in deinen Kerker zurückschleppen, und es würde kein Mensch mehr auf Erden seyn, der dich retten könnte.“

„Ja, kannst du es denn?“

„Vielleicht.“

„Bald?“

„In zwei Tagen. Blanche, zwei Tage bedarf ich dazu. Aber antworte auch du mir jetzt auf eine Frage, von welcher dein und mein Leben abhängt. Antworte mir, wie du vor Gott antworten würdest. Blanche liebst du mich?“

„Ist dies die Zeit und der Ort, wo man eine solche Frage stellen oder darauf antworten kann? Glaubst du diese Mauern sind gewohnt, Liebesbetheuerungen zu hören?“

„Ja, dies ist die Zeit dazu, denn wir stehen zwischen Leben und Grab. Geschwind, Blanche, antworte mir, jeder Augenblick raubt uns einen Tag, jede Stunde ein Jahr. Blanche, liebst du mich?

„O, ja, ja, aus ganzer Seele,“ rief das junge Mädchen, welches vergessend, daß man seine Schamröthe ja nicht sehen konnte, seinen Kopf an Marceau's Busen barg.

„Wohlan, Blanche, so mußt du in diesem Augenblicke meine Gattin werden.“ Blanche zitterte. „Wir wollen dann sehen,“ sprach Marceau weiter, „ob sie es wagen werden, die Frau eines republikanischen Generalen zum Schaffotte zu schleppen.“

Blanche begriff nun seinen ganzen Plan, sie zitterte vor der Gefahr, welcher auch er sich aussetzte, um sie zu retten. Ihre reine Liebe gewann neue Kraft, und mit festem Tone entgegnete sie: „Das ist unmöglich!“

„Unmöglich?“ versetzte Marceau, „und welches Hinderniß kann sich zwischen uns und unser Glück stellen, da du mir gestanden, daß du mich liebst? Glaubst du, alles

dies sei nur ein Spiel? Höre doch, begreife doch, der Tod hat schon seine Sense nach dir ausgestreckt, der Tod der Schande durch Henkershand."

„O Barmherzigkeit! Bedenke aber, wenn ich einmal dein Weib bin, und dieser Titel mich nicht rettet, so bist du mit mir verloren."

„Darüber kein Wort mehr, ich liebte dich von dem Augenblicke an, als deine Züge zum ersten Male meine Augen und durch diese mein Herz trafen, ich liebe dich wie mein Leben, meine Existenz ist die deinige, ich theile selbst das Schaffott mit dir, wenn es seyn muß. Ich verlasse dich nicht mehr, keine menschliche Macht kann uns mehr trennen; wenn ich diesen Ort verlasse, so darf ich ja nur hinaustreten auf den Marktplatz und rufen: Es lebe der König! und dieser Ruf öffnet mir dein Gefängniß, und wir gehen dann mit einander hinaus, mit einander zum Schaffott."

„O nein, nimmermehr! geh, geh! im Namen des Himmels verlaß mich!"

„Ich soll gehen? Bedenke gut, Blanche, was du willst, denn wenn ich von hier gehe, ohne daß du die meinige bist, ohne daß du mir das Recht eingeräumt hast, dich zu vertheidigen, so eile ich, deinen Vater aufzusuchen, ich will hintreten vor ihm und ihm sagen: Alter, deine Tochter konnte sich retten und wollte nicht, sie wollte, daß du deine letzten Tage in Trauer hinbrächtest und ihr Blut deine grauen Haare röthe. Weine, Vater, nicht darüber, daß dein Kind todt ist, sondern darüber, daß sie dich nicht so sehr liebte, um sich für dich zu erhalten."

Marceau hatte Blanche zurückgestoßen, welche vor ihm auf die Knie gefallen war. Er ging mit über ein-

ander gebissenen Zähnen, die Arme über der Brust gekreuzt, grimmig lachend wie ein Wahnsinniger oder wie ein Verdammter, im Gefängniß auf und nieder. Da hörte er Blanche schluchzen und auch seine Augen fanden Thränen, er kniete zu ihr hin und sprach sanfter: „Blanche! Blanche! Bei Allem was dir heilig ist, bei dem Grabe deiner Mutter beschwöre ich dich, werde mein Weib! du mußt, es ist deine Pflicht!“

„Ja, junges Mädchen, es ist deine Pflicht, wiederholte eine fremde Stimme, „denn es ist das einzige Mittel, ein Leben zu erhalten, welches kaum noch recht begonnen hat. Die Religion befiehlt es dir, und ich bin bereit, eure Vereinigung im Namen des Himmels zu segnen.“

Marceau, erstaunt, blickte um sich, und erkannte in dem Sprecher, welcher näher getreten war, den ehrwürdigen Pfarrer von Saint-Marie-de-Rhé, welcher in der Nacht die Messe gelesen hatte, in welcher Blanche seine Gefangene geworden war. „O ehrwürdiger Vater!“ rief er, indem er seine Hand faßte und ihn näher zog, „sprechen Sie ihr zu, daß sie einwilligt zu leben.“

„Blanche de Beaulieu!“ sprach der Priester mit feierlichem Tone, „im Namen deines Vaters, welchen zu repräsentiren mir mein Alter und die Freundschaft, welche uns schon lange an einander kettet, das Recht gibt, im Namen deines Vaters beschwöre ich dich, den Bitten dieses großmüthigen jungen Mannes nachzugeben.“

Blanche schien anfangs betroffen, und der Kampf mit verschiedenen Empfindungen in ihrer Seele wurde in ihrem Antlitze sichtbar, bald aber war dieser Kampf ent-

schieden. „O mein Freund!“ rief sie, indem sie sich in Marceau's Arme warf, „ich kann dir nicht länger widerstehen, ich liebe dich, ich will dein Weib seyn.“ Ihre Lippen berührten sich, Marceau war trunken vor Wonne, aber bald riß ihn die Stimme des Priesters aus seinem Entzücken. „Eilt euch, meine Kinder,“ sprach dieser, „denn meine Augenblicke auf Erden sind gezählt, und wenn ihr zögert, könnte ich eure Vereinigung erst vom Himmel herab segnen.“

Die beiden Liebenden schauerten zusammen, diese Worte riefen sie auf die Erde zurück. Blanche warf ängstliche Blicke um sich und sprach: „O mein Freund, welch ein Augenblick, um unser Schicksal an einander zu ketten, welch ein Tempel zu unserer Vermählung! Glaubst du, daß diese Vereinigung eine dauernde seyn könne?“ Marceau selbst erbebte bei diesen Worten, er zog Blanche mit sich in eine Ecke des Gefängnisses, wohin durch ein vergittertes Fenster ein Lichtstrahl fiel, dort knieten beide nieder und erwarteten den priesterlichen Segen. Dieser breitete die Hände über sie aus und sprach die heiligen Worte. In demselben Augenblicke erschallte Getöse und Waffengeklirr in den äußeren Gängen. Blanche, zitternd, warf sich in Marceau's Arme und rief: „Gott! kommen sie vielleicht schon, mich zu holen?“ Der junge General stellte sich vor den Eingang in jeder Hand ein gespanntes Pistol haltend. Es wurde geöffnet, die Soldaten zeigten sich, wichen aber bei diesem Anblicke betroffen zurück. „Seid ruhig,“ sagte der Priester, vortretend, „ich bin es, den sie suchen, das Ende meiner Leiden ist gekommen.“

Die Soldaten umgaben ihn. „Meine Kinder," schrie er mit starker Stimme, indem er sich zu den Neuverbundenen wandte, „meine Kinder, senkt euch auf eure Knie, denn am Rande des Grabes will ich euch noch segnen, und den Segen eines Sterbenden hört der Ewige."

Die Soldaten standen schweigend. Der Priester hatte ein Crucifix aus seinem Busen gezogen, welches er, allen Nachforschungen ohngeachtet, zu verbergen so glücklich war, er hielt es gegen Blanche und betete im Stillen. Es war einer von jenen feierlichen Augenblicken, wo jeder an einen Gott glaubt. Dann schlug er das Kreuz über die Knienden und sprach gefaßt: „Ich bin bereit, laßt uns gehen!"

Die Soldaten umringten ihn, und sie gingen. In diesem Augenblicke erschien auch der Kerkermeister an der Thür und gab Marceau einen Wink, sich zu entfernen. Blanche hing sich fest an ihn, allein mit den Worten: „Du bist mein, ich bin dein, ich eile, dich zu retten, ich bürge für dein Leben, längstens in zwei Tagen bin ich mit deiner Begnadigung wieder in deinen Armen," machte er sich sanft von ihr los. Blanche sank in ihren finstern Kerker zurück, indem sie ihm nur noch in ihren Haaren auf die rothe Rose zeigte, welche sie von ihm zum Geschenke bekommen hatte, und die Thür schloß sich für die Unglückliche hinter ihm.

Marceau fand seinen Freund Dumas bei dem Kerkermeister, wo er ihn erwartete. Er verlangte Tinte, Feder und Papier. — „Was willst du thun?" fragte ihn dieser, welcher seine heftige Gemüthsbewegung bemerkte. — „An Carrier will ich schreiben," antwortete Marceau, „von ihm zwei Tage Aufschub begehren, und ihm sagen, daß mir

sein Leben für jenes meiner Blanche bürge.“ — „Thörichter!“ versetzte Dumas, indem er ihm den angefangenen Brief unter den Händen wegriß, „du willst drohen, da du in seiner Gewalt bist? Hast du nicht ein Subordinationsverbrechen begangen, indem du der erhaltenen Ordre nicht Folge leistetest? Wenn er Ursache hat, dich zu fürchten, so bist du auf der Stelle arretirt, und was kannst du dann noch für deine Geliebte thun? Glaube mir, nur dein Schweigen kann ihn dich vergessen machen, und nur dies Vergessen dir Zeit gewähren, deinen Plan auszuführen.“

Marceau's Kopf war in dessen Hände gesunken, er schien nachzudenken. „Du hast recht,“ rief er dann, sprang auf und zog seinen Freund mit sich auf die Straße.

Mehre Menschen waren um einen Postwagen versammelt. Marceau forderte Pferde, erhielt sie auf der Stelle, und mit Hilfe des Goldes gelang es ihm, Abends um acht Uhr Paris zu erreichen. Dumas, der seine Entlassung nachgesucht und erhalten hatte, begleitete ihn.

Marceau und sein Freund verließen sich auf dem Platze des Palais-Egalité. Marceau ging zu Fuß in die Straße Saint-Honoré, in das Haus Nr. 366, und fragte um den Bürger Robespierre.

„Er ist im Theater de la Nation,“ gab ihm ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren zur Antwort, „aber wenn du in zwei Stunden wieder kommen willst, Bürgergeneral, so wirst du ihn zu Hause finden.“

„Ich will ihn dort aufsuchen,“ antwortete Marceau, „und wenn ich ihn dort nicht finde, so komme ich wieder. Hier meine Karte: Bürgergeneral Marceau.“

Marceau ging in das Theater. Man gab den „Tod des Cäsar.“ Er ging auf den Balkon, ein junger Mann bot ihm auf der ersten Bank einen Platz neben sich an, er nahm ihn an, weil er hoffte, denjenigen zu sehen, den er suchte.

Das Spektakel war noch nicht angefangen, eine seltsame Bewegung herrschte unter dem Publikum, Zeichen und Gelächter gingen wie aus einem Hauptquartiere von einer Gruppe im Parterre aus. Diese Gruppe beherrschte den ganzen Saal, und der Mann, der diese Gruppe beherrschte, war Danton. An seiner Seite sprachen, wenn er schwieg, und schwiegen, wenn er sprach: Camille Desmoulins, Phelippeaux, Herault de Sechelles und Lacroix. Die Dantonisten hatten sich vorgenommen, Robespierre heute in diesem Stücke eine starke Lehre zu geben, und darum war es eben, warum Robespierre, der davon Nachricht erhielt, sich nach dem Theater de la Nation begab; denn er wußte wohl, daß ihm der Sieg bleibe, wenn es ihm gelinge, durch Kühnheit den Plan seiner Gegner vor dem Volke zu entkräften.

Marceau suchte ihn übrigens vergebens im hell erleuchteten Saale. Der Vorhang rollte auf. Die Gruppe im Parterre schwieg zwar, aber man sah es deutlich, wie sie sich durch Zeichen zu verständigen suchten, und nur die Stellen im Stücke mit Ungeduld erwarteten, wo sie loszubrechen verabredet hatten. Endlich kamen die Verse:

Cäsar, von deinem Glück, von deiner hohen Güte
Erwarteten wir doch viel eine schön're Blüte
Für unser Land.

Cäsar.

Und welche ist's?

Cimber.

Die Freiheit, Herr!

Drei Salven von Beifallsgeklatsche begleiteten diese Worte. Aus Danton's Augen strahlte das Entzücken, und Talma fuhr fort:

Ja, groß soll Cäsar seyn, doch Roma sei auch frei!

Da erhob sich Danton und warf den Blick eines Heerführers um sich, welcher sich überzeugen will, ob auch Jeder auf seinem Posten stehe, als plötzlich alle Blicke sich nach einem einzigen Punkte im Saale wendeten; das Gitter einer Loge öffnete sich, Robespierre streckte durch die Dunkelheit derselben sein spitziges, gelbes Antlitz hervor. Die Blicke der beiden Feinde begegneten sich und konnten sich nicht mehr loslassen. In jenen Robespierre's lag aller Spott des Sieges und aller Triumph der Sicherheit. Zum ersten Male fühlte Danton kalten Schweiß über seinen ganzen Körper rieseln, er vergaß das Zeichen zu geben, und die Verse gingen ohne die beabsichtigte Wirkung vorüber; er sank überwunden auf eine Bank, das Logengitter schloß sich wieder und Alles war vorbei. Die Guillotineurs hatten den Sieg über die Septembriseurs davongetragen.

Marceau, dessen Seele mit etwas ganz Anderem, als mit dem Trauerspiele beschäftigt war, war vielleicht der Einzige, welcher diese Scene, die nur einige Sekunden dauerte, bemerkte, ohne daß er sie begriff, er erkannte übrigens Robespierre, eilte vom Balkon weg und gelangte

gerade zu rechter Zeit in den Corridor, um ihm dort zu begegnen.

Robespierre war kalt und ruhig, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Marceau stellte sich ihm vor und nannte sich; Robespierre reichte ihm die Hand. Marceau, einem inneren Grauen unwillkürlich gehorchend, zog die seinige zurück. Ein bitteres Lächeln zuckte über Robespierre's Lippen. „Was willst du von mir?“ fragte er endlich.

„Eine Unterredung von wenigen Minuten.“

„Hier oder bei mir?“

„Bei dir.“

„So komm.“ Und beide Männer, von so verschiedenartigen Empfindungen ergriffen, gingen neben einander, Robespierre gleichgiltig und ruhig, Marceau unruhig und in sichtbarer Bewegung.

Dies war also der Mann, in dessen Händen Blanche's Schicksal lag, der Mann, von dem ganz Frankreich sprach, dessen Unbestechbarkeit allein unläugbar, aber dessen Popularität noch ein Problem war. Wirklich, er hatte, um die Volksthümlichkeit zu gewinnen, keines jener Mittel angewandt, deren sich seine Vorfahren bedienten; er besaß weder die hinreißende Beredsamkeit Mirabeau's, noch die natürliche Festigkeit Bailly's, weder die erhabene Hitze Danton's, noch die fruchtbare Unflätigkeit Hebert's; wenn er für das Volk arbeitete, so geschah es ganz im Stillen, und ohne dem Volke davon Rechenschaft abzulegen. In der Mitte der allgemeinen Gleichheit in Sprache und Kleidung, hatte er seine feine, geglättete Sprache und seine zierliche Kleidung beibehalten. So

große Mühe sich Andere gaben, sich mit dem Haufen gemein zu machen, so viel Sorge wandte er an, sich über demselben zu erhalten, und man sah es beim ersten Anblicke, daß dieser sonderbare Mann für die Menge entweder ein Abgott oder ein Opfer werden mußte. Er wurde Beides.

Sie langten bei Robespierre's Hause an, eine schmale Stiege führte sie in ein Gemach im dritten Stockwerke. Eine Büste Rousseau's, ein Tisch, auf welchem „**Emile**“ und „**le Contrat social**“ aufgeschlagen waren, ein Schrank und einige Stühle waren die ganzen Geräthschaften, aber die größte Reinlichkeit herrschte überall.

Robespierre bemerkte den Eindruck, den dieser Anblick auf Marceau bewirkte. „Das ist der Pallast des Cäsar,“ sprach er lächelnd zu ihm. „Was wünschest du von dem Dictator?“

„Gnade für mein Weib, welches Carrier zum Tode verurtheilt hat.“

„Dein Weib von Carrier verurtheilt? Die Frau Marceau's, des braven Republikaners, des spartanischen Helden? Was treibt denn Carrier zu Nantes?“

„Die größten Grausamkeiten.“ Marceau entwarf hierauf ein Bild, wie wir es unsern Lesern bereits entworfen haben. Robespierre rückte während dem auf seinem Stuhle hin und her, ohne ihn zu unterbrechen, endlich schwieg Marceau.

„Siehst du, wie sie mich immer falsch verstehen,“ sprach Robespierre mit etwas heiserer Stimme, wozu seine innerliche Bewegung beitrug, „überall sollen meine eigenen Augen und meine eigenen Hände seyn. Es ist Blut genug

vergossen worden, welches fließen mußte, und wir sind noch nicht am Ende.“ Hierauf nahm er ein weißes Blatt Papier und fragte Marceau um den Familiennamen seiner Frau.

„Wozu diesen?“

„Er ist mir nöthig, um die Identität der Person zu constatiren.“

„Wohlan: Blanche de Beaulieu.“

Robespierre ließ die Feder wieder sinken, welche er schon ergriffen hatte. „Die Tochter des Marquis de Beaulieu, des Anführers der Rebellen?“

„Blanche de Beaulieu, die Tochter des Marquis de Beaulieu.“

„Und wie geschah es, daß diese dein Weib wurde?“

Marceau erzählte ihm Alles.

„Junger Thor! wie konntest du —“ Marceau unterbrach ihn: „Ich habe dich weder um eine Rüge, noch um einen Rath, sondern um Gnade für mein Weib gebeten, willst du mir diese ertheilen?“

„Marceau! werden dich die Familienbande, die du durch diese Heirath geknüpft hast, wird dich die Liebe zu deinem Weibe nie zum Verräther an der Republik machen?“

„Niemals!“

„Wenn du den Marquis de Beaulieu auf dem Schlachtfelde dir gegenüber fändest?“

„So würde ich gegen ihn kämpfen, wie ich es bereits gethan habe.“

„Und wenn er in deine Hände fiele?“

Marceau bedachte sich einen Augenblick, dann sprach er mit festem Tone: „So würde ich ihn dir senden, und du sollst sein Richter seyn."

„Schwörst du dieses?"

„Bei meiner Ehre!"

Robespierre faßte die Feder wieder. „Marceau," sprach er, „du hattest das Glück, dich in allen Gelegenheiten rein und untadelhaft zu bewahren, ich kenne dich schon lange, und habe auch schon lange gewünscht, dich zu sehen. Höre mich jetzt ruhig an, ich verlange hiezu nur fünf Minuten von dir, und gebe dir dafür ein ganzes menschliches Leben, das ist, denk ich, gut bezahlt. Man hat mich bei dir verläumdet, Marceau, und du bist Einer der Wenigen, von denen ich gekannt zu seyn wünschte, denn was kümmert mich die Meinung derjenigen, die ich nicht achte. Höre mich also: Drei Parteien haben wechselweise das Geschick Frankreichs erschüttert, sich in einem Manne concentrirt und so den Auftrag erfüllt, den das Jahrhundert ihnen gab."

„Die constituirende Partei, repräsentirt durch Mirabeau, hat den Thron erschüttert, die legislative, durch Danton zu Fleisch geworden, hat ihn umgerissen; die Aufgabe des Conventes ist ungeheuer, sie muß vollenden im Niederreißen und anfangen im Wiederaufbauen. Ich nähre die erhabene Idee, der Typus dieser Zeit zu werden, wie es Mirabeau und Danton der ihrigen waren. Die Geschichte des französischen Volkes wird dann drei Männer durch drei Zahlen bezeichnen: 91, 92, 93. Wenn mir das höchste Wesen gönnt, mein Werk zu vollenden, so wird mein Name über allen übrigen strahlen, ich werde mehr gethan

haben, als Lykurg für die Griechen, als Numa für die Römer, als Washington in Amerika; denn alle diese hatten nur ein erst gebornes Volk zu befriedigen, ich muß ein altes regeneriren. Falle ich vor der Zeit, so wird ein Blutflecken auf meinem Namen kleben bleiben. Die Revolution wird mit mir fallen und wir beide verläumdet werden. Dies wollte ich dir sagen, Marceau, denn ich wünsche, daß es wenigstens einige Menschen gäbe, die meinen Namen rein in ihrem Herzen behalten, und du bist Einer von diesen Menschen.«

Nun schrieb er seinen Namen unter das Blatt und reichte es Marceau mit den Worten: »Hier hast du Gnade für dein Weib, du kannst damit forteilen, ohne mir auch nur mehr deine Hand dafür zu reichen.« Marceau faßte und drückte sie, er wollte sprechen, allein er hatte nur Thränen, und Robespierre rief ihm zu: »Fort, fort! du hast keinen Augenblick zu verlieren, auf Wiedersehen!«

Marceau stürzte die Stiege hinab, General Dumas wollte eben hinauf steigen! »Hier Blanche's Gnade,« rief er, indem er sich in seine Arme warf. Blanche ist gerettet, ich bin der Glücklichste der Menschen.« — »Wünsche auch mir Glück,« antwortete ihm sein Freund, »auch ich erhielt, was ich gesucht, ich bin zum General-en-chef bei der Armee in den Alpen ernannt, und ich komme so eben hieher, um Robespierre dafür meinen Dank abzustatten.« Beide Freunde umarmten sich, Marceau stürzte auf die Straße, dann auf den Platz des Palais-Egalité, wo ihn sein Wagen erwartete, stieg ein und flog davon.

O wie schwer und wie leicht war ihm sein Herz, welches Glück erwartete ihn, welche Wonne nach so viel Leiden! Seine Einbildung schwelgte in der Zukunft, er sah den Augenblick, wo die Thür von Blanche's Gefängniß sich öffnet und er ihr zuruft: „Blanche! du bist gerettet, frei!“

Indessen bemächtigte sich von Zeit zu Zeit eine unbestimmte Unruhe seiner Seele, dann spornte er die Postillons an, versprach Gold, gab es mit vollen Händen, versprach ihnen noch mehr; die Räder brannten, die Pferde durchflogen die Bahn, und doch dünkte es ihm, als käme er nicht vorwärts, überall standen die Pferde bereit, nirgend ein Aufschub. In wenigen Stunden hatte er Versailles, Chartres, Mons hinter sich; er erblickte schon Angers, als er plötzlich einen fürchterlichen Stoß empfindet, der Wagen stürzt ein, bricht, er wälzt sich blutend hervor, zerhaut mit seinem Säbel die Stränge eines Pferdes, setzt sich auf und legt seinen Weg noch schneller zurück.

Er erreicht Angers, Varades, Ancenis, sein Pferd schäumt vom Schweiß, er kommt nach Saint-Donatien, endlich nach Nantes, nach Nantes! welches seine Seele, sein Leben, sein Alles in sich schließt. Noch wenige Augenblicke und er ist in der Stadt, schon fliegt er durch die Thore, sein Pferd fällt jetzt, aber er ist vor dem Gefängnisse Bouffay's, was schadet's!

„Zwei Karren sind so eben hinaus gefahren,“ sagt ihm der Gefangenwärter, „sie ist auf dem ersten.“ Marceau bahnt sich Weg durch das Volk, welches sich nach dem großen Platze drängt. Er erreicht den letzten der beiden Karren. Einer der Verurtheilten, welche darauf sitzen, erkennt ihn

und ruft ihm zu: „General, eilen Sie! retten Sie Blanche! Ich konnte es nicht und wurde ergriffen. Es lebe der König!“ — Es war Tinguy.

Und Marceau kommt auf den großen Platz, er sieht das Schaffott. — Hoch hebt er sein Papier in die Höhe und schreit: „Gnade! Gnade!“ In diesem Augenblicke zeigt der Henker das blonde Haupt eines jungen Mädchens. Ein Schrei wird unter den Zusehern hörbar, in welchem sich alle menschliche Kraft erschöpft zu haben schien. Es war Blanche's Haupt, und zwischen den Zähnen desselben eine rothe Rose.

Die schöne Jüdin von Willeika.

Novelle.

I.

Eine außerordentliche Unruhe herrschte in dem kleinen Städtchen Willeika in Litthauen. Der dumpfe Donner der Kanonen, der von weitem hallte, verkündigte eine mörderische Schlacht, und der größte Theil der Einwohner, vor ihren Häusern sitzend mit stieren Blicken und düstern Gedanken, erwartete ängstlich den Ausgang des blutigen Drama's, welches ihnen so nahe aufgeführt wurde.

Der Abend war schön und der Himmel rein, nur sah man hie und da in der Richtung gegen das Schlachtfeld Rauchwolken aufsteigen, welche sich erhoben und wieder zerstreuten.

Übrigens wurde die Kanonade immer schwächer und schwächer, und verstummte endlich ganz, und die Stille der Umgegend wurde nur mehr von dem Heulen der Wölfe unterbrochen, die sich über die Beute der Leichname hermachten, welche ihnen das blutige Gemetzel geliefert hatte.

Überzeugt, daß der Feind seinen Rückzug in der Richtung gegen Wilna genommen haben mußte, legte sich der Schrecken der Einwohner. „Es ist vorbei, die größte Gefahr ist vorüber!“

Dies waren die Worte, welche vom Munde zu Munde gingen. Man drückte sich die Hände, man wünschte sich Glück, man umarmte sich. Die Sicherheit gab der Übertreibung Raum, der Verlust der Besiegten wurde vergrößert, die Zahl der Todten und Gefangenen verdreifacht, und bei jeder detaillirten Lüge erscholl ein allgemeines Jauchzen.

Von allen Bewohnern Willeika's ergab sich Keiner der Freude mit solcher Ausgelassenheit als Isak der Jude. Auf seinem hohen eleganten Balkon sitzend, ließ er Niemand an seinem Hause vorübergehen, ohne ihn zu rufen, um ihm die Neuigkeiten zu wiederholen, die er wenige Augenblicke früher schon gehört hatte. Der Schrecken und die Angst, welche ihm die Annäherung der feindlichen Truppen eingejagt hatte, war schon sehr leicht aus seinem einladenden Hause zu erklären. Sein Magazin und sein Keller waren voll von Provisionen aller Art, von Wisky, französischen und ungarischen Weinen, und ausgehungerte Magen und von Beschwerden aller Art ermattete Glieder hätten hier gewiß zuerst zugegriffen.

Isak hätte gerne seinen Überfluß mit ihnen getheilt, aber er verlangte dafür klingenden Lohn, und diese Söhne Adads und Belphegors, wie er sie nannte, hatten noch nie anders bezahlt als mit Säbelhieben und Kolbenstößen, und hieraus läßt sich erklären, warum der Alte einen so tiefen Abscheu gegen Alles, was Waffen trug, nährte.

Man muß gestehen, daß der arme Isak auch wirklich sehr viel durch den unseligen Krieg gelitten hatte. Daher hatten auch Arbeit und Kummer ihn vor der Zeit alt gemacht und seinen Rücken gekrümmt. Unruhe und Schlaflosigkeit

hatten seine Stirne und seine Backen mit tiefen Furchen überzogen und seine Haare und sein Bart waren weiß geworden, aber sein Geist hatte nichts von seiner Kraft und Lebhaftigkeit verloren, und man konnte bemerken, wie sich sein Gesicht, einst so bewegsam, bei der bloßen Idee eines vortheilhaften Handels verjüngte. Die Handelsverbindungen Isak's erstreckten sich bis Petersburg, Moskau und Odessa, Juden und Christen hatten gleiche Achtung für seinen Namen, und selbst der Krieg, wenn er ihn auch durch Durchmärsche, Einquartierungen, Abgaben u. s. w. um manchen schönen Thaler brachte, hatte durch Vorschüsse und Lieferungen, die er übernahm, auch wieder bedeutende Summen in seine Kasse gebracht. Seine Wagen fuhren auf allen Straßen, und ohne seine Liebe für die gute Sache zu vermindern, füllte er doch mit demselben Eifer die Magazine von Minsky und Wilna, von Luerk und Haluga, und seit Anfang des Feldzuges hatte Isak sein Vermögen fast verdoppelt. Ist es daher nicht natürlich, daß der Gedanke an eine feindliche Invasion ihm tödtliche Angst verursachte, und doch war sein Vermögen nicht die einzige Ursache dieser Angst. Eine edlere Leidenschaft als die Habsucht nahm seine Seele ein: väterliche Liebe. Der Kaufmann kam erst nach dem Vater, und Jessika, seine einzige Tochter, seine Freude, sein Trost und Ruhm, war das höchste Ziel aller seiner Wünsche und Gedanken. Zu ihr also lief er jetzt in der Freude seines Herzens, um ihr den Rückzug des Feindes zu verkünden.

Das junge Mädchen saß in einem der dunkelsten Winkel ihres Gemaches, sein schönes Köpfchen war gesenkt und die schwarzen dichten Locken, welche nach Gebrauch der is-

raelitischen Jungfrauen von keinem Bande zusammengehalten wurden, warfen einen düstern Schein über seine sonst heitern Züge. Die Augen voll Seele und Ausdruck, durch lange Wimpern überschattet, hafteten auf dem Perlenhalsbande, welches, von tiefen Seufzern gehoben, auf dem reich gestickten Flor sich bewegte, der die Brust bedeckte, und in tiefes Nachsinnen versunken, spielten die kleinen schöngeformten weißen Finger mit den Schnüren eines sammtenen Überkleides, mit kostbarem sibirischen Pelzwerk verbrämt, welches den anmuthigen Körper umschloß.

„Sei ruhig, meine Tochter,“ redete sie Isak an, „und verscheuche deine Besorgnisse. Der geschlagene Feind wendet sich gegen Wilna, er kommt nicht mehr zurück.“

Die Jungfrau erhob langsam das Köpfchen, ließ aber den trüben Blick sogleich wieder zur Erde sinken.

„Warum ist dein Auge so düster und dein Mund so stumm, mein liebes Kind? Warum seufzest du, und freust dich nicht lieber mit deinem Vater, daß der Herr sein getreues Volk nicht verlassen hat?“

„Diese Unglücklichen, mein Vater, sind sie nicht auch Menschen? Bedenke doch ihre grausame Lage und das fürchterliche Los, welches sie erwartet!“

„Kind, das du bist. Weißt du nicht, daß das Edomiter sind, die das Land verheerten, Kinder der Philister, welche der Herr in seinem Grimme vernichtete, welche das Schwert des Würgengels in einer Nacht zu Tausenden hinmähte? Es ist Pflicht für uns, uns zu freuen und dem Gott der Waffen zu danken. Also geh' mein Kind, bringe mir den Talith, ich will mich in die Synagoge begeben, um diesen

Tag feierlich zu begehen, und Psalmen zu seiner Ehre zu singen.“

Jessika stand auf mit einem tiefen Seufzer, öffnete einen Kasten und nahm daraus eine Art Mäntelchen von weißer Seide mit breiten blauen Fransen geziert. Während dem hatte sich Isak in einem Waschbecken die Hände gereinigt, und sobald er sich mit dem Talith bedeckt hatte, ging er, nachdem er noch einen Blick der Freude und zärtlichen Vaterliebe auf seine Tochter geworfen hatte.

Kaum hatte er das Haus verlassen, als Jessika, das Thor schließend, mit Thränen in den Augen ausrief: „Der Himmel möge sich meiner erbarmen, denn ich bin allein und verlassen.“

II.

Fünf Monate waren seitdem verflossen, und das Land um Wilna war wieder der Kriegsschauplatz geworden. Wichtige Geschäfte hatten eine Reise Isaks veranlaßt, und Hindernisse aller Art ihn mehre Tage in Bres-Litterwsky zurückgehalten. Indess n hatten mehre blutige Auftritte in der Umgegend von Willeika die Fortschritte und Annäherung der französischen Armee in Litthauen bezeichnet. Bei solcher Lage der Dinge ließ der Gedanke an sein theures Kind, welches allein und ohne Schutz zurückgeblieben war, dem armen Juden weder Schlaf noch Ruhe. Er benützte eine Veränderung der Stellung, welche das Gros der feindlichen Armee eingenommen hatte, um seine Rückreise zu beschleunigen, bestieg eine leichte Droschke von drei starken Ukrainerpferden gezogen und wendete sich gegen Willeika. Allein

bald warf das Schicksal Hindernisse in seine Freude, sein Kind bald wieder zu sehen, und erfüllte ihn mit Angst und Schrecken.

Er mußte mehre Straßen fahren, welche noch von Nachzüglern der Armee und von Bagagewagen unsicher gemacht wurden. Nachdem er auf eine lange Reihe von Munitionskarren gestoßen war, und um diese vorbeipassiren zu lassen, zwei Stunden hatte verziehen müssen, sah er sich gezwungen, einen großen Umweg zu machen, noch glücklich, sein eigenes Gespann zu retten, denn schon hatte er bemerkt, wie mehre Nachzügler lüsterne Blicke auf seine kräftigen Ukrainer warfen.

Noch größere Schrecken erwarteten den Juden und seinen Diener Salluh auf jenem Wege, den er eingeschlagen. Ein hitziges Treffen war auf diesen Feldern geliefert worden und die einbrechende Abendröthe machte das Bild noch fürchterlicher, welches sich seinen Blicken darbot. Die Ebene war meistentheils mit ganz beraubten blutigen Leichnamen bedeckt, die einen gräßlichen Kontrast mit der blendenden Weiße des Schnees bildeten. Hie und da stieß noch ein sterbender einen Seufzer aus, oder röchelte in Todeskrämpfen. Isak zitterte vor Grauen.

„Gott Israels!“ murmelte er, „erbarme dich unser,“ und seine Zähne schlugen an einander.

„Herr!“ sprach Salluh, „sind wir hier nicht fast wie im Thale Josaphat? Ezechiel war gewiß nicht minder erschrocken, als wir, da auf seine Stimme die Gebeine sich erhoben — —“

„Still!“ erwiederte Isak aufgebracht, indem ein kalter Schweiß seinen ganzen Körper bedeckte, „Stille!“

Mehre Batterien mußten an dieser Stelle gespielt und eine anhaltende Kanonade des Feindes auf diesen Ort mußte diese Verheerung bewirkt haben. Granaten und Haubitzen hatten den Boden so aufgeworfen, daß die Droschke fast auf jeden Schritt umzustürzen drohte. Die Pferde wurden immer matter. Salluh fand sich endlich gezwungen, abzusteigen, und indem er das Sattelpferd am Zügel faßte, den Weg Schritt für Schritt voraus zu untersuchen. Sie kamen jetzt durch ein kleines Gestrippe, welches von dem Feinde mit dem Bajonette genommen worden war.

Hier verloren Isak und Salluh fast den Muth, ihren Weg weiter fortzusetzen. Sie gingen über Leichname weg und nur mit äußerster Anstrengung konnten die Pferde den Wagen über die angehäuften Kadaver ziehen. Das Blut gerann in ihren Adern und ihre Haare sträubten sich empor.

„Ach, was gäb' ich,“ rief Isak, dem nur so große Gefahr ein für einen Negotianten so disharmonisches Wort, wie das „geben“ entreißen konnte, „was gäb' ich, wenn ich diesen Pfad des Gräuels schon zurückgelegt hätte!“

„Herr!“ erwiederte Salluh, „ich glaube, wir können nicht mehr weit von der Karsma von Krasnoe entfernt seyn, wo die Straßen von Wilna und Willeika sich scheiden. Dort können wir anhalten und unsere Pferde etwas ausruhen lassen. Siehst du das Licht, welches durch die Bäume scheint, irr' ich nicht, so ist dort die Karsma und wir sind längstens in einer halben Stunde dort.“ Isak stimmte seinem Diener bei, und sie lenkten gegen die Herberge ein.

Alle Reisenden, welche diese Straße passirten, kehrten in der Karsma zu Krasnoe, wo sich verschiedene Wege kreuzten, ein, denn das Gebäude war groß und einladend und stand in gutem Rufe. Mehre Nebengebäude, zu Scheuern, Ställen und Remisen dienend, schlossen sich an das Hauptgebäude und bildeten einen großen Hof, welchem sich unsere beiden Söhne Israels langsam und vorsichtig näherten. Schon schlug ein ferner und wüster Lärm an ihr Ohr, der aus dem Erdgeschosse des Haupttraktes zu kommen schien, und auf Gäste schließen ließ, die ihnen nicht angenehm waren. Die Umgebungen der Herberge zeigten ein trauriges Bild. Hie und da Brandstätten und verkohltes Holzwerk, halbverbrannte Garben, Trümmer von Dächern, gebrochenes Geschirr zwischen die Eingeweide von Hausthieren geworfen. Überall Spuren von Erpressungen und Excessen, welche sich der Feind auf seinem Zuge erlaubt hatte.

Isak und Salluh, ihren Weg durch die dunkeln Gebüsche suchend, führten ihren Wagen in eine Remise, wenigstens hundert Schritte von dem Hauptgebäude entfernt, welche vor der allgemeinen Verheerung verschont geblieben war. Während sich Salluh damit beschäftigte, die Pferde auszuspannen, begab sich Isak nicht ohne große Vorsicht auf Untersuchung des Terrains. Er schlich sich längs der Mauer hin, und schon befand er sich an der letzten Ecke des Hauptgebäudes, als er über einen Körper stolperte und mit einem lauten unwillkürlichen Schrei zu Boden fiel. Seine Hände tappten auf die Mähne eines Pferdes, und diese Entdeckung hatte seinen Schrecken kaum etwas gemil-

dert, als eine nervigte Faust ihn bei der Gurgel faßte, und eine rauhe Stimme schrie: „Wer da!"

„Ein Jude, ein armer miserabler Jude," stotterte Isak, dessen Hals zusammengeschnürt war, wie in einem Schraubstock.

„Ein Spion vielleicht?" erwiederte die Stimme und die Faust drückte stärker.

„O Gnade, Barmherzigkeit für einen armen jüdischen Krämer, gnädigster Herr!"

„Schrei nicht und vorwärts marsch, Elender!" Mit diesen Worten erhielt er Stöße vorwärts einen nach dem andern bis zur Hausthürschwelle. Im Innern, welch ein gräßlicher Spektakel! Tische und Bänke, Geschirre und Gläser waren zerbrochen, Fässer, aus dem Keller heraufgeholt, waren eingestoßen, der Wein rann auf dem Fußboden herum und verbreitete einen zugleich geistigen und ekelhaften Geruch. Hausgeräthe, Federbetten, Wäsche, alles lag unter einander in dieser Weinpfütze und dabei dröhnten die Wände von dem fürchterlichsten Lärmen. Eine Menge von Nachzüglern, Führern der Bagage und andern Leuten dieser Art hatte sich um die Tische gelagert. Die Beute des letzten Gefechtes, Uniformen, goldene Uhren, Kreuze und anderes Geschmeide wurden gekauft oder vertauscht, und jeder geschlossene Handel mit einer vollen Kanne besiegelt, welche von Hand zu Hand und von Mund zu Mund ging. Wüster Lärm verschiedener Zungen und Sprachen, Flüche, Gesang, Streit, Jubelruf, Alles schallte in gräßlicher Disharmonie durch einander. Bei dem Anblicke dieser aufgewichsten Schnurbärte, dieser von Tabaksdampf und Branntwein gerötheten Gesich-

ter, dieser bunten Uniformen, und vor Allem dieser drohenden Waffen fühlte Isak den letzten Rest seines Muthes sinken, denn er sah wohl ein, daß er es mit den unmenschlichsten und raubgierigsten Hefen der Armee zu thun habe.

„Da bring' ich euch einen Spion," schrie sein Führer, indem er Isak zur Thüre hinein stieß. „Zum Galgen! zum Galgen mit ihm!" war die fürchterliche Antwort, welche Isak vernahm.

„Jude! du sollst auf dem höchsten Gipfel eines Baumes tanzen!" schrie eine rauhe starke Stimme unter einem Tische hervor, „aber wir wollen dir noch die Gunst angedeihen lassen, dein Testament zu machen unter der Bedingung, daß du uns zu Universalerben einsetzest."

„Ein schallendes Gelächter unterbrach den Redner. „Bravo, bravissimo!" lallte die ganze Versammlung.

„Barmherzigkeit, meine guten gnädigen Herren! ich bin unschuldig," schrie der Jude.

„Spare dir alle Worte," rief sein Führer, „und heraus mit dem Gelde!"

Neues Hurrah begleitete diese Worte.

„Nun wird's?" fuhr Jener fort, „alter Geizhals? wo sind deine Dukaten?"

„Dukaten? Dukaten?" jammerte Isak, indem sich seine Hände unwillkürlich auf seinen Gürtel drückten, „wo soll ich armer Jude zu Dukaten kommen?"

„Nun, so gib her, was du hast," rief ein Anderer. „Wir sind eben nicht häklig, wir nehmen auch Silberthaler und Rubel."

„Ich besitze kaum etwas weniges Kupfermünze," erwiederte der Israelit.

„Mache das Andern weiß, pfiffiger Jude," versetzte der Spaßmacher der Versammlung, „ich bin auserwählt, der Exekutor deines letzten Willens zu seyn, also bestimme geschwinde, was du Jedem dieser Herren hinterlassen willst."

„Ich nehme seinen Hut," rief ein Chasseur, „denn mein Tschako ist verbrannt."

„Und ich seine Schuhe, die meinigen sind gut genug für einen, der mit dem Fuß nicht mehr auf die Erde kommt."

Isaks Angst war auf den höchsten Grad gestiegen, er warf sich auf seine Knie und rief heulend: „Haben Sie Barmherzigkeit mit mir, meine Herren, ich will ja geben gerne Alles, was ich besitze, aber lassen Sie mir nur das Leben!"

„Was macht ihr denn so grausamen Spaß mit dem armen Teufel?" sprach endlich ein Mann von besserem Ansehen, ein Feldwebel, welcher während der ganzen Scene den Juden mit prüfenden Blicken beobachtet und keine seiner Bewegungen aus dem Auge verloren hatte, „erröthet ihr denn nicht darüber, ihm die wenigen Lumpen, die er auf dem Leibe und in seinem Bündel trägt, zu nehmen. Allons! lauf Jude!" und mit diesen Worten öffnete er die Thüre und stieß Isak zur selben hinaus. Dieser lief mit Blitzesschnelle, aber der Feldwebel, sich alsbald zu einem seiner Leute wendend, zischelte diesem ins Ohr: „Folge ihm Balafré und laß ihn nicht aus den Augen."

Dieses anmaßende Benehmen bewirkte bei der Versammlung ein mißfälliges Murren, welches übrigens nicht zum Ausbruche kam, da die Unzufriedenen die Schwächeren waren. Tausend Schritte von der Herberge entfernt kampirte ein Reiterdetachement, welches den Worten ihres Feldwebels allenfalls den gehörigen Nachdruck hätte geben können, dieser runzelte die Stirne und Alles schwieg.

Dann erwartete der Feldwebel, indem er ruhig im Gemache auf und nieder schritt, Balafré's Rückkehr. Als er erschien, führte er ihn in den dunkelsten Winkel der Herberge, wo auf einem Bunde Stroh in seinen Mantel gehüllt ein schwer Verwundeter lag, der entweder schon ausgelitten hatte, oder bald zu enden schien und sich gewiß um das nicht bekümmerte, was um ihn vorging.

„Nun, was bringst du?“ fragte er.

„Es sind ihrer zwei,“ antwortete Balafré, „sie haben einen Wagen draußen in der Remise stehen, und wollen, so viel ich vernommen, nach Willeika reisen.“

„Sie dürfen uns nicht entkommen,“ versetzte der Feldwebel. „Der alte Spitzbube hat viel Geld bei sich, ich sah es aus seiner Unruhe, und aus seinem unwillkürlichen Greifen nach seinem Gürtel.“

„Aber warum habt ihr ihn denn entwischen lassen? fragte Balafré.

„Glaubst du, daß ich mit der Kanaille dort theilen will?“ versetzte der Andere leiser. „Ach! solch ein Narr bin ich nicht. Gib Sobolsky ein Zeichen, daß er dir folge und nimm auch den Neapolitaner mit dir, wenn du willst. Ihr drei seid hinlänglich. Erwartet mich am Eingange des Waldes.“

Balafré ging mit den beiden Andern und der Feldwebel folgte ihnen gleich darauf.

Dann erhob sich der Verwundete von seinem elenden Lager und verschwand bei dem Tumulte ebenfalls aus dem Gemache, ohne daß man ihn bemerkte.

III.

Während Salluh sich sputete, die Rosse anzuspannen, saß Isak auf der Thürschwelle der Remise und sandte Gebete um seine glückliche Errettung zum Himmel: „Moses und Abraham!“ murmelte er zwischen den Zähnen, „steht mir bei, streckt euern mächtigen Arm über mich aus, schlagt diese Moabiten mit Blindheit oder verwandelt sie in Stein.“ Er hatte diese Worte noch nicht geendet, als er sich sanft berührt fühlte. Nur mit Mühe einen Schrei des Schreckens zurückhaltend, sah er an seiner Seite einen Mann in einem weißen Mantel gehüllt.

„Sei auf deiner Hut,“ redete ihn dieser an, „Räuber erwarten dich beim Walde, du bist verloren, wenn du von hier gehst.“

„Barmherzigkeit!“ schrie Isak in Verzweiflung, „bin ich denn nicht auch verloren, wenn ich hier bleibe? Wenn mich die Verruchten, die in der Herberge sind, entdecken, werden sie nicht ihren grausamen Plan vollführen und mich aufhängen? O! wer Sie auch immer seyn mögen, Herr! haben Sie Mitleid mit mir, helfen Sie mir, retten Sie mich, der gerechte Gott Israels wird es Ihnen vergelten.“ Und dabei hoben sich seine Arme zum Himmel und umfaßten dann die Knie des Fremden.

Nachdem dieser einen Augenblick gezögert hatte, wandte er sich rasch zu Isak und sprach: „Es sei! Geh' leise hier längs der Mauer hin. An der linken Ecke der Herberge wirst du ein gesatteltes Roß finden, ziehe vorsichtig die geladenen Pistolen aus der Halfter und bringe sie mir hieher."

Isak, der vor Furcht sich den Gebrauch nicht erklären konnte, welchen der Unbekannte von den Pistolen machen wollte, empfand bei diesen Worten einen jener grausamen Zweifel, welche noch fürchterlicher sind, als die schreckliche Gewißheit, indessen gehorchte er, denn die Hoffnung verläßt den Unglücklichen nie.

Salluh zog mit Hilfe des Fremden mit möglichster Stille den Wagen auf die Landstraße. Der dichte Schnee, welcher die Gegend bedeckte, half dazu. Kein Echo erwachte in der dunkeln Nacht, welche sie umgab.

So bald sein Herr mit den Pistolen zurückgekommen war, bestieg Salluh den Bock des Wagens, auf welchem der Fremde neben Isak Platz genommen hatte, und sie fuhren so schnell davon, als es Finsterniß und der schlechte Weg gestatteten.

Der Lärm aus der Herberge verscholl nach und nach. Unser Jude fing schon an ruhiger zu werden, als plötzlich beim Eingange eines Waldes mehre Menschen hervorsprangen, den Rossen in die Zügel fielen und der Schreckensruf erschallte: „Geld oder Leben!"

Salluh, starr vor Angst, hielt an; Isak, wie vom Blitze getroffen, sank von dem Sitze in den Wagen hinab, nur der Fremde stand unerschrocken auf, spannte seine Pistolen und rief demjenigen, der dem Wagen zunächst stand,

zu: „Zurück, wenn dir das deinige lieb ist!“ Der Räuber zog den Säbel, indessen gab der Unbekannte Feuer und Sokolsky stürzte in seinem Blute nieder. Die Pferde, durch den Knall scheu gemacht, stießen Alles auf die Seite, was ihnen im Wege stand und liefen pfeilschnell davon.

Erst als zwischen ihm und der Gefahr eine große Entfernung zurückgelegt war, kroch Isak aus seinem Verstecke hervor. Er erschöpfte sich in Danksagungen und Fragen, welche alle ohne Antwort blieben. Irre gemacht durch dieses hartnäckige Schweigen, sprach auch er weiter nichts mehr, um das Nachdenken oder den Schlummer des sonderbaren Gesellschafters nicht zu unterbrechen, den ihm der Zufall gegeben hatte.

Der Tag fing zu grauen an, als sie das Ende des Waldes erreichten. Willeika lag in nicht weiter Entfernung vor ihuen. Da näherte sich Isak seinem immer unbeweglichen Reisegesellschafter aufs Neue, um ihn aufmerksamer zu betrachten.

Der weiße Mantel, der über seinen Schultern gehangen, war hinabgefallen und ließ auf jenen ein Paar goldener Epaulette erblicken. Das Ehrenkreuz zierte seine Brust. Diese Zeichen ließen keinen Zweifel über Stand und Rang des braven jungen Mannes. Farbe und andere Ausschmückungen seiner Uniform zeigten übrigens, daß er zu einem der polnischen Lanzierregimenter gehörte, die in der letzten Schlacht viel gelitten hatten.

Der Fremde trug den linken Arm in einer Binde und schien auch am Kopfe verwundet zu seyn, um welchen er sein Sacktuch gebunden hatte. Bei den ersten Sonnenstrah-

len gewahrte Isak auch Blutstropfen, welche den Verband durchdrungen und den weißen Mantel gefärbt hatten. Zugleich erkannte er mit großem Schrecken aus seiner todtähnlichen Gesichtsblässe und aus seinen entfärbten Lippen, daß er in Ohnmacht lag.

„Erbarmen! Barmherzigkeit!“ schrie Isak. „Der Mann ist schon todt oder stirbt auf dem Wege. Salluh, laß die Pferde rennen, was möglich, schone sie nicht. Vielleicht wird es möglich ihn zu retten.“

In wenigen Minuten standen die schnaufenden Pferde, mit Schaum bedeckt, am Hause Isaks stille.

IV.

Bei dem Rollen eines Wagens stürzte Jessika, welche die Bangigkeit wach gehalten hatte, aus dem Zimmer zum Thore, bereit, sich an den Busen ihres geliebten Vaters zu werfen, und erstaunte nicht wenig, in seinen Armen einen blutenden Fremden zu erblicken.

„Lauf, Jessika, mein Kind,“ rief ihr Isak entgegen, „lauf und laß Elisama den Wundarzt rufen, aber nur geschwind, geschwind.“

Das Mädchen warf eilig einen Blick des Mitleids auf den Verwundeten und sprang dann ins Haus, um sogleich nach dem Wundarzt zu senden. Hierauf kam sie wieder mit Wäsche und Salben zu dem Verwundeten zurück. Der arme Jüngling wurde mit der größten Sorgfalt auf ein Bett gelegt, neben welchem Isak der Jude seufzend die Hände rang. „Barmherzigkeit!“ rief er, „ich bin ein verlornes Menschenkind. Er ist todt, und die Nazarener werden sagen, ich

habe ihn ermordet, obwohl ich gerne mein eigenes Leben hingäbe, um ihm das seinige zu erhalten.“

Indessen hatte Jessika sich auf das blasse Antlitz des Jünglings hingebeugt und ihr Ohr horchte auf die kaum bemerkbaren Pulsschläge. „Er lebt!“ rief sie, „sein Herz schlägt! und schnell einer Dienerin die Vase entreißend, welche den Sabalbalsam einschloß, ließ sie einige Tropfen davon auf die Schläfe und die halbgeöffneten Lippen des Fremden fallen. Ihr banger Blick ruhte auf seinen Augen, und ein unwillkürlicher Freudenschrei entschlüpfte ihr, als diese sich matt öffneten und ein schwacher Strahl auf die ihrigen fiel. Armes Mädchen! so schwach er war, er drang doch in dein Herz.

Das Blut des Mädchens trat vor Angst aus ihren Wangen zurück, als der Wundarzt die tiefe Wunde untersuchte, welche ein Säbelhieb auf die Stirne des Jünglings gezeichnet hatte. Der Schmerz, den ihm diese Operation verursachte, erweckte ihn zum zweiten Male und röthete augenblicklich die bleichen Wangen. Seine Blicke hafteten mit wehmüthigem Ausdrucke auf Jessika. Ein unbekannter Schauer durchzitterte die Glieder der jungen Israelitin, und Thränen netzten ihr schönes Angesicht.

„Der Gott Abrahams sei gelobt!“ sprach endlich Elisama, der Wundarzt, „die Wunde ist nicht tödtlich, der viele Blutverlust und die späte Hilfe machen sie zwar gefährlich, aber verdoppelte Sorge und Pflege werden mit Gottes Beistand diese Gefahr verscheuchen.“ — Diese tröstenden Worte gaben Jessika das Bewußtsein wieder und freudig rief sie aus: „Diese sorgsame Pflege soll ihm nicht

fehlen!“ Und von diesem Augenblicke an verließ sie das Lager des Kranken nicht mehr. „Armer Jüngling,“ sprach sie zu sich selbst, „ich danke ihm das Leben meines Vaters,“ und ihre Augen auf dem blassen aber edlen Gesichte des Kranken haftend, füllten sich mit Thränen der Dankbarkeit. Der Dankbarkeit? O nein, es war mehr als Dankbarkeit. Dieß Entzücken, welches sich in ihren reizenden Zügen malte, als der Wundarzt erklärte, daß die Gefahr vorüber sei, ja dieß Entzücken war mehr als Dankbarkeit.

„Wo bin ich?“ rief der junge Mann, als er zum ersten Male nach einem langen und tiefen Schlafe die Augen öffnete und die anmuthsvolle Gestalt Jessika's an seiner Seite erblickte.

„In Willeika,“ antwortete diese mit ängstlicher Freude, indem sie die ersten Worte aus dem Munde ihres Pfleglings vernahm, „in Willeika, im Hause meines Vaters.“

„Deines Vaters?“ versetzte der Fremde, indem er sein Gedächtniß zu Rathe zog, „deines Vaters? wer ist dein Vater? wer bist du selbst, liebenswürdiges Wesen?“

„Ich heiße Jessika und bin die Tochter Isaks Nikolajew, des Juden von Willeika.“

Der Blick des Fremden trübte sich. „Und warum bin ich hier?“ fragte er weiter. „Warum nicht im Hospitale von Willeika? bin ich nicht bei Nowogorodeck verwundet worden?“

Die schöne Jüdin bat ihn mit sanfter Stimme sich zu beruhigen. Dann erzählte sie ihm, durch welche Reihe von

Begebenheiten er sich in ihrem Hause befinde, und ihr Ton wurde heftiger, ihre Augen glänzten, als sie auf die großmüthige Hilfe zu sprechen kam, die er ihrem Vater leistete.

„Haben wenigstens meine Kameraden Nachricht von mir erhalten?“ fragte der Offizier mit sanfterem Tone.

„Wir wußten ja Euern Namen nicht.“

„Warum habt ihr mich nicht nach Wilna transportiren lassen?“

„Euer Zustand, Herr, erlaubte es nicht, und durften wir das Leben unsers Retters der Gefahr aussetzen?“ und mit diesen Worten küßte das Mädchen verwirrt die auf der Decke liegende Hand des Jünglings. Beide blieben einen Augenblick schweigend und nachdenkend, dann hob der Jüngling, so viel er konnte, das schöne Lockenhaupt empor und sprach: „Dank! tausend Dank für deine Sorgfalt, schönes Kind, aber kann ich deinen Vater nicht sehen?“

„O ja,“ erwiederte sie und lief Isak zu holen. Als dieser erschien, sprach ihn der Fremde also an: „Alter, ich danke dir für deine Gastfreundschaft, aber ich kann nicht eher Ruhe gewinnen, bis mein Regiment Nachricht von mir erhalten hat. Sei so gütig und sende an meinen Oberst in Wilna Botschaft, daß der Kapitän Losinsky in deinem Hause krank liegt.“

Der Jude versprach es alsogleich zu thun, und Losinsky wurde wirklich ruhiger und überließ sich ohne fernere Ungeduld der treuen Pflege der lieblichen Jessika, er drückte ihr seine Dankbarkeit oft durch einen herzlichen Händedruck aus, der dem Mädchen das Blut in die Wangen trieb.

Losinsky konnte bald das Bett verlassen und im Garten spazieren gehen. Auf Jessika's Arm gestützt wandelte er in den schattigen Alleen herum, und so vergingen Beiden unter traulichen Gesprächen oft Stunden wie Augenblicke. Die junge Israelitin hörte aufmerksam und staunend, zugleich auch mit einer Art stolzer Freude die Erzählung der Begebenheiten seines militärischen Lebens an. Ihre Einbildungskraft folgte ihm in die Schlacht, überschritt mit ihm Defiléen und Flüsse, hatte Freudengeschrei für seine Siege und Thränen für seine Unglücksfälle. Die herzliche Zuneigung des Jünglings zu dem Mädchen wuchs noch durch die Achtung, welche sie ihm einflößte.

„Jessika," sagte er eines Tages zu ihr, indem er die dichten Locken aus ihrer schönen Stirne strich, „du sollst gar nicht glauben, wie sehr du einer meiner Verwandten ähnlich siehst. Diese erstaunenswerthe Ähnlichkeit ist mir um so angenehmer, als sie meinem Herzen immer ein eben so gutes und schönes Mädchen zurückruft, als du bist." Das Herz der Jüdin bebte vor Freude über diese Worte, aber fast in demselben Augenblick ritzte ein Dorn der Eifersucht ihr Herz.

„Wie nennt sich diese Verwandte, der ich ähnlich sehe?" fragte sie.

„Malvina."

„Malvina? ein schöner Name! Sie ist vermuthlich eben so schön als ihr Name?" fuhr sie mit sichtbarer Verlegenheit fort.

„Versteht sich," erwiederte Losinsky, „sie muß es ja seyn, da sie auch hierin dir gleicht."

Das Gesicht Jessika's überzog sich mit Purpur. „Ach, was gäb' ich, sie zu sehen!“ rief sie mit wachsender Verwirrung.

„Ich kann dir dieses Vergnügen leicht verschaffen,“ antwortete Losinsky, indem er aus seinem Busen ein goldenes Etui zog, welches an einer Haarkette hing. „Sieh,“ sagte er, indem er ihr ein Miniaturportrait vor die Augen hielt, „das ist Malvina.“

„Ach, wie schön sie ist!“ rief Jessika, erblassend, „Sie schmeicheln mir, ich kann mit ihr nicht verglichen werden.“ — Sie ließ das Köpfchen sinken und war den Rest des Tages still und nachdenkend.

Losinsky's Genesung machte indessen schnelle Fortschritte. Eines Abends, als er länger als gewöhnlich im Garten geblieben war, suchte ihn Jessika, fürchtend, die kühle Nachtluft möchte ihm schaden, daselbst auf. Sie trat schüchtern in eine Laube und sah den jungen Offizier auf einer Rasenbank liegen, in seiner Hand das Portrait Malvina's haltend. Seine Blicke hafteten mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke des Glückes und der Liebe darauf, und endlich drückte er auch seine Lippen mit einer Glut auf das Bild, welche das Herz des armen Mädchens zerriß. Ein tiefer Seufzer verrieth ihre Gegenwart.

„Du hier, Jessika?“ sagte Losinsky sich umwendend, „was führt dich noch so spät hieher?“

„Der Abend ist feucht und kühl,“ antwortete sie mit bewegter Stimme, „und ich fürchtete, Sie würden Ihrer Gesundheit schaden, wenn Sie länger hier blieben.“

„Das ist auch mitunter deine Schuld,“ erwiederte Losinsky, „du vernachlässigst mich seit einiger Zeit, und wenn ich allein bin, und ins Nachdenken verfalle, vergeß' ich mich so leicht.“

„Aber Sie waren ja nicht allein,“ versetzte das Mädchen mit einem Tone, der beinahe einem Vorwurfe glich.

„Du hast Recht, liebe Freundin; Malvina und du leisteten mir Gesellschaft.“

„Malvina, ach, das glaub' ich wohl. Sie muß Ihnen sehr theuer seyn. Sie ist vermuthlich eine sehr nahe Verwandte?“

„Nicht gar so nahe,“ antwortete Losinsky, „sie ist eine Mündel meines Vaters, wir wurden, wie Bruder und Schwester, mit einander erzogen.“

„Also,“ sagte Jessika nach einer kurzen Pause, „lieben Sie Malvina auch wie eine Schwester?“

„Und wie eine Braut,“ fügte Losinsky ruhig hinzu.

Bei diesen Worten zitterte das Mädchen an allen Gliedern und stieß einen Schrei aus.

„Was ist dir denn, liebe Jessika?“ fragte Losinsky erschrocken, „du wirst ja ganz blaß und zitterst.“

„Die Kühle hat mich plötzlich mächtig ergriffen,“ antwortete das Mädchen unter Thränen, „der Wind ist so rauh, lassen Sie uns doch in's Haus gehen.“

„Armes Kind, warum hast du dies nicht früher gesagt? Ich würde es mir nie verzeihen, wenn du meinetwegen krank würdest.“

Losinsky, die schlanke Gestalt des Mädchens um-

fassend, begleitete sie in's Haus und verdoppelte seine Schritte, um dieses schneller zu erreichen.

An der Schwelle dankte ihm Jessika, lief in ihr Zimmer und warf sich schluchzend auf einen Stuhl. Sie fing an zu begreifen, die Unglückliche, daß sie ihn liebte, ihn, den Rang, Religion und Herzensneigung auf ewig von ihr zu trennen schienen.

V.

Am andern Morgen bemerkte Losinsky, zu sehr in seine eigenen Gedanken vertieft, um die Veränderung in Jessika's ganzem Wesen zu gewahren, die düstre Wolke nicht, welche ihre Stirne bedeckte. Schweigend und traurig gingen für sie mehre Tage dahin, bis sie einmal den Muth faßte, sich ihm zu nähern.

»Sie sind vermuthlich krank,« sprach sie, »Herr Kapitän? die Kühle jenes Abends hat Ihnen geschadet. Sie leiden noch immer an Ihrer Wunde.«

»Nein, nein, liebes Kind,« antwortete Losinsky, ihr freundlich die Hand reichend, »ich befinde mich jetzt wohl, recht wohl, und eben das ist die Ursache meines Trübsinnes denn es verdrießt mich die Zeit hier müßig hinzubringen, während die Armee vorwärts schreitet und meine Kameraden Ruhm und Ehre einernten.«

Und er seufzte tief.

Das Mädchen seufzte auch. Nach einer Pause aber nahm sie also das Wort: »Herr Kapitän, wenn Sie in Nowogorodeck geblieben wären, so würde Ihr Leichnam dort unter den andern eingescharrt worden seyn. Eine einzige Per-

son hätte sie beweint, wollen Sie denn nun derselben Person durch Ihre Ungeduld neue Leiden bereiten? denn gewiß, Sie sind doch noch zu schwach, um die Fatiquen im Felde zu ertragen.«

»Jessika, die Freundin, von der du sprichst, würde meinen Tod meiner Schande vorziehen, und es ist eine Schmach für einen Soldaten, nicht mit zu kämpfen, wenn seine Brüder kämpfen. Wenn du mich liebtest, Kind, wie Malvina, würdest du auch denken wie sie.«

Eine Thräne rollte über die Wangen des jungen Mädchens herab. »Schande oder Tod,« rief sie, »beide würden mich tödten.«

»Liebenswürdiges Kind! Ach, warum bleiben so viele Reize und edle Eigenschaften in Willeika verborgen? Ein Engel wie du, ist nicht dazu geschaffen die Beute eines Krämers zu werden, der dich weder zu begreifen, noch zu würdigen versteht.« Und ihren schlanken Leib umfassend, heftete der junge Offizier zärtliche und bewundernde Blicke auf das so anmuthige und ausdrucksvolle Gesicht.

»Herr Kapitän,« sprach das junge Mädchen, sich ihm sanft entwindend, »wer mit dem Schicksal nicht zufrieden ist, welches ihm Gott bereitet hat, ist unklug;« und nach einer Pause fuhr sie fort: »Also der Aufenthalt in unserm Hause verursacht Ihnen Betrübniß?«

»Nein, Jessika, allein die Pflicht gebietet mir, es zu verlassen. Hätte ich das Geld, worauf ich hoffte, erhalten, so würde ich schon nicht mehr hier seyn, allein ohne Hilfsmittel —«

„Ist es nur das, Herr Kapitän? O! warum sprachen Sie nicht früher? Sie, der Retter meines Vaters, ohne Geld, ohne Pferd? O warten Sie, warten Sie nur einen Augenblick,“ und wie ein Reh hüpfte sie davon in das Gemach ihres Vaters.

Der alte Isak, die Brille auf der Nase, wog mit bedachtsamer Genauigkeit Goldstücke, welche er dann in ein kleines Kästchen fallen ließ, das er eben jetzt in eine eiserne Truhe zu schließen im Begriff war.

„Halt ein, mein Vater!“ rief Jessika, deren Eintritt den Alten nicht im mindesten zerstreut hatte, „halt ein, dies Gold darf nicht mehr in deine Kasse zurückkommen.“

„Wo denkst du hin, liebes Kind?“ fragte erstaunt der Alte, indem er in den Augen seiner Tochter zu lesen suchte, ob sie auch bei vollem Verstande sei. „Glaubst du etwa das Gold sei falsch? Nein, nein, ich habe es gewogen, und du weißt, ich verstehe mich darauf.“

„Nicht so, mein Vater! aber dies Gold mußt du dem Kapitän geben.“

Bei diesen Worten verzog sich das Gesicht des Juden zu einer lächelnd-weinerlichen Grimasse, das Wort geben schnürte ihm die Gurgel zusammen und ließ ihn einige Augenblicke nicht zur Sprache kommen: „Geben? mein Gold geben?“ schrie er endlich.

„Ja, mein Vater, du mußt es geben, deinem Lebensretter geben,“ und die Wangen der jungen Jüdin, so wie ihre Augen strahlten von edlem Feuer, und sie erzählte ihrem Vater Alles.

Verschiedene Empfindungen kämpften in der Seele Isaks des Juden, Isaks des Kaufmanns. Er liebte Losinsky, aber er liebte auch sein Geld; das Geld war sein Gott.

„Aber Losinsky,“ sagte er, „kann uns ja noch nicht verlassen, meine Tochter. Er ist ja kaum noch von seiner Wunde genesen. Er würde sich tödten; und weßwegen? Wegen der Ehre! Schöner Grund!“

„Aber er will es so, lieber Vater, und wir können und dürfen ihn nicht zurückhalten. Wollen wir ihn ohne Hilfe auf die Straße senden?“

„Nein — beim Himmel! nein, Jessika. Kann ich vergessen die Hilfe, die mir der edle Jüngling in den Stunden der Gefahr geleistet hat?“

Die Dankbarkeit hatte die Oberhand in dem Herzen des Alten gewonnen. „Trag's ihm hin, dies Gold, mein Kind, alle diese Dukaten sind vollwichtig. Ich will ihm auch einen Brief an Mardoche in Wilna geben, der ihn mit Pferden und Waffen versehen wird. Salluh soll ihn bis dahin führen. Der Gott Zions,“ setzte er hinzu, indem er eine Thräne im Auge zerdrückte, „möge ihn beschützen, und einen Engel an seine Seite stellen, denn er ist ein braver junger Mann.“

Möge es so geschehen, dachte Jessika, und eilte zu Losinsky, dessen Freude ihr das Herz zerriß.

Der Gedanke, für Losinsky's Glück zu arbeiten, gab ihr sogar die Kraft, die Vorkehrungen zu seiner Abreise selbst so viel möglich zu beschleunigen. Auch steckte sie

heimlich in seinen Mantelsack eine zweite Rolle Gold, ein Geschenk ihrer sterbenden Mutter.

Während Losinsky seinem tief betrübten Wirthe das letzte Lebewohl sagte, sank die arme Jessika in einem entfernten Winkel des Gartens auf ihre Knie, faltete die Hände, hob die thränenschweren Augen gegen Himmel, und betete also:

„O du! der du gebrochene Herzen heilen kannst, habe Mitleid mit der armen Jessika!“

VI.

Viele Wochen waren vergangen, die französische Armee war in Moskau eingerückt, aber von Losinsky war keine Nachricht gekommen. „Er ist wohl todt,“ sagte Isak, „denn sonst hätte er mir gewiß schon geschrieben, und mein Geld zurückgesandt.“

Todt? dachte Jessika, die am Fenster saß, und den wolkigen Herbsthimmel anstarrte, todt? o! für mich ist er es nicht. Und würde ich mich mehr seiner freuen können, wenn er noch lebte?

Die Ankunft eines Mannes in Reisekleidern unterbrach die Betrachtungen des Vaters und der Tochter. Es war Mardoche aus Wilna.

„Bruder!“ sprach dieser mit triumphirender Stimme zu Isak, „ich bringe dir einen Brief von dem Nazarener sammt dem Gelde, das du ihm vorgestreckt hast.“

„Ach der würdige Mann! hab' ich's nicht gesagt, daß er mich bezahlt, wenn er noch lebt?“ schrie Isak, und

streckte die Hand mit unverholener Freude nach dem Säckchen mit dem Golde aus.

Jessika ergriff den Brief, und las — und las wieder die Versicherungen von Losinsky's Freundschaft und Dank für sie und ihren Vater.

„Was ist das?“ schrie der Alte plötzlich, indem er die Goldstücke gezählt, und wieder gezählt hatte, „da sind ja 100 Dukaten mehr, als ich ihm geliehen habe. Gottes Barmherzigkeit! Hält er mich für einen Wucherer?“

Jessika war verlegen. „Nicht doch, mein Vater,“ sagte sie, „er hat diese Summe wohl als eine Entschädigung für seinen Aufenthalt bei uns beigefügt.“ Und die Stirne Jessika's überzog sich mit einer lebhaften Röthe.

„Soll ich verdammt seyn,“ schrie Isak, „wenn ich auch nur einen Heller für den geringen Dienst annehme, den ich ihm erwiesen habe!“

„Aber,“ sagte Mardoche, „wenn dir der stolze Nazarener nun einmal Alles bezahlen will, warum willst du es nicht annehmen?“ Isak hatte indessen die neuen Goldstücke mit gierigen Augen betrachtet, und sein Zorn schien sich nach und nach zu legen. „Mardoche,“ sagte er, „nicht wahr, das ist ein wackerer junger Mann? Sieh nur einmal die Dukaten an, ganz neu, und wie scharf gerändert.“

Jessika, augenblicklich durch den Brief Losinsky's aufgeregt und erfreut, war bald wieder in ihren gewöhnlichen Trübsinn zurückgefallen, und die Neuigkeit von dem Unsterne in Moskau vermehrte noch ihre Ängstlichkeit und ihren Schmerz.

„Meine Tochter!" sprach eines Morgens Isak zu Jessika, „es ist um die Franzosen geschehen, Gott hat sie vernichtet, die guten und die bösen, sie fallen zu Tausenden bei Tage, zu Tausenden bei Nacht, der Herr sei gelobt!" In seinem Enthusiasmus bemerkte der alte Jude nicht die Todesblässe seiner Tochter. Bald erhielt man von den Scenen der Noth der fliehenden französischen Armee, die man so gräßlich gemalt hatte, die traurige Gewißheit, und Jessika's Seelenangst stieg dadurch immer mehr. Schon fanden sich Flüchtlinge von allen Seiten in der Stadt ein, die sich kaum mit Lumpen bedeckt, mit hohlen Augen, blassen, eingefallenen Wangen und zerstreuten Haaren, mühsam an einem Stabe daher schleppten und noch in den Straßen vor Hunger, Mattigkeit und Kälte starben, bevor sie eine mitleidige Seele bei sich aufnahm. Die Stille der Nacht wurde jeden Augenblick durch ihr Gewimmer gestört. Die Sterblichkeit war so groß, daß der Friedhof von Willeika kaum alle Opfer fassen konnte.

Das Blut erstarrte in Jessika's Adern bei der Erzählung und dem Anblicke all dieses Unglückes. Ganze Tage brachte sie in dem Gemache, welches Losinsky bewohnt hatte, in süßen Gedanken an ihn, und zugleich in der fürchterlichsten Unruhe um sein Schicksal zu. Zuweilen überließ sie sich der süßen Hoffnung seiner Zurückkunft, dann aber verfolgte ihre Einbildungskraft die schrecklichsten Kriegsscenen. Losinsky erschien ihr mit Wunden bedeckt, verlassen auf dem Schnee liegend, den sein Blut röthete, und sein theures Leben aushauchend.

So vergingen Tage und Wochen dem armen Kinde unter den schmerzlichsten Gefühlen. Die Trümmer der französischen Armee zogen von der Berezina her und eine feindliche Division marschirte ihnen entgegen, um ihnen die Passage abzuschneiden und sie ganz zu vernichten. Bei Borisow entspann sich das blutige Gefecht, welches ohngeachtet des glänzenden Muthes der Franzosen, sich doch so unglücklich für sie endigte, daß noch an demselben Abend die Bewohner von Willeika dem Himmel für die gänzliche Befreiung von diesen gefürchteten Gästen dankten.

Aber bald darauf stürzte Isak athemlos in das Gemach, wo Jessika saß, der Talith flatterte um seine Schultern, sein Gesicht war blaß, und kalter Schweiß rieselte über sein von Schrecken entstelltes Angesicht: „Sie kommen!“ schrie er, „sie sind schon da.“

„Wer, mein Vater?“

„Wer? Die Franzosen! Sie steigen schon über den Gaing herab, ihre Avant-Garde ist schon an den Thoren unserer Stadt. — Hörst du? — da sind sie schon. Ihre Trompeten tönen an unsern Mauern, und diese zittern wie die Mauern von Jericho und Gibea.“

In der That hallte das Straßenpflaster schon von Hufschlägen wieder. Jessika trat ans Fenster und ihr Blick verweilte auf dem großen Platze, wo sich eine Eskadron Cavallerie aufgestellt hatte. Die Reiter waren abgesessen, und mehre unter ihnen nahmen, von den Vorstehern der Judenschaft begleitet, ihren Weg gegen Isaks Haus.

„Barmherzigkeit,“ schrie der Unglückliche, als er von unten seinen Namen rufen hörte, doch konnte er auf wie-

derholtes Rufen und Poltern nicht widerstehen und mußte dem Rufe Folge leisten. Er trat also von Jessika unterstützt an die Thür seines Hauses, wo ihm der Obervorsteher der Judenschaft mit Schadenfreude die Worte entgegenraunte: „Nikoljew, diese Herren brauchen einen Wegweiser nach Jarry, führe sie!"

„Nach Jarry?" schrie Isak, „nach Jarry soll ich sie führen, heute am Sabbath?"

„Du mußt. — Jeder Widerspruch ist fruchtlos, übrigens ist es ja nur 15 Werste bis dahin."

„Fünfzehn Werste, ach! gerechter Gott! ich kann, ich darf nicht einen Werst machen; denn das Gesetz befiehlt: Jeder freue sich im Schoße seiner Familie und gehe nicht aus der Stadt am siebenten Tage!"

„Wozu all das Geschwätz?" schrie der Anführer des Detachements. „Weiß der widerspänstige Alte den Weg nach Jarry?"

„Er weiß ihn ganz genau," antwortete der Judenvorsteher, „ich schwör' es euch!"

„Also marsch vorwärts, Jude! und sträubst du dich, so bindet man dich an ein Pferd."

Isak erbebte, mit Schrecken erkannte er in dem Sprecher dieser Worte den Feldwebel aus der Herberge in Krasnoe. „Barmherzigkeit!" schrie er, „habt Mitleid mit mir, meine Herren, ich will ja gern einen Wegweiser bezahlen, der euch an meiner Statt nach Jarry führt. Ich bin alt und schwach, ich würde mich in dieser finstern Nacht im Walde verirren und wir könnten alle zusammen in der Kälte zu Grunde gehen."

„Ei was! und wärst du so alt wie der ewige Jude, wir wollen dir schon Füße machen,“ und mit diesen Worten banden ihm die Soldaten, nicht mehr auf sein Flehen und Schreien achtend, die Hände und stießen ihn auf die Straße. In wenigen Minuten nachher befand sich das Detachement schon auf der Straße nach Jarry.

Dieses neue Unglück traf die arme Jessika wie ein Donnerschlag, sie sank wie vernichtet in die Arme der Magd, dann aber aus ihrer Ohnmacht wieder erwachend, rief sie: „Hörst du, Mirjam? hörst du? im Hausflur unten klirren Sporen, oh — er ist's, er ist's, er kommt uns zu beschützen.“ Und hinabstürzend, fiel sie in die Arme eines Mannes von kolossaler Gestalt in einem Reitermantel.

„Ah! das laß ich mir gefallen,“ rief dieser schmunzelnd mit rauher Stimme, „das ist doch einmal ein Empfang in diesem verfluchten Lande!“ Sich schnell den nervichten Armen des Mannes entwindend, lief Jessika in ihre Kammer zurück, um ihren Schmerz und ihre Schande zu verbergen.

Die Colonne, welche sich auf der Höhe des Gaing gezeigt hatte, war rechts von Willeika hinabmarschirt, und nur eine Eskadron hatte Befehl erhalten nach dem Städtchen zu gehen und dann Jarry mit einem Detachement zu besetzen. Isaks Haus, als eines der ansehnlichsten war zum Quartier für den Chef der Eskadron, denselben, den wir so eben gesehen haben, bestimmt. Sericourt, so hieß er, empfahl sich durch kein liebenswürdiges Äußeres. Seine hohe Statur schien durch den faltigen Mantel, den er übergeworfen hatte, noch größer. Ein sehr dichter Schnurbart, der seine Ober-

lippe bedeckte, und eine tiefe Narbe, welche sich roth wie ein Blutstreifen von der Stirne auf die rechte Backe herabzog, machte den rohen und starren Ausdruck seiner Züge noch abschreckender. Seine Laune und sein Benehmen waren im Einklange mit seinem Äußern. Ein Zögling des Lagers, ohne Erziehung, jeder sanften Empfindung fremd, hatte er für alle seine Handlungen nur ein Gesetz, die Folge seiner sonderbaren Begriffe von Ehre. Wo Gefahr sich zeigte, war er stets der Erste, er trotzte dem Tod und spottete allen seinen Formen. Dreist, zänkisch und dabei keck, genoß er den Ruf eines Duellanten ohne Gleichen, bis ihm ein polnischer Offizier, den er gefordert hatte, auf dem Prado zu Madrid einen Säbelhieb versetzte, wovon ihm das Merkmal geblieben war. Er hat seinen Sieger in der Folge nie wieder gesehen, aber er nährte einen tödtlichen Haß gegen ihn. Sericourt hatte sich übrigens durch seine Festigkeit und Bravour einen großen Einfluß auf die Soldaten zu verschaffen gewußt, welche ihn liebten und bewunderten. Das erste dieser Gefühle erklärte sich vorzüglich dadurch, weil er bei ihren Plünderungen und Räubereien blind war. Sericourt begehrte nur, daß sie vor dem Feinde brav und muthig seyn sollten, alles Übrige kümmerte ihn wenig. So war Sericourt, und wahrlich, Isak und seine Tochter hatten da einen sehr gefährlichen Gast. Aber sein Herz hatte doch eine verwundbare Stelle, er war für Frauenreize nicht unempfindlich, und wenn der Glanz der Schönheit mit der Würde der Tugend vereinigt war, so setzte Sericourt, von Achtung gefesselt, seiner rohen Keckheit doch manchmal ein Ziel.

„Mein Kind,“ sprach Sericourt am zweiten Tage zu Jessika, als sie ihm dankte, daß er auf ihre Bitten den Excessen der Soldaten Einhalt gethan und die Ruhe in der Stadt wieder hergestellt hatte, „mein Kind, du siehst, wie lieb ich dich habe. Zum Teufel! auch nur du allein durftest eine solche Bitte an mich wagen. Meine Soldaten heißen mich ja jetzt nur den verliebten Narren. Aber das Opfer, das ich dir mit meiner Humanität gebracht habe, muß auch vergolten werden, schöne Jessika!“ und dabei schlang er seinen nervigen Arm um ihren schlanken Leib.

Die junge Israelitin warf ihm einen würdevollen Blick zu und verließ das Zimmer.

„Widerspänstige!“ schrie er nun zornig, indem er seinen Säbel auf den Boden stieß, „du mußt mein seyn, und wenn Himmel und Hölle sich vereinigten, dich zu vertheidigen.“ Und indem er noch viele Flüche heraussprudelte, schwang er sich auf sein Pferd und galopirte nach Jarry. — „Zu Rosse!“ schrie er dem Posten zu, den Isak dort hingeführt hatte, und warf sich mit seinen Leuten auf das feindliche Piquet und eroberte die Position mit Blitzesschnelle.

VII.

„Jessika!“ sagte er zu dem Mädchen, am zweiten Morgen nachher, „so eben erhalte ich einen Rapport aus Jarry, worin man mir meldet, daß ein beträchtliches feindliches Corps gegen uns im Anmarsche ist. Ich muß fort. Willst du mir folgen? Ich bin wahrhaftig wahnsinnig in dich verliebt und kann mich von dir nicht trennen.“

„Sie scherzen wohl nur,“ antwortete Jessika, indem sie ihm ihre Hand entzog, welche er feurig gefaßt hatte.

„Hol' mich der Teufel! nein, ich liebe dich, Jessika, liebe dich mit Passion, du mußt mein seyn, ich kann ohne dich nicht leben. Und käme die ganze russische Armee, mich von Willeika zu verjagen, ich verlaß' es nicht ohne dich.“

„Diese Halsstarrigkeit könnte nur zu Ihrem Nachtheile ausschlagen,“ antwortete Jessika, „denn ich habe von meinen Landsleuten nichts zu befürchten.“

„Kalte, elende Creatur!“ schrie Sericourt, schnell aber wieder seine Stimme zu schmeichelnden Bitten umstimmend, und sie zärtlich am Arme fassend, fuhr er fort: „Sei gescheid, Kleine! Verlaß Willeika und komm mit mir.“

„Wo denken Sie hin, Herr Kommandant, wie könnt' ich das?“

„Was kann dich zurückhalten, he? In einigen Stunden ist der Feind hier, und alle Schrecken des Krieges, Raub, Mord, Feuer, Plünderung erwarten dich.“

„Herr des Himmels!“ rief die Jüdin, die Hände ringend.

„Du bist hier allein, ohne Schutz, ohne Hilfe. Dein Vater, der Himmel weiß, welches sein Schicksal war, wird wahrscheinlicher Weise nie mehr von Jarry zurückkehren, weil er bis jetzt von einer solchen Nähe noch kein Zeichen des Lebens gegeben hat. Deine alte Magd kann dir nichts nützen.“

„O mein Vater, mein armer Vater! sie haben ihn gemordet, die Elenden.“

„Sei klug, mein Kind, und setze dich nicht muthwillig den größten Gefahren aus, überlaß dich meiner Sorgfalt, meinem Schutze. Wenn alle Gefahr vorüber ist, führ' ich dich selbst wieder in dein väterliches Haus.“

Jessika schwamm in Thränen.

„Armes Mädchen!“ fuhr Sericourt fort, sie an seine Brust drückend, „fürchte nichts. Komm mit mir, eine glänzende Zukunft erwartet dich in meinem Vaterlande. Mein Vater ist reich, unendlich reich, und ich bin sein einziger Erbe. Komm, komm!“

Jessika wendete sich mit Abscheu von ihm.

„Wohlan, höre! Ich will das Äußerste thun, ich biete dir meine Hand, werde mein Weib, was kümmert mich die Welt? Aber die Zeit drängt, entscheide dich, wir haben keinen Augenblick zu verlieren.“

„Mein Entschluß ist schon gefaßt,“ erwiederte Jessika mit festem Tone: „Ich bleibe.“

„Also willst du mir nicht folgen?“ schrie der Kommandant mit zornentflammtem Gesichte.

„Niemals!“

„Du verschmähst also meine Anträge?“

„Ja!“

„Elende Jüdin! erzürne mich nicht länger. Ich schäme mich, mit Bitten mich gegen dich herabgelassen zu haben. Ich bin dein Herr, ich habe die Gewalt auf meiner Seite, was kümmert mich dein Widerstand.“

„Ich verachte deine Drohungen, wie ich deine Bitten verachtet habe,“ schrie Jessika. „Lieber sterben, als die Deinige seyn.“ Sericourt grinste vor Wuth. „Wohlan!“

brüllte er, „Jüdin, du verachtest mich, mich Sericourt? so sei Schande und Verzweiflung dein Los. Die schlechteste Dirne in der Armee soll mit Fingern auf dich deuten, mit Hohn und Verachtung nach dir blicken.“ Und er näherte sich nun Jessika anzufassen. Da stürzte sie hin zum Tische, wo die Waffen des Kommandanten lagen, faßte eine geladene Pistole, spannte den Hahn und schrie: „Ungeheuer, noch einen Schritt und dein Gehirn klebt an der nächsten Wand!“

Der Kommandant stand wie eine Marmorsäule. Da öffnete sich die Thür und ein Feldwebel trat ein.

„Was bringst du?“ fragte Sericourt.

„Schlimme Neuigkeiten, Herr Kommandant. Das Detachement von Jarry war gezwungen, sich hieher zurückzuziehen und der Feind, in dichte Colonnen gedrängt, folgt uns auf dem Fuße.“

„Die Eskadron soll eilen, ein Peloton bleibt zurück und sucht den Feind auf der Brücke aufzuhalten. Ihr kommt wieder, mich hier abzuholen und bringt einen Wagen mit.“

Der Feldwebel entfernte sich.

„Du hörst, was vorgeht,“ sprach, mit großen Schritten im Gemache auf- und niederschreitend, der Kommandant zu Jessika, welche bleich und unbeweglich in der angenommenen Stellung am Tische blieb. „Die Augenblicke sind gezählt, entscheide dich.“

Jessika machte ein verneinendes Zeichen.

„Ich beschwöre dich bei Allem, was dir das Heiligste ist, treibe mich nicht zum Äußersten, dein Widerstand ist fruchtlos.“

„Nie, nie," versetzte die Jüdin, „ich verlasse mein väterliches Haus nicht."

„Wohlan! so mag denn daraus entstehen, was wolle," schrie Sericourt schäumend vor Wuth, „du mußt mein seyn, was es mich auch kosten mag."

Der Feldwebel trat bei diesen Worten wieder ein.

„Bemächtigt euch dieses Weibes, bringt sie in den Wagen und eilt mit ihr davon!" Issika fiel ohnmächtig in einen Stuhl, wurde ergriffen und bewußtlos fortgeschleppt. Man brachte die Arme fort, während Sericourt mit einem kleinen Häufchen den Feind, der schon in die Straßen von Willeika gedrungen war, aufhielt und dann dem Vortrab auf dem bezeichneten Wege folgte.

VIII.

„Tröste dich, Isak Nikolajew," sprach der Rabbiner Nathan, in dessen Hause sich der arme Jude befand, zu ihm. Isak war von einem hitzigen Fieber befallen und sein Leib war wund vor Mattigkeit und der üblen Behandlung, welche er erlitten. „Tröste dich, der Herr wird dir deine Kräfte wiedergeben und dich aus dieser erbarmungswürdigen Lage reißen. Der Herr verläßt seine Kinder nicht." Und statt der Antwort wälzte sich Isak verzweiflungsvoll auf seinem Lager und raufte sich die Haare aus.

Als Isak ruhiger wurde, gab ihm der mitleidige Rabbiner stärkende Tropfen, welche ihn in einen wohlthätigen Schlaf versenkten. Er hatte ihn nicht weit von Jarry ohnmächtig auf dem Schnee liegen gefunden, sich seiner erbarmt,

ihn in seinen Schlitten genommen, und mit vieler Mühe war es ihm gelungen, ihn wieder ins Leben zurückzurufen.

Von der Kälte bis in das Innerste seiner Gebeine durchdrungen, gestoßen und geschlagen von den Soldaten, denen er zum Führer diente, war Isak die ganze Nacht an der Spitze des Detachements gegangen. Als der Tag graute und man Jarry in der Ferne erblickte, trat der Feldwebel zu ihm und sprach: „Nun, Jude! wie schmeckt dir deine Sabathspromenade? Hast doch gewiß noch nicht Buße genug gethan für deine Sünden.“

„Welche fürchterlichere Buße könnt' ich noch thun?“ erwiederte Isak. „Bin ich nicht schon halb todt vor Mattigkeit und Kälte? Laßt mich jetzt fort, mein gnädiger Herr,“ fuhr er mit bittendem Tone fort, „laßt nehmen von meinen Händen die drückenden Bande und mich in Frieden ziehen seht ihr, Jarry liegt vor uns, ihr könnt nicht mehr fehlen.“

„Der Teufel ist dein gnädiger Herr,“ schrie der Feldwebel, „du kommst nicht fort, bis du uns ein gutes Lösegeld gezahlt hast, und hast du kein Geld, so werden dir deine Glaubensgenossen in Jarry schon welches vorschießen.“

„Ich habe kein Geld,“ versetzte Isak zitternd. „Lassen Sie mich fort, meine Herren, meine Tochter, meine arme Jessika stirbt sonst vor Angst.“

„Ach! das schöne Mädchen ist deine Tochter?“ sprach der Feldwebel mit einem Satanslächeln, „nun da sei du unbesorgt, unser Kommandant wird ihre Thränen schon trocknen, der kann's, ist ein Teufelskerl bei Weibern.“

„Was sagt ihr?“ rief Isak blaß vor Schrecken und

Zorn. „Ein solcher Mann in meinem Hause, bei meiner Tochter? Herr der Heerschaaren, Barmherzigkeit!“

„Wirst du schweigen, Hallunke! Kameraden! schnürt ihm doch die Gurgel zu! — Aber, meiner armen Seele! ich irre mich nicht, das ist ja der nämliche Spitzbube, der unsern armen Sokolsky mit einem Pistolenschusse getödtet hat. Nun warte, du sollst deinen Lohn bekommen, schlagt ihm die Hirnschale mit einem Karabiner ein und werft ihn dann in den Schnee.“ Und mit diesen Worten gab er seinem Pferde die Sporen und galoppirte der Stadt zu, aber die Reiter, menschlicher als ihr Anführer, banden seine Hände los und riefen ihm zu: „Jetzt lauf, Jude, was du kannst, und hüthe dich, noch ein Mal in seine Hände zu fallen.“

Isak wollte laufen, aber seine Kräfte waren so erschöpft, daß er bewußtlos auf der Straße niederfiel, und ohne Nathans Beistand gewiß umgekommen wäre.

Als er wieder besser war, ging sein erster Gedanke dahin, nach Willeika wieder zurückzukehren, und er bat Nathan, ihm die Mittel dazu zu verschaffen. „Nikolajew,“ antwortete dieser feierlich, „du könntest in das Haus deiner Väter zurückkehren, denn die Feinde haben es verlassen, aber es hat dem Herrn gefallen, dich zu prüfen wie Job, indem er dir dasjenige nahm, was dir das Liebste auf der Welt war.“

„Was sagst du,“ schrie Isak, „was ist vorgegangen?“

„Man hat sich in Willeika geschlagen, dein Haus ist geplündert und niedergebrannt, deine Habe verloren.“

„Barmherzigkeit! mein Haus niedergebrannt, mein Geld, mein sauer erworbenes Vermögen dahin, meine Du-

katen, meine schönen Dukaten! ich bin ein ruinirter Mann, ein miserabler Bettler — aber mein Kind, meine Jessika, was ist mit ihr geschehen?«

»Beuge dich im Staube vor dem Herrn, und murre nicht gegen denjenigen, der sein Wort Jakob und sein Gesetz Israel bekannt gemacht hat, der von Abraham den Sohn begehrt hat, und wohlgefällig das Opfer ansah, das ihm Jephta mit seiner Tochter brachte.«

»Ach! so ist sie todt?«

»Vielleicht wär' es besser für sie und dich, wenn sie todt wäre. Die Philister haben sie mit sich fortgeschleppt und sie muß ihnen dienen als ihre Magd.«

Das war ein Donnerschlag für den unglücklichen Vater, er raufte sich die Haare aus.

»Ruhig, Isak! beschimpfe nicht den Gott deiner Väter!« Und der arme Jude, durch diese Worte wieder zu sich selbst gebracht, zerschlug sich die Stirne betend, und sich in Thränen auflösend. »O mein Kind, meine Jessika, meine arme Tochter!« schrie er, »ich will sie sehen, Nathan, ich will gehen und sie suchen mitten unter ihren Verfolgern, um sie ihnen zu entreißen.«

»Mein Bruder!« versetzte der Rabbiner, »du stürzest dich in den Rachen des Löwen, aber ich kann dich nicht zurückhalten, denn es ist dein Kind, und ich zweifle nicht, daß der Gott, der aus dem feurigen Ofen und aus der Höhle wilder Thiere diejenigen befreite, welche auf ihn vertrauten, daß dieser Gott auch über dich seine schützenden Flügel schweben lassen wird.«

Nachdem Isak seinem Wohlthäter mit dem tiefsten Ausbruch der innigsten Erkenntlichkeit gedankt hatte, sagte er ihm Lebewohl, und dieser drückte ihm noch eine volle Börse in die Hand mit den Worten: „Möge dir dieser Talisman helfen, deine Tochter zu retten; denn das Herz der Nazarener ist nicht unempfindlicher für denselben als das unsrige."

IX.

Sericourt hatte sein Regiment erst am Niemen wieder erreicht. Ein großer Theil seiner Eskadron fehlte beim Appel, und darunter war auch der Feldwebel, der vermuthlich mit der schönen Jüdin in einer andern Richtung geflohen war. Sericourt ward sehr unruhig; denn er kannte die Strenge seines, in der ganzen Armee geachteten Obristen.

Auf seinen Säbel gestützt, von den Offizieren seines Regiments umgeben, stand dieser, den Kopf hoch emporgehoben da und schien den Eingang eines Gespräches zu suchen. Seine flammenden Augen, welche unter dichten buschigen Braunen hervorblitzten, durchflogen den aufmerksamen und ehrfurchtsvollen Kreis. Es lag in diesem beweglichen Blick des alten Soldaten etwas Düsteres.

Plötzlich trat Sericourt ein, da wurde das Angesicht des Obersten noch düsterer und er richtete das Wort also an ihn: „Sie durften nicht länger in Willeika bleiben, als Sie vernahmen, daß der Feind wieder vordringe, Sie durften sich keinem ungleichen Kampfe aussetzen. Nun kommen Sie nur mit der Hälfte der Eskadron zurück. Stille!" rief er mit strengerem Tone, als er bemerkte, daß Sericourt

ihm antworten wollte. „Wenn ich Sie einer Nachlässigkeit schuldig hielte, so würde der Profose schon seine Schuldigkeit gethan haben. Ich kenne Sie, Sericourt, und weiß, es war nur übertriebener Diensteifer, und Ihr Muth bürgt mir für das, was Sie gethan haben. Ich bin überzeugt, die Eskadron hat sich tapfer geschlagen, aber ich fürchte nur unsern Verlust der Unordnung und dem Mangel an Disziplin zuschreiben zu müssen, welche in unsern Reihen einreißen. Eskadrons-Kommandant! wenn Sie nicht gegen Ihre Instruktionen gehandelt haben, so kann nur ein plötzlicher unerwarteter Überfall dieß Unglück erklären. Sie werden mir darüber Rede stehen!“

Sericourt schlug die Augen nieder und ein feuriges Roth überzog seine Stirne.

„Ich hoffe noch, daß die Leute, welche abgehen, nicht in Gefangenschaft gerathen sind, sondern sich beim Regimente wieder einfinden werden. Bei ihrer Ankunft soll eine Untersuchung stattfinden, und ich hoffe, Sie werden sich über Ihre Konduite rechtfertigen. Es ist Zeit ein Beispiel zu geben, das uns vor gänzlicher Entartung bewahrt. Werfen Sie einen Blick um sich, meine Herren: weder das Schwert des Feindes, noch die Strenge der Jahrszeit mähen uns dahin, wir selbst graben uns unser Grab. Das Gesicht des Obersten erglühte von einer edlen Flamme, und die verlegenen Offiziere schwiegen.

Da ertönte plötzlich Klagegeschrei von der Straße herauf.

„Was ist das,“ schrie der Oberst, das Fenster öffnend, „Gewaltthätigkeit unter meinen Augen?“

Er erblickte ein junges Mädchen, welches mehre Reiter in einem Wagen daher brachten. Ein Jude, den sie vergebens fortzujagen bemüht waren, hatte sich an ein Rad geklammert und rief erbärmlich um Hilfe, während ein Haufen von Menschen, welcher sich mit jedem Augenblicke vergrößerte, sich dem Vorwärtsfahren des Wagens widersetzte.

„Was ist das?“ fragte der Oberst, sich gegen Sericourt wendend, „diese Leute sind von Ihrer Eskadron, was soll das heißen?“

Sericourt schwieg verlegen.

„Adjutant!“ fuhr der Oberst, immer erzürnter, fort, „lassen Sie augenblicklich den Wagen anhalten und den Feldwebel, der die Eskorte führt zu mir herauf kommen.“

Der Adjutant entfernte sich. Der Oberst ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Was ist das für ein Auflauf,“ redete er den eintretenden Feldwebel an, „was soll die Weibsperson in dem Wagen, und was will der Jude?“

„Der Jude ist der Vater der Gefangenen, Herr Oberst,“ antwortete der Feldwebel mit einer unverschämten Festigkeit. „Die Jüdin hat in Willeika unsere Eskadron dem Feinde verrathen, und ihr Vater, welcher Theil an dem Verrath hatte, war uns lange schon als Spion angezeigt. Unsere Leute hatten ihn schon einmal im Walde von Krasnoe verfolgt, allein er entkam durch den Beistand seiner Gehilfen, deren Einer unsern braven Sokolsky tödtete.“

„Hölle und Teufel!“ schrie der Oberst, „noch einmal verrathen? Habt ihr Beweise gegen sie?“

„Wir haben die Correspondenz zwischen Tochter und Vater aufgefangen, während sich dieser in Jarry befand. Diese Briefe beweisen klar, daß sie mit dem Feinde im Einverständnisse waren. Was Sokolsky's Tod anbelangt, so kann der Soldat, welchen der Herr Oberst dort am Wagen erblicken, und welcher die breite Narbe im Gesichte hat, gegen den Juden zeugen, den er genau kennt.“

„Wenn es so ist,“ sagte der Oberst, „so sollen sie ihr Verbrechen bezahlen. Man bringe alsogleich Vater und Tochter in abgesonderte Gefängnisse, damit sie sich mit einander nicht verabreden können. Sie, Herr Auditor, erkundigen sich gewissenhaft um die kleinsten Umstände, ich kann jetzt nicht selbst untersuchen, aber morgen soll ein Kriegsgericht über ihr Schicksal entscheiden, dem ich selbst vorsitzen will. Zu Ihren Compagnien, meine Herren!“ sprach er zu den übrigen Offizieren, „in einer Stunde soll das ganze Regiment aufgestellt seyn, ich will Revue über die traurigen Überreste halten.“

Alle entfernten sich. Der Feldwebel folgte Sericourt in seine Wohnung.

X.

Jessika saß nachdenkend in einer einsamen, halb in Ruinen verfallenen Hütte an einem verlöschenden Feuer. Der Abend dunkelte und die arme Jüdin sank auf ihre Knie, um ihr Nachtgebet zu beten.

Sie wurde durch ein „Wer da“ der Schildwache vor ihrer Thüre unterbrochen. „Euer Commandant,“ antwor-

tete eine Stimme. Die Thüre öffnete sich und Sericourt stand vor ihr.

„Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte sie entsetzt, indem sie sich lebhaft erhob. „Entfernen Sie sich, oder ich schreie um Hilfe.“

„Schweige, Unglückliche!“ antwortete Sericourt, „wenn du nicht deinen Vater verderben willst und dich selbst.“

„Was führt Sie hieher? Bin ich Ihre Gefangene? ich schmeichelte mir wenigstens hier von Ihren Nachstellungen befreit zu seyn.“

„Deine Halsstarrigkeit hat dich in dieß Gefängniß geworfen, zittere, wenn du in deinem Widerstande verharrest, denn du weißt noch nicht, welch fürchterliches Los dich erwartet.“

„Ich kenne kein fürchterlicheres, als in deiner Gewalt zu seyn, Schändlicher!“

„So wisse, Unsinnige, der Tod harrt deiner, der schimpflichste Tod. Du bist angeklagt, unser Corps in Willeika an den Feind verrathen und ausgeliefert zu haben.“

„Ewiger Gott!“ schrie Jessika mit Abscheu, „kann die Niederträchtigkeit so weit gehen? Aber nein, Niemand wird dieser Schändlichkeit Glauben beimessen und ich werde Gerechtigkeit erhalten.“

„Du hoffst vergebens. Wer könnte dich ohne Beweise deiner Unschuld vertheidigen? Glaube mir, spiele nicht so leicht mit deinem Leben, denn der Mann, von welchem dein Schicksal abhängt, würde lieber tausend Weiber wie du hinopfern, als einen Mann seines Regiments. Du kannst darauf

rechnen, das du die Sonne nicht mehr wirst untergehen sehen.«

Jessika stand starr vor Schrecken.

»Und nun wähle zwischen dem Tode und einem Leben voll Freude und Liebe.«

Das Mädchen wandte sich mit Abscheu von ihm, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

»Sei nicht so stolz,« fuhr Sericourt fort, »du könntest es morgen bereuen und dann wäre es zu spät. Glaube mir, folge meinem Rathe, nimm meine Vorschläge an.«

»Was soll ich denn thun?« fragte Jessika weinend.

»Fliehen. Alles ist bereit dich zu retten, derselbe Mann, der dich hieher führte, wird dich an einen Ort begleiten, wo ich dich früher oder später wiederfinden werde.«

»Und mein Vater? wird er mich nicht begleiten? was soll aus ihm werden?«

»Unmöglich! er muß bleiben.«

»Ach! mein armer Vater, der Rache seiner Verfolger Preis gegeben! und ich ihn verlassen, um dir zu folgen? Nimmermehr! was auch über mich ergehen mag, ich bleibe.«

»Laß mich nicht die Geduld verlieren, wie ich den Fuß von hier setze, bist du verloren. Schmeichle dir nicht mit eitlen Hoffnungen, du verlassest diesen Aufenthalt nur entweder um mein zu seyn, oder um zum Tode zu gehen.«

»Ich wähle den Tod,« sprach Jessika entschlossen, »wenn mein Vater nicht auch gerettet ist.«

»Wohlan!« versetzte Sericourt, »dein Vater ist bereits außer aller Gefahr, er ist in diesem Augenblicke schon weit von hier.«

„Mein Vater gerettet?“ rief das junge Mädchen, „o darf ich es glauben? sprechen Sie die Wahrheit?“

„Ich schwör es dir bei meiner Ehre! Ich habe selbst Alles zu seiner Entweichung angeordnet. Sieh, Jessika, so hab' ich wieder für dich meine Ehre und mein Leben aufs Spiel gesetzt. Die Liebe ließ mich selbst meine Pflicht vergessen. O!“ fuhr er, indem er sie zärtlich in seine Arme schloß, fort, „o willige ein, mir zu folgen und ich will dir reichlich allen Kummer vergelten, den ich dir verursacht habe.“

„Zurück!“ schrie Jessika, indem sie ihn mit Kraft von sich stieß. „Gott Israels, ich danke dir, mein Vater ist in Sicherheit. Nun bin ich glücklich, und keine Macht soll mich von hier wegbringen.“

„Bist du wahnsinnig?“ fragte Sericourt erstaunt.

„O nein, klüger als du dachtest. Du selbst hast dich in deiner eigenen Falle gefangen.“

Sericourt knirschte vor Wuth. „Wohlan,“ schrie er, „so stirb!“ und stürzte aus der Hütte.

Jessika sank auf ihre Knie und dankte dem Himmel inbrünstig für die Rettung ihres Vaters.

XI.

Die Revue war kaum zu Ende, als der Feldwebel den Gemeinen Balafré auf die Seite nahm und zu ihm sagte: „Hör einmal, unsere Sache steht schlimm.“

„Schlimm? wie so?“

„Der Oberst hat Wind von dem Abenteuer bei Krasnoe.“

„Teufel! er läßt uns alle ohne Gnade fusilliren.“

„Ich weiß nur ein Mittel," versetzte der Feldwebel, „uns aus dem Handel zu ziehen, wir müssen den Juden auf die Seite schaffen."

„Aber wie?"

„Nichts leichter als das? wir lassen ihn entwischen. Ich stelle dich Abends zu seinem Gefängniß auf die Wache, dann mach ich ihm die Hölle recht heiß, und er läuft gewiß, was er kann."

„Nicht übel ausgedacht, aber dann könnte es leicht geschehen, daß ich als Schildwache statt seiner aufgeknüpft würde."

„Nicht doch, du fliehst mit ihm."

„Ich desertiren?" sagte, den Kopf emporwerfend, Balafré.

„Lieber Himmel! wohin du gehst, kann's dir leicht besser gehen als hier. Ach, was gäb ich, ferne von diesem vermaledeiten Lande zu seyn, wo ich früher oder später erfrieren muß, wenn mich anders die Wölfe nicht fressen. Der Jude wird dir zum Wegweiser dienen, und das Geld, welches wir ihm lassen, wird euer Fortkommen erleichtern."

„Nun, so sei's," sagte Balafré, „ich fliehe mit dem Juden, bereite Alles vor, und vergiß das Geld nicht."

Wie abgemacht, so geschehen. Der Feldwebel suchte Isak in seinem Gefängniß auf, sagte ihm, wie er in Gefahr stehe, als Spion am morgigen Tage erschossen zu werden, und da der Alte dennoch ohne seine Tochter nicht entfliehen wollte, spiegelte er ihm vor, Jessika sei nicht mehr in Sericourt's Gewalt, sie werde nur gefangen gehalten, weil man sie im Einverständnisse mit Isak glaube. Sei er

entflohen, so könne man sie allein nicht mehr anschuldigen und der Oberst werde sie dann gewiß frei lassen. Zudem, da das Regiment ohnedieß morgen oder längstens übermorgen abmarschire, so könne dann Isak wieder zurückkehren und seine Tochter holen.

Isak glaubte so in dem Interesse seiner Tochter wie in seinem eigenen zu handeln, und willigte in die Flucht, welche er auch sogleich mit Balafré in's Werk setzte.

Der Oberst war wüthend, als er am andern Morgen durch den Rapport die Flucht des Juden und die Desertion des Soldaten, der ihn zu bewachen hatte, vernahm. „Der Spitzbube! glaubt er vielleicht, ich werde seine Tochter schonen?“ rief er, „nein bei meiner Ehre! sie soll auch für ihn büßen. Herr Auditor!“ fuhr er, zu einem Offizier sich wendend, fort, „lassen Sie sich durch die Tochter, welche sehr schön seyn soll, nicht irre führen. Keine Gnade! Was haben Sie bisher über die Sache erfahren? Haben Sie den Feldwebel in's Verhör genommen?“

„Er beharrt in seiner ersten Aussage,“ erwiederte der Auditor, „und hier ist ein Brief, der diese Aussage bestätigt. Er ist von der Angeklagten an ihren Vater, der sich damals in Jarry befand, geschrieben, und von der Feldpost daselbst aufgefangen worden.“

„Lassen Sie sehen,“ sagte der Oberst, nahm den Brief und las:

„Lieber Vater!

„Warum zauderst du, unsere Befreier herbeizuführen? Jener, welcher unsere Voreltern gegen ihre Feinde beschützte, wird auch für uns kämpfen. Die Zahl der Söhne

der Ammoniten ist klein in Willeika, und im Hochmuthe ihrer Tapferkeit glauben sie sich vor jedem Angriffe sicher. Wenn du nur wenige entschlossene Männer über Uniza, welches sie verlassen haben, hierher führest, so entkommt auch nicht ein Einziger.

„Die Elende!“ rief der Oberst.

„Der Feldwebel versichert auch unter Anderm,“ nahm der Auditor das Wort, „den Juden an der Spitze der feindlichen Colonne erkannt zu haben, welche die Eskadron umzingelte und ihr den Rückzug abschnitt.“

„Genug!“ versetzte der Oberst, „mehr als genug! darum keine Gnade, kein Erbarmen! In den Niemen mit der Elenden, um allen Spionen und Verräthern, welche uns umlauern, ein warnendes Beispiel zu geben. Lassen Sie alsogleich das Kriegsgericht zusammentreten, und Sericourt soll beisitzen. Sein Benehmen scheint mir sonderbar. Es herrscht noch immer ein Geheimniß in dieser Begebenheit, das ich zu durchdringen suchen will. Der Feldwebel ist mir lange als ein listiger Spitzbube bekannt, und ich kann wahrhaftig seinen Aussagen nicht unbedingten Glauben schenken.“

XII.

Das Kriegsgericht war in dem Hause des Obersten versammelt und Jessika hereingeführt. Während sie ein ziemlich dunkles Vorhaus durchschritt, näherte sich ihr ein Offizier in einen Mantel gehüllt und raunte ihr mit leiser Stimme in's Ohr: „Verlange eine Frist von 24 Stunden, oder du bist verloren.“

Jessika erschien vor dem Gerichte mit demüthigem, ehrfurchtsvollen Anstande, aber ohne daß die Züge die mindeste Unruhe verriethen. Sie warf auf ihre Richter einen schüchternen Blick, in welchem aber doch jene Würde, jenes Selbstbewußtsein lag, welche die Anzeichen eines makellosen Gewissens sind. So stand sie in dem kleinen Saale, worin mehre Offiziere um einen Tisch saßen, an ihrer Spitze der Oberst. Bei einem kleineren Tischchen zur Seite, auf welchem die Papiere der Procedur lagen, saß der Auditor. Alle Blicke wandten sich theilnehmend zur schönen Jüdin, welche sie ohne Zittern ertrug, nur ihre Wangen überfloß die Röthe des Unwillens, als sie Sericourt gewahrte, der blaß und mit gekreuzten Armen die Augen nicht zu erheben wagte. Das Verhör begann, Jessika antwortete sanft, aber fest auf alle Fragen.

„Der gewöhnlichen Eingangsformeln müde, nahm der Oberst das Wort: „Dein Vater hält geheimes Einverständniß mit dem Feinde?“

„Mein Vater liebt sein Vaterland zu sehr, als daß er diejenigen nicht hassen sollte, welche es durch Krieg zerreißen und zerstören, allein er hat zu viel Vertrauen auf den Gott Israels, als daß er sich in den Zwist der Mächtigen und Gottlosen mischen sollte.

„Dein Vater befand sich zu Jarry, als unsere Leute Willeika besetzten, was machte er dort?“

„Ihre eigenen Soldaten, Herr Oberst, waren es, welche ihn dazu zwangen, ihnen als Wegweiser nach Jarry zu folgen.“

„Warum kam er, als er sie dorthin geführt hatte, nicht wieder nach Willeika zurück?“

„Das weiß ich nicht. Alles was ich sagen kann, ist: daß alle Exzesse, welche dort begangen worden sind, gewiß nicht Statt gefunden haben würden, wenn er zugegen gewesen wäre.“

„Hast du nicht an deinen Vater geschrieben und ihn dringend gebeten, zurückzukommen?“

„Ich habe zwei Boten an meinen Vater gesandt, um ihn zu bitten, mich nicht länger ohne Schutz zu lassen, aber keiner von Beiden brachte Antwort.“

„Ist dies einer von den Briefen, die du schriebst? fragte der Oberst und hielt ihr ein Papier vor.

„Er gleicht demjenigen, den ich meinem Vater durch Salluh, unsern Knecht, gesandt habe.“

„Wohlan, lies und erkenne, was du geschrieben hast.“

Jessika durchflog den Brief, und ihr Angesicht wurde purpuroth, und ihre Blicke gegen Himmel wendend, rief sie feierlich: „Möge derjenige, der in die Herzen sieht und Wahrheit von Lüge zu unterscheiden weiß, mich in seinen Schutz nehmen und den Verläumder bestrafen.“

„Du hast also deinen Vater nicht angeeifert, uns zu verrathen und zu vertilgen?“

„Ich habe nie daran gedacht. Ich habe nur meinen Vater beschworen, seine Rückkehr zu beschleunigen, um mich von den Verfolgungen und Nachstellungen zu befreien, denen ich durch seine Abwesenheit ausgesetzt war.“

„Kannst du keine Beweise zu deiner Rechtfertigung vor-

bringen," fragte der Auditor, „keine Thatsachen anführen gegen deine Ankläger?"

„Wer ist mein Ankläger?" fragte Jessika.

„Jener Mann dort ist es," antwortete der Oberst, auf den Feldwebel zeigend. „Der Verrath deines Vaters ist ihm bekannt, und er selbst war es, dem du jenen Brief an deinen Vater anvertrautest."

Die Jüdin warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Feldwebel, den dieser mit jener Unverschämtheit ertrug, welche ihn nie verließ. „Also ist hier Niemand," schrie Jessika, Sericourt fixirend, „der die Stimme für mich erheben wollte?"

Alle Blicke folgten der Richtung des ihrigen, Sericourt erblaßte, blieb aber unbeweglich.

„So beschütze mich der Gott meiner Väter," rief Jessika, „weil jedes Gefühl für Gerechtigkeit erstorben ist auf der Erde."

Erzürnt über das Benehmen Sericourt's, wandte sich der Oberst zu dem Auditor und sprach: „So enden Sie nun, mein Herr, schöpfen Sie Ihr Urtheil, was hält Sie zurück? die Sache ist klar."

„Hier ist es," sagte der Auditor, und las mit etwas unruhiger Stimme: „In Erwägung der Thatsachen, welche die Anklage enthält, und denen die Angeklagte keine Beweise entgegenzustellen vermag; in Berücksichtigung, daß der Jude Isak die Flucht ergriffen hat, welches ein neuer Beweis seiner eigenen Schuld und der Mitschuld seiner Tochter ist: erkläre ich Jessika Nikolajew schuldig des Verbrechens des Einverständnisses mit dem Feinde und des Verrathes.

Das Gesetz bestraft dieß Verbrechen mit dem Tode, und bei dem Umstande, daß dieß Verbrechen immer mehr um sich greift, und ein warnendes Beispiel nothwendig ist, glaub' ich nicht auf Milderung des Gesetzes antragen zu dürfen."

Obwohl dieses Urtheil Keinem unerwartet kam, so waren doch alle Glieder des Rathes darüber höchst betrübt, und eine tiefe Stille herrschte im Saale, als plötzlich Sericourt aufsprang: "Aufschub," schrie er, "nur Aufschub!" und sank dann wieder auf seinen Stuhl zurück.

Jessika, deren Züge Todesblässe bedeckte, sank auf ihre Knie, und mit gefalteten Händen schrie sie: "O! wenn eure Gesetze, wenn eure Ehre euch verbieten, ein schwaches, unschuldiges Geschöpf zu tödten, wenn ihr im Leben nicht von steten Gewissensbissen beunruhigt, und dort oben nicht Rechenschaft ablegen wollt dem allerhöchsten Richter für eine Arme, die ihr eurer Macht zum Opfer gebracht habt, so schenkt mir Gnade. Verschiebt die Exekution eures Urtheils wenigstens, damit ihr nicht zu spät erfahret, wie ungerecht und grausam ihr gewesen seid."

Und wieder herrschte Todesstille.

"Ist also nicht eine Stimme, die mich vertheidigt?" fuhr Jessika weinend fort, "sind alle diese Herzen kalt und unbeugsam? habt ihr alle dem Gefühle der Menschheit abgeschworen? ist Keiner unter euch, der in seinem Vaterlande eine Tochter, ein einziges Kind zurückließ, das er bei seiner Rückkehr wieder zu umarmen hofft, und doch fürchten muß, daß Gott seine Grausamkeit an seinem Kinde strafe?" Thränen erstickten ihre Stimme und der Oberst wandte das Gesicht weg, denn Jessika's Worte hatten ihm durch das

Herz geschnitten. Er hatte seit Kurzem eine Tochter verloren, die er zärtlich liebte.

Die Jüdin bemerkte seine Bewegung. „O ja, Sie — Sie sind Vater,“ sprach sie zu dem Obersten, „Sie kennen Familien-Leiden und Freuden. O haben Sie Mitleid mit mir, im Namen Ihrer Kinder, gewähren Sie mir Frist, nur einen einzigen Tag. Vielleicht sendet mir Gott einen Freund, einen Engel, der meine Unschuld beweist. O!“ fuhr sie wie begeistert fort, „wenn er in der Nähe wäre, wenn er das Los wüßte, das meiner wartet, er würde herbeieilen, und diese Frist hinlänglich seyn, mich zu retten.“

„Ich lese in allen Blicken,“ erwiederte der Oberst, „was ich auch selbst zu gestehen mich nicht scheue. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß die Unglückliche binnen 24 Stunden sich zu vertheidigen im Stande seyn möge. So sei ihr denn diese Frist gewährt. — Mein Kind!“ mit diesen Worten wandte er sich zu dem Mädchen, „bitte Gott, daß er dir einen Retter sende, wo nicht, so verzichte auf jede Hoffnung. — Kommandant!“ fügte er hinzu, sich mit strenger Miene zu Sericourt wendend, dessen Bewegungen er bemerkt hatte. „Sie haften mir für die Gefangene mit Ihrer Ehre!“ dann entfernte sich der Oberst. Sericourt ging aus dem Saale mit den Zähnen knirschend und indem er sich fluchend an die Stirne schlug. „Elender!“ sagte er zu dem Feldwebel, indem er ihn an der Gurgel packte, „was hast du gethan? Wenn ich sie nicht retten kann, so erwürge ich dich, und jage mir selbst eine Kugel durch's Gehirn.“

XIII.

„Die Frist, um welche du gebeten hast, ist verstrichen,“ sagte der Oberst zu Jessika, als sie nach 24 Stunden wieder vor Gerichte stand. „Kannst du nichts zu deiner Vertheidigung sagen? Rede ohne Furcht!“

„Das, was ich sagen könnte,“ antwortete das junge Mädchen seufzend, „würde mich nur erröthen machen, ohne meine Richter von meiner Unschuld zu überzeugen; denn sie würden mir nicht glauben.

„Du sprachst gestern von einem Retter, von einem Befreier,“ fuhr der Oberst mit einem prüfenden Blick auf Sericourt fort, „du siehst nun wohl, es erscheint Niemand, der deine Vertheidigung übernehme.“

„Und doch,“ versetzte Jessika, sagt mir mein Herz, daß er nicht weit entfernt ist,“ und ihre Blicke schweiften dabei im Kreise herum, plötzlich aber schrie sie: „Allmächtiger Gott! da ist er!“

Ein Offizier, in der Uniform eines fremden Regiments, trat in diesem Augenblicke ein. „Verzeihen Sie, Herr Oberst,“ sprach er, „daß ich hier erscheine, allein die Gefahr dieser Unglücklichen mag mir zur Entschuldigung dienen. Sie und ihr Vater, Beide sind unschuldig an dem Verbrechen, das man ihnen andichtet. Ich bin bereit, dieß zu beweisen.“

„Wer sind Sie, mein Herr, und wie heißen Sie?“ fragte der erstaunte Oberst.

„Ich nenne mich Losinsky und bin Kapitän bei dem 4. Lanciers-Regiment. Ein seltsamer Zusammenfluß von Umständen hat mich mit den kleinsten Details dieser Begebenheit

bekannt gemacht. Isak Nikolajew war nie ein Spion. Dieser Schurke," er zeigte auf den Feldwebel, „verstand sich mit mehren seines Gelichters ein, den armen Juden im Walde von Krasnoe zu berauben und zu ermorden, und ich selbst war es, der ihn rettete, indem ich Einem der Schurken eine Kugel durch's Gehirn jagte." Losinsky erzählte noch weiter Alles, was in der Herberge von Krasnoe vorgegangen war, und die Geschichte seiner Heilung in Isaks Hause.

„Was habt ihr auf diese Beschuldigung zu antworten?" fragte der Oberst den Feldwebel.

„Ich fordere," erwiederte dieser mit einer Unverschämtheit ohne gleichen, „daß man Beweise gebe."

„Die sollst du haben," fiel Losinsky ein, er öffnete die Thür und Balafré, gefesselt und von Soldaten umgeben, trat ein. Da verlor der Feldwebel seine Fassung. „Dieser Mann," sagte Losinsky, „der auch Theil an dem schönen Straßenraub bei Krasnoe nahm, wurde von jenem Schurken gestern dazu getrieben von seinem Posten zu desertiren. Eine Patruille meines Regiments durchstreifte gestern Abends den Wald bei Mosty, gewahrte zwei Männer, welche die nächsten feindlichen Vorposten zu gewinnen trachteten, hielt sie an, und führte sie zu mir. Ich erkannte sogleich Isak, er erzählte mir Alles und ich eilte hieher, um seine unglückliche und unschuldige Tochter zu retten, und meinen Waffenbrüdern eine Ungerechtigkeit zu ersparen."

Jessika hob mit frommer Dankbarkeit ihre Hände gegen Himmel.

„Legt dem Elenden Ketten an," schrie der Oberst, „er falle selbst in jene Grube, die schon für einen Unschuldigen gegraben war; führt ihn hinaus und schießt ihn vor den Kopf!"

„Ich will nichts weiter hinzufügen," fuhr Losinsky fort, „Jener, welcher noch tiefere Aufklärungen geben könnte," sagte er mit einem durchdringenden Blick auf Sericourt, ist vermuthlich nicht in der Laune, das Wort zu nehmen. Ich glaube übrigens, mein Herr Oberst, die Unschuld dieses Mädchens genugsam bewiesen zu haben, und bitte um die Erlaubniß, das arme Kind in die Arme ihres Vaters führen zu dürfen."

„Vollenden Sie Ihr edles Werk, Herr Kapitän," antwortete der Oberst, „und seien Sie versichert, daß diejenigen, welche dazu beitrugen, mich eine so große Ungerechtigkeit begehen zu machen, der verdienten Strafe nicht entgehen werden. Sie aber, edler junger Mann, nehmen Sie meinen Dank. Sie haben mir viele bittere und reuevolle Stunden erspart," und zu Jessika gewendet, fuhr er fort: „Geh', mein Kind, Gott verzeihe mir die Angst, welche ich dir verursacht habe."

Die Jüdin faßte seine Hand, küßte sie mit Thränen und entfernte sich mit Losinsky.

„Meine Herren," sprach dann der Oberst zu den versammelten Offizieren, „ich sehe es, Sie sind eben so indignirt wie ich über eine Begebenheit, welche, ohne Dazwischenkunft dieses Fremden, die Ehre unseres Regiments bemakelt hätte. An jenem Schurken, welcher die unmittelbare Ursache davon war, wird in diesem Augenblicke gerechte Rache ge-

nommen. Ich hoffe, er ist der einzige Schuldige, aber Jener, auf dem noch nebenbei ein Verdacht klebt, muß sich rechtfertigen, das ganze Regiment, und besonders Sie, meine Herren Offiziere, haben das Recht es zu fordern," und mit diesen Worten warf er einen durchdringenden Blick auf das entflammte Gesicht Sericourt's.

Die Offiziere entfernten sich, dem Auditor aber gab der Oberst ein Zeichen zu bleiben, und blieb lange allein und im Gemache eingeschlossen mit ihm.

XIV.

Jessika lag in den Armen ihres Vaters und Beide weinten Thränen der Freude und des Dankes. „O komm, meine Tochter," sagte Isak, sie fester an sein Herz pressend, „komm, laß uns dem Herrn, dem Gott Israels danken, er hat uns nicht gelassen in den Händen unserer Feinde."

„Ja," antwortete Jessika, „wir wollen danken dem Gott unserer Väter, der unser Herz mit Freude erfüllt hat, aber laß uns auch des edlen Jünglings nicht vergessen, der triumphirt hat über diejenigen, die sich gegen uns verschworen, und zu Schanden gemacht hat diejenigen, die unser Verderben bezweckten."

„Ja, komm mein Kind, wir wollen die Knie unsers großmüthigen Retters umfassen." Und sie gingen gegen das Gemach, welches Losinsky in jenem Gasthofe bewohnte, wo sie alle drei eingekehrt waren. — Allein alle Mühe ihn zu finden, war fruchtlos. Isak fing an unruhig zu werden, und auch Jessika bangte für das Leben ihres Geliebten,

denn sie hatte wohl die drohenden Blicke gesehen, welche ihm Sericourt zugeworfen hatte.

Wirklich war Losinsky kaum im Gasthofe angelangt, als ihm Sericourt eine Ausforderung zusandte. Das Stelldichein, war am Eingange des Waldes. Losinsky zauderte nicht, sich dahin zu begeben, und fand seinen Gegner schon auf dem Platze, der ihn mit zwei Offizieren seines Regiments erwartete.

„Sparen Sie sich alle Worte, Herr Kapitän!“ rief er ihm zu, wie er ihn nur erblickte, „nur unsere Säbel können unsern Handel ausmachen.“

„Und doch ist es, wie mich dünkt, nicht das erste Mal,“ antwortete Losinsky ruhig, „daß sich unsere Klingen begegnen.“

Die blassen Wangen Sericourt's wurden purpurfarben vor Wuth. „Was ich Ihnen von daher noch schuldig bin,“ versetzte er, „will ich Ihnen heute mit Wucher zurückbezahlen.“

„Ja,“ versetzte Losinsky, eine solche Schuld, welche Sie da auf Ihrer Stirne geschrieben haben, vergißt sich nicht so leicht.“

Sericourt konnte sich nicht mehr halten, er zog seinen Säbel mit einem fürchterlichen Fluch.

„Noch einen Augenblick mein Herr!“ rief Losinsky, „es ist nicht die alte Affaire, welche uns hier zusammenführt. Sie forderten von mir Erklärung über gewisse Worte und Anspielungen, welche ich vor zwei Stunden an Sie gerichtet habe. So erkläre ich Ihnen denn hiermit in Gegenwart dieser Herren, daß Sie in meinen Augen ein Elender sind,

der, um eine schimpfliche Handlung zu bedecken, im Begriffe war, einen Mord zu begehen.“ Da versetzte Sericourt, schäumend vor Wuth, dem Sprecher einen gewaltigen Hieb, den er kaum mit dem schnell gezogenen Säbel abzuwenden vermochte. In dem Augenblicke aber glitschte Sericourt auch auf dem Schnee aus, und Losinsky stach dem Wankenden den Säbel mitten durch die Brust. Er überließ den Sterbenden der Sorge der Sekundanten, und eilte in die Stadt zurück, um seine Abreise zu beschleunigen.

Durch die Unterstützung ihres großmüthigen Retters, konnten Isak und seine Tochter einige Tage in Grodno die Ruhe genießen, deren sie so nothwendig bedurften. Aber Losinsky's Regiment erhielt Befehl zum Abmarsche und der junge Mann sah sich genöthigt, seinen Lieben früher Lebewohl zu sagen, als er gewünscht hatte. — — „Umstände,“ sprach er zu Isak, „zwingen mich abzureisen, aber seid ruhig, ich habe alles angeordnet, daß ihr Willeika ohne Gefahr erreichen könnt. Hier ist ein Brief an den Kommandanten der Vorposten, er ist mein Freund und auf meine Empfehlung wird er euch beschützen und allen möglichen Vorschub leisten.“ Dann wandte er sich zu Jessika, die schweigend und unbeweglich an der Seite ihres Vaters stand. „Jessika,“ sagte er, „wünschest du mir nicht auch eine glückliche Reise?“ Das Mädchen erhob die thränennassen Augen und sprach mit zitternder Stimme: „Jehova segne Sie und die Ihrigen. Seine Gnade ist unendlich, und er verurtheilt nicht alle Herzen zu jenen schmerzhaften Prüfungen, welche er mir schwachen Magd auferlegt hat. Mögen Sie an der Seite derjenigen

recht glücklich leben, in welcher Sie alle Ihre Wünsche vereinigen.“ Sie wendete ihr Gesicht ab, welches sich mit einer Todtenbläße überzog.

Einige Jahre nachher, nachdem Napoleon schon auf dem Felsen im mittelländischen Meere saß, kamen viele Polen, welche unter seinen Fahnen gedient hatten, wieder in ihr Vaterland zurück.

Einer derselben, der Kapitän Losinsky, nahm die Richtung gegen das alte Schloß seiner Väter, wo ihn eine Vereinigung erwartete, worauf er sein ganzes Glück gesetzt hatte. Er war dem Ziele seine Reise nahe, als er vernahm daß der alte Jude Isak in Willeika aus Gram gestorben sei. Seine Tochter, von der man erzählte, daß eine hoffnungslose Liebe an ihrem Herzen nage, hatte der Welt ein ewiges Lebewohl gesagt.

Diese Nachricht betrübte Losinsky sehr; denn er konnte sich nicht verhehlen, daß er es war, der die Ruhe des jungen Mädchens störte, und daß sie ohne seinen Eintritt in ihres Vaters Hause vielleicht noch glücklich an der Seite desselben leben würde.

Losinsky vermählte sich kurz nachher, und ungeachtet des Glückes, das er in den Armen seiner Frau genoß, ungeachtet der Verwirklichung aller seiner Jugendträume erinnerte er sich doch noch oft der schönen Jüdin, die seinetwillen unglücklich war, und diese Erinnerung sammelte oft eine Wolke auf seiner Stirne mitten im Sonnenschein häuslichen Glückes.

Fra Diavolo.

Eine Räubergeschichte.

Fragment aus den Papieren eines französischen Offiziers.

Erster Tag.

„Wie? Sie hätten ihn gesehen, gekannt?

Mehr als das. Unterbrechen Sie mich nicht, ich will Ihnen Alles erzählen.

Ich lag im Jahre **1799** seit einigen Monaten zu Ancona in Garnison. Die italienische Insurrektion, welche im Königreiche Neapel und im römischen Gebiete so ernsthaft und mächtig geworden war, daß sie die wenigen französischen Truppen, welche das Directorium dorthin gesandt hatte, fast aus allen festen Plätzen vertrieb, hatte sich in der Mark Ancona noch nicht festsetzen können, unser Dienst daselbst war nicht unangenehm, und außer einigen Revuen, Wachen und manchen Arrestationen konnten wir den ganzen Tag mit Spazierfahrten, zu Lande oder zu Meere, und mit Liebesabenteuern bei den schönen Italienerinnen zubringen. Kurz, wir waren damals glücklich und würden es noch mehr gewesen seyn, wenn wir nicht von unsern Kameraden in Calabrien, den Abruzzen und den päpstlichen Staaten so traurige Nachrichten erhalten hätten. Wir wußten, daß die Insurgenten, **40,000** Mann stark, als Mordbrenner Sici-

lien und Kalabrien durchliefen, und alle Städte plünderten und niederbrannten. Crotona, Cosenza, Muro und Alto-Muro waren die Opfer dieser Grausamen. Banditen und Lazzaroni's dienten als Anführer in dieser Insurgentenarmee. Man nannte darunter Pausanera, einen Neapolitaner, der vierzehn Morde auf seiner Seele hatte, Sciarpa, einst Chef der Sbirren, der wegen zwanzig Verbrechen verbannt war, und vor allen den berüchtigten Fra Diavolo, jenen Ex-Galeerensclaven, der an der Spitze von 500 seiner Kameraden von den Galeeren von Messina und Palermo entwichen und als Anführer in die Insurgentenarmee eingetreten war.

Ich hatte zu Ancona eine Geliebte, ein junges schönes Mädchen mit Namen Marietta. Diese Bekanntschaft machte mich ganz glücklich. Marietta hatte eine sehr schöne Wohnung, eine herrliche Toilette, besaß mehr als sie brauchte, und hatte mir hundertmal geschworen, daß ich der einzige Mann sei, dem sie ihre Liebe schenke. Ich stellte ihr oft die Frage, woher sie denn diese Pracht in ihrem Hause, diese herrlichen Teppiche und Gemälde, diese hohen Spiegel und Lustres habe, allein sie wich meiner Frage immer geschickt aus, und so beharrte ich nicht darauf.

Eines Abends — ich sollte um 10 Uhr auf die Wache an der **Porta di Francia** ziehen — ging ich früher noch zu Marietta, aber mit dem festen Vorsatze, mich nur kurze Zeit dort aufzuhalten. Ich fand sie bei Tische, sie war allein, und bat mich, ihr Gesellschaft zu leisten, ich nahm es an. Das Souper dauerte lang, wir tranken vortrefflichen italienischen Wein, leicht aber feurig, wir schäkerten, und ich ver-

gaß bei den süßen Worten: „Mia anima! bell' anima! idol mio!“ die zehnte Stunde und meine Wache.

Plötzlich vernahmen wir ein Geräusch an der Thüre. Ein Schlüssel wurde angesteckt.

„Taci! — per amor di Dio, taci!“ rief Marietta halblaut. Wir horchten Beide, sie zitternd, ich gleichgiltig. Wirklich ertönte ein Männertritt auf der Treppe. Das konnte kein Dieb seyn, auch kein erster Besuch, denn er kam ganz geradezu und trillerte mit neapolitanischem Accent ein Liedchen.

„Wir sind verloren!“ rief Marietta, indem sie mich mit der entsetzlichsten Miene ansah — „verloren! verloren! — er wird mich tödten! uns Beide tödten, es ist — Fra Diavolo.“ Und bei diesen Worten sank sie ohnmächtig nieder.

In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, ein Mann erschien in derselben, und blieb, als er mich erblickte unbeweglich auf der Schwelle stehen. — „Fra Diavolo ist's!“ donnerte er mir entgegen. Ein fürchterlicher Name! ein Name, der auch einem Manne Schrecken einjagen und das Blut in seinen Adern gerinnen machen konnte, ein Name, der mit seinem Laute zugleich hundert Dolche in jedes Herz stößt.

So lange ich athme, werde ich mich dieser Gestalt erinnern. Es war ein Lazzaroni in der ganzen strotzenden Kraft des Lebens und der Gesundheit, von hohem Wuchse und nervigem Körperbaue; starr stand er da auf der Schwelle, die Arme über die breite Brust gekreuzt, seine Augen von mattem Weiß unter schwarzen, buschigen, zusammengezogenen

Brauen fest auf mich geheftet, seine Haut von der Sonne verbrannt, seine Seitenhaare dicht und glatt herabhängend, seine Lippen zusammengezogen, und weiß vor Wuth. Das Ganze eine fürchterliche Erscheinung mitten in einem Liebestraum. Sein Anzug war der eines Mannes aus dem Volke, einfach, aber reinlich. Er trug einen weiß-grauen Hut mit hohem Kopfe und breiten Krempen, eine graue Weste auf der Brust über einander geschlagen, einen blauen Gürtel und Pantalons. Einer seiner Füße, der nur wenig, aber unaufhörlich zitterte, und jenem eines Menschen glich, der an einem kalten Wintertage auf dem Pflaster einer Straße vor Frost zittert, contrastirte seltsam mit der Unbeweglichkeit seines Angesichts.

Ich war mir in diesen Augenblicke nur des einzigen Gedankens bewußt, daß mich Furcht am allerwenigsten vor dem Schrecklichen retten könne, und indem ich mit einer Hand an meinen Degen fuhr, forderte ich ihn mit der andern auf, sich zu entfernen.

„Ich mich entfernen?“ versetzte er mit einem verächtlichen Lächeln, und das Haupt gleichsam mitleidig empor werfend. — „Mich entfernen? Francese!“ — Dann aber donnerte er mir mit Tigerstimme und einem lauten wilden Gelächter zu: „Empfehle deine Seele Gott! Morgen bestehst du kein verliebtes Abenteuer mehr.“ Und nachdem nun sein Fuß die ohnmächtig auf der Erde liegende Marietta weggestoßen hatte, riß er sie auf, drückte sie auf das Sofa und sprach grinsend: „Erhole dich, Marietta! Blick auf, es wird hier ein Schauspiel geben, das du dir nicht vermuthetest. — Gefällt es dir? — Keine Antwort!“ — Wie hätte

auch die Bleiche, Kalte, Athemlose, halb Todte antworten sollen?

„Ungeheuer!“ schrie ich, mich ihm entgegenstellend, den Degen in der Hand; er aber antwortete kalt: „Nun kommt an dich die Reihe, **bel Cicisbeo**! Wir haben hier einen Zeugen zu unserm Zweikampf, und einen sehr schönen Zeugen, nicht wahr, **Francese**?“

„Stelle dich!“ schrie ich, und mein Blut wallte vor Wuth. Ich sah wohl allerdings die Ungleichheit unserer Waffen ein, denn die Lazzaroni's wissen ihre Dolche fast mit der Geschicklichkeit eines indischen Gauklers zu führen, allein die Noth drängte.

Dieser Zweikampf war ein sonderbares Schauspiel. Das reiche und prächtige Gemach, mit wellenförmigen Draperien verziert, die hohen Spiegel, welche unsere kleinsten Bewegungen, jeden Stoß, jede Finte, jede Veränderung unserer Gesichtsmuskeln zurückstrahlten; vor uns ein noch mit Überresten von Speisen besetzter Tisch, und auf einem Sofa ein halb todtes Weib.

Der Kampf dauerte lange und der Sieg wurde zweifelhafter, als ich hoffte; Fra Diavolo, größer und stärker als ich, suchte mich, da er mir durch Geschicklichkeit nicht an den Leib konnte, zu ermüden, und so den Sieg davon zu tragen. Und dann bei Anfang des Gefechtes fühlte ich, daß es mir im Kopfe wirbelte, und in den Augen flimmerte, welches wohl die Folge des feurigen Weines und plötzlichen Schreckens gewesen seyn mag, und mich an dem freien Gebrauch meiner Waffe hinderte.

Endlich fühlte ich einen Schlag auf meine Hand. Fra Diavolo hatte mir mit seinem scharfen Dolch einen Finger abgehauen. Der Schmerz, das Blut, welches in einem Bogen hervorschoß, machten, daß ich einen Augenblick zitterte und mich für verloren hielt. Aber schnell faßte ich mit der verwundeten Hand meine Waffe stärker und mit der Wuth der Verzweiflung führte ich auf Diavolo's Rippen einen heftigen Stoß, den er nur halb zu pariren vermochte. Er wankte einige Schritte zurück und räumte mir dadurch Platz, mich durch die Thüre zu retten, die offen geblieben war. Ohne diesen Zufall wäre ich unwiederbringlich verloren gewesen; denn meine Kraft war auf's Äußerste erschöpft, ich war matt und hinfällig wie ein Kranker, der eben aus dem Hospitale kommt.

Ich war gerettet. Meine erste Sorge war, einen unserer Wachtposten aufzusuchen, um mit Verstärkung wieder zurückzukehren, und auch die arme Marietta aus den Händen des Ungeheuers zu befreien. Allein der Posten war zu weit entfernt, und als wir wirklich an dem Orte dieser gräulichen Scene anlangten, war der Elende schon verschwunden. Ich fand nur meinen Finger, Diavolo's Blut an seiner blauen Schärpe, und — Marietta ermordet. Es war entsetzlich!

Es war Mitternacht, als ich in die Kaserne zurückkehrte, wo ich alsogleich, wegen versäumter Pflicht, ins Gefängniß gehen mußte.

Zweiter Tag.

Als die vierzehn Tage meines Arrestes vorüber waren, fing ich ernste Nachforschungen an, deren Ziel Fra Diavolo war. Ich wollte wissen, ob er sich noch in Ancona verborgen halte, oder ob es ihm, ungeachtet meiner genauen Beschreibung seiner Person, welche allen Polizeiagenten mitgetheilt worden war, gelungen sei zu entfliehen. Ich suchte überall Erkundigungen einzuziehen, befragte jedes verdächtige Gesicht, vergebens, ich entdeckte nichts und gab es endlich auf, den Schändlichen zu suchen und zu finden.

Zu jener Zeit nahm die Insurrektion um uns einen beunruhigenderen Charakter an. Die königliche Armee hatte die Mark Ancona eingeschlossen. Mehre wichtige Städte waren schon belagert, andere hatten ihre Thore freiwillig geöffnet. Manche der noch nicht eingenommenen nahmen ihre Zuflucht zu dem General Monnier, dem Commandanten von Ancona. Bald verbreitete sich die Nachricht, daß ein Theil der Garnison dazu bestimmt sei, auszumarschiren zum Schutze der bedrängten, Hilfe ansuchenden Städte, und unter diesem Theile war auch mein Regiment.

Einige Tage vor dem bereits bestimmten Abmarsche ging ich mit einem meiner Cameraden gegen Abend durch die Straßen von Ancona spazieren. Er war mein Landsmann, Unterlieutenant wie ich, und mein inniger Freund. Richard so hieß er, deckte mir sein ganzes Herz auf, wie ich ihm das meinige, wir waren zwei Wesen mit Einer Seele. Muthig und kühn in der Schlacht, war er im gesellschaftlichen Leben ein heiterer, freundlicher Geselle. Er war es,

der mich von den eingebildeten Sorgen heilte, die ich mir durch das Nichtsthun in der Garnison selbst erschuf. Mein Charakter, etwas düster und melancholisch, stach gegen seinen lebhaften sehr ab. Unsere Seelen waren ein Bild, wobei er das Licht, ich der Schatten war. Seine oft zu lebhafte Fröhlichkeit wurde durch meinen Ernst gemildert, und eben so strahlte sein Blick wieder heller und wärmer in mein dunkles Leben.

Seit jener Nacht bei Marietta war ich von einem gefährlichen Trübsinn befallen und ohne sein Dazwischentreten hätte ich mir vielleicht schon eine Kugel durch den Kopf gejagt, allein er war immer um mich, und bald gelang es ihm, mich auf jenen Punkt der Anschauung zu bringen, auf welchem man erlittenen Schmerz zu ertragen im Stande ist. Auch an diesem Abende, wie fast immer, war Marietta der Gegenstand unsers Gesprächs. Es war, ohne daß wir es bemerkten, die Nacht hereingebrochen, und die Straßen waren dunkel und leer. Jeder unserer Tritte hallte auf dem Pflaster wieder, und unsere Laute trieb ein starker Wind, vom Meere kommend, hinter uns zurück. Ich habe immer Spaziergänge bei Nacht, in einsamen Straßen allein, oder mit einem Freunde sehr geliebt. Ruhe und Schweigen herrschen nun da, wo noch vor Kurzem sich die Menschen im Wirbel ihrer Leidenschaften, ihres Ehr- oder Geldgeizes herumtummelten, ein geheimer Reiz, ein frappanter Contrast, ein inneres Gefühl sprechen hier zur Seele des einsam Wandelnden, und stimmen ihn zu einer süßen Melancholie. Zu dieser Stunde des anscheinenden Todes, der allgemeinen Vergessenheit, hat jedes Geräusch seine Worte,

jeder Gegenstand seine Stimme; dort erlischt das letzte Licht, welches noch durch ein Fenster eines Hauses schimmerte, in der Ferne bezeichnet die Stimme des Nachtwächters denjenigen die Stunde, für welche die Nacht noch Stunden hat.

Wir durchstreiften so mehre Quartiere der Stadt, manchmal von dem sonoren „Qui vive!“ unserer Wachtposten angerufen. Wir sprachen von unsern Liebesabenteuern, von unsern Studentenjahren, von unsern Vätern, welche beide auf dem Schaffotte im Jahre 1793 bluteten, von unserm Abgang zur Armee in Italien und von unserer Hoffnung auf ein Avancement. Nach und nach aber fehlte der Stoff, und wir schwiegen. Schweigend gingen wir neben einander, unsere Arme in einander geschlungen. Mir war, als ob Jemand uns folgte. Ich wendete mich oft um, und beschleunigte oder verzögerte meine Schritte, immer schienen sich die Schritte hinter mir nach den meinigen zu richten, aber nie näherte sich uns Jemand. Es ergriff mich eine unwiderstehliche Angst und ich griff an meinen Degen.

Eine Uhr schlug. „Jetzt ist's Mitternacht,“ sagte Richard, welcher gegen seine Gewohnheit ebenfalls im Nachsinnen verloren war, „der Himmel ist ganz schwarz, es fängt an zu regnen. Laß uns nach Hause gehen.“

„Ganz recht. Aber sage mir, Freund! hörst du nicht hinter uns Tritte?“

„Ja, schon seit längerer Zeit, aber was thut das? Vielleicht ein Verliebter, welcher der Nacht seine Seufzer entgegensendet.“

„Wolle Gott!“ antwortete ich mit halblauter Stimme. Wir gingen nun etwas schneller und sprachen von Marietta. Ich sagte meinem Freunde, daß ich keinen größeren Wunsch, kein höheres Vergnügen kenne, als sie zu rächen. Ich beschrieb ihm die furchtbare Scene an jenem Abende, dann unterbrach ich mich wieder, um rückwärts zu blicken, ob wir noch immer verfolgt würden, und überhaupt empfand ich eine unbeschreibliche Angst in meinem Innern, von der ich mir keine Rechenschaft geben konnte. Da ich übrigens bemerkte, daß unser Verfolger noch immer hinter uns war, machte ich meinen Freund darauf aufmerksam.

„Wie kindisch du doch bist!“ antwortete er mir, „hast du Furcht vor einem Liebhaber?“

„Furcht? nein! aber ich weiß nicht . . .“ Jetzt blickte ich noch forschender zurück, und indem ich meine Hände sinken ließ, rief ich aus mit einem tiefen Athemzuge, wie ein Mensch, der eine große Last abgesetzt hat: „Jetzt seh' ich ihn nicht mehr!“

„Du bist ja heute von einer Angst befallen, wie ich sie noch nie bei dir sah,“ sagte Richard.

„Sprich, was du willst,“ versetzte ich, „aber das ging nicht mit gewöhnlichen Dingen zu. Seit zwei Stunden verfolgte uns dieser Mensch gleich unserm Schatten, gleich einem bösen Geiste, gleich einem Gewissensbisse. Wir haben zwanzig Quartiere durchlaufen und immer war er hinter uns, immer hinter uns. Du magst sagen, was du willst, der Mensch hat Vorahnungen. Hab' ich dir nicht meinen Traum erzählt, den ich in der Nacht hatte, vor jenem Schreckenstage mit Fra Diavolo?“

„Fra Diavolo!" schrie ein nerviger Mensch, der jetzt athemlos beim Einbiegen in eine Straße auf uns zustürzte, und in einen braunen Mantel gehüllt war, „hier hast du ein Andenken von Fra Diavolo!" und mit diesen Worten bohrte er einen Dolch in Richard's Brust. Die Nacht war finster, die Straße Pergola schwarz und eng, Richard hatte dieselbe Gestalt, wie ich, Fra Diavolo hatte sich geirrt.

Ich lief, sobald ich einen Gedanken zu fassen im Stande war; denn im ersten Augenblicke stand ich ohne Besinnung, dem Mörder nach, allein er hatte einen Vorsprung gewonnen, und schon am Ende der Straße war er ganz aus meinen Augen entschwunden, und ich hörte nichts mehr, als mitten durch die fürchterliche Stille der Nacht das herzzerreißende Röcheln meines unglücklichen Freundes.

Alsogleich kehrte ich zu ihm zurück, ich schrie um Hilfe. Man eilte mit einer Laterne aus einem Hause herbei, und nun sah ich, um Richard war's geschehen, die Wunde war tief bis ins Herz gedrungen, das Blut schoß stromweise daraus hervor, und er wälzte sich in Convulsionen. Ich rief ihn wohl zwanzigmal mit den süßesten Namen, ich küßte seine Hände, benetzte sie mit Thränen, und bat ihn, mir zu verzeihen, allein er konnte mir nur ganz schwach die Hand drücken, und die Worte: „Lebe wohl und räche mich!" waren seine letzten.

Armer Freund! ich habe deinen Verlust tief empfunden und beweint. — Welch ein fürchterliches Geschick waltet über mir! Ich liebte ein Weib und meine Liebe brachte ihr den Tod; ich hatte einen Freund, für den ich zehnmal mein Le-

ben, ja vielleicht noch mehr, meine militärische Ehre hingegeben hätte, und ein Dolch, der auf mich gezückt war, drang ihm in die Brust. — Das ist zu viel. — Ich habe viel zu rächen.

Anmerkung des Bearbeiters. Der Erzähler beschreibt unter der Überschrift: Dritter Tag, wie er dann von Ancona mit seinem Regimente abmarschirt sei, und wie sie am Meeresufer eine Schlacht gegen die Russen gefochten haben, wobei er zum Capitän avancirte. Die Beschreibung dieser Schlacht hat zwar viel Schönes und Malerisches, aber auch viel Gräßliches; ist aber doch nur eine Episode zur Hauptgeschichte, weswegen ich sie weglasse, und meine Leser gleich mit unserm Erzähler nach dieser Schlacht nach Ascoli führe.

Vierter Tag.

Ich war nun Capitän, hatte mir die zweite Epaulette verdient, welche ich eigentlich doch nur meinem Freunde dankte, denn der Gedanke an ihn und an Rache für sein Blut war es, welcher mir diesen Muth, ja diese Tollkühnheit in der Schlacht gab.

Ich traf mit dem kleinen Überreste meines Regiments den General Monnier vor Ascoli in Belagerung dieser Stadt begriffen. Ich stattete ihm Bericht ab, er bedauerte den Tod meines braven Capitäns und belobte meinen Muth. „Ich verdiene solche Lobsprüche nicht,“ antwortete ich, „denn die Rache leitete mich; ein Freund wurde in meinen Armen

in Ancona erdolcht, ich schlug mich aus Verzweiflung, ich suchte den Tod, das Leben ekelte mich an.“

„Sie suchen den Tod?“ antwortete er mir, „das ist gerade das Mittel lange zu leben. Ich selbst habe das zwanzigmal gesehen, ich rede aus Erfahrung. Ich war auch jung, hatte auch meinen Kummer und suchte den Tod, und sehen Sie, da bin ich noch immer. Adieu, Capitän, morgen um 3 Uhr geht's los, und ich verspreche Ihnen, bevor die Sonne untergeht, haben wir den Feind aus Ascoli vertrieben. Adieu!“

Ascoli liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße der Truto fließt. Am andern Morgen passirten wir diesen Fluß auf einer schnell geschlagenen Nothbrücke und kletterten in der größten Stille den steilen eskarpirten Hügel hinan, auf dessen Spitze die Stadt gebaut ist. Es gab wohl auch einen spiralförmigen Weg, welcher sanfter hinaufführte, allein dieser war mit Verposten besetzt, und wir durften ihn nicht wählen, um nicht Allarm bei der ganzen Garnison zu verursachen, welche in diesem Falle einen Ausfall gemacht und uns sicher mit Felsblöcken zerschmettert haben würde. Schon waren wir auf der Mitte des Felsen angelangt, waren mehr mit den Händen, als mit den Füßen gegangen, und Mancher von uns hatte dem schwachen Zweiglein einer Staude, an dem er sich rollend hielt, sein Leben zu danken. Wir leisteten Einer dem Andern Hilfe und jeder Hintermann suchte seinen Vordermann, so viel ihm möglich war, höher zu bringen. Es war eine fürchterliche, qualvolle Lage, der wir nicht lange trotzen konnten, wenigstens nicht in der Dunkelheit der Nacht. Wir ermuthigten einander durch Zuruf, und besonders durch die Hoffnung, unentdeckt den Gipfel zu erreichen.

Plötzlich hörten wir über uns ein großes Geräusch. Es schien von einer starken Felsenmasse zu kommen, welche sich oben abgelöst hatte und mit Macht herabrollte. Ein allgemeiner Schrei ertönt: „Wir sind verloren!“ Ich kann unsere Lage nicht beschreiben, sie war die eines Menschen, über welchem das Schwert schwebt. Es war Blitz und Donner in einer Minute. Unsere Soldaten bückten sich zusammen, suchten sich unter kleine Felsenvorsprünge zu verkriechen, um auf diese Art vielleicht dem rollenden Felsblocke zu entkommen, welcher, auf Augenblicke durch Buschwerk oder Steinmassen in seinem Falle gehemmt, darauf nur mit noch fürchterlicherem Getöse immer näher rollte.

Der General hatte mir gesagt, dem Tode trotzen heiße sich das Leben sichern, ihn fürchten, desto gewisser zu Grunde gehen. Das ist leider meistens eine Wahrheit auf dem Schlachtfelde. An meiner Seite kletterte ein blutjunger Mensch, der mehr für das Leben im Salon, als für den Pulverdampf geschaffen zu seyn schien. Vor kurzer Zeit in Ancona mit Empfehlungsbriefen an den General angekommen, wurde er von diesem gleich als Sergeant in Reihe und Glied gestellt. Dieser junge Mann weinte wie ein Kind und konnte kein Glied mehr bewegen vor Angst. Und eben dieser war es, den der Felsblock in seinem Sturze traf, ihn an einen andern Fels warf und dort zermalmte.

Beiläufig zwanzig Mann waren auf diese Art jämmerlich zu Grunde gegangen, endlich stürzte sich der Felsblock zuletzt in den Truto, dessen Wasser hoch aufspritzten. Jetzt hörte man nichts mehr als das Schmerzensgewimmer derjenigen, welchen ein Arm oder ein Bein zerschmettert war.

Wir horchten aufmerksam, fürchtend, neue Felsblöcke könnten herabgeschleudert werden, und uns Alle vernichten, allein nichts mehr unterbrach die Stille der Nacht. Da verdoppelten wir Kräfte und Muth, ganz emporzuklimmen, und kamen endlich auf dem obersten Plateau an, als eben der Tag graute.

Dieses Plateau war beiläufig 600 Schritte von der Stadt entfernt, aber verlassen. Wir erfuhren später, daß hier ein Posten gestanden habe, der, als er von ferne ein verdächtiges Geräusch, welches unser Emporklimmen verursachte, vernahm, den Felsblock hinabgeschleudert habe, und dann nach Ascoli geflohen sei, um dort Lärmen zu machen. Wir nahmen Besitz von dem Plateau, formirten ein Quarrée und erwarteten nun mit neuem, durch überstandene Gefahr gestählten Muthe die Dinge, die da kommen sollten.

Bald rückten die Italiener an, laut schreiend nach ihrer Gewohnheit. Wir standen ruhig, still und voll Hoffnung, aber überzeugt, daß es sich hier um unser aller Leben handle, und daß wir bei dem mindesten Fehler in der Vertheidigung gewiß verloren seien. Das Gefecht begann erst mit Plänkeln, dann aber mit dem Säbel und dem Bajonette.

Die Italiener waren doppelt so stark als wir, sie hatten ein paar Kanonen bei sich, welche unser Quarrée durchlöchert hatten, und welchen wir nicht antworten konnten. Man muß gestehen, sie schlugen sich mit einer Hartnäckigkeit und einem Muthe, die ich ihnen nicht zugetraut hätte; endlich gelang es ihnen, uns an den abhängigen Theil des Plateaus zu drängen, nur mehr 20 Schritte waren wir vom Rande entfernt; schon verzweifelten wir am Siege und sa-

hen uns hinabgestürzt von der immer mehr andringenden Gewalt. Ich war außer mir! Besiegt sterben, sterben, ohne meinem Vaterlande etwas erkämpft zu haben, das machte mich wüthend. Ich schrie meinen Cameraden zu, sich zu halten, und raffte selbst meine letzten Kräfte zusammen; mit dem Säbel in der Faust stürzte ich mich auf die ersten Reihen des Feindes. „Capitän!“ riefen meine Getreuen, „weicht zurück, Ihr geht zu Grunde!“ und in diesem Augenblicke fing mein Sergeant einen Säbelhieb auf, der mir gegolten hatte, und fiel blutend zu Boden.

Jetzt sah ich einen italienischen Anführer auf mich zudrängen, er war von hoher Gestalt, braunen Angesichts und seine Kleider waren mit Blut getigert. Gut, dachte ich, das ist ein würdiger Gegner, auf zum Kampfe auf Leben und Tod! und ich stürzte ihm entgegen. Demonio!“ schrie er, mich erblickend, „adesso lo Francese! sempre lo Francese!“ Es war Fra Diavolo.

Wir gingen einander zu Leibe und kämpften lange. Er gewann Vortheile, aber ich machte sie ihm wieder streitig. Ich drängte ihn so viel ich konnte, aber er parirte gut, und war meinem Degen unzugänglich; ich schäumte vor Wuth, aber auch ihn hatte mein Widerstand bis zum Äußersten gebracht, er stampfte mit dem Fuße die Erde und schrie donnernd: „Questa volta, scelerato, tu non mi escaperai!“ Unsere Waffen brachen in Stücken und nun rangen wir. Er war stärker, kräftiger als ich, allein ich hielt ihm durch Beweglichkeit das Gleichgewicht. Jetzt aber war ich überwunden, er hatte mich an den Rand des Abgrundes gedrängt, an dem ich schon mit dem Rücken stand; ich blickte zurück

und sehe mich schon einen Schritt, nur einen einzigen Schritt von der schaudervollen Tiefe entfernt, und Diavolo wiederholte mit seiner fürchterlichen Stimme: „Questa volta, scelerato!“ — — Ich kann mein Gefühl in diesem entsetzlichen Augenblicke nicht beschreiben. Von kaltem Schweiß fühlte ich mich triefend. Ich sollte sterben und er leben, und lachend sollte er zusehen, wie ich von Felsen zu Felsen stürze, und Spuren meines Blutes auf jedem derselben zurücklasse. Nein! sprach ich zu mir selbst, ich will nicht allein sterben!

Ich raffte noch einmal alle meine Kräfte zusammen, ich umfaßte ihn mit beiden Händen und schleppte mich mit ihm bis zum Abgrunde; er wollte sich mir entwinden, und mich auf die Erde zu bringen suchen, allein es war nicht mehr Zeit, ein kräftiger Schwung, den ich mir und ihm gegeben hatte, machte, daß wir uns Beide nicht mehr halten konnten, und schon fingen wir an zu rollen, Einer über dem Andern, uns konvulsivisch umschlungen haltend. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir uns nicht die Hirnschädel zwanzigmal an Baumstämmen zerschmetterten, und daß die hervorragenden Felsenspitzen gleichsam feindlich uns auswichen, kurz, wir rollten mehre Minuten so fort, es war eine unaussprechliche Lage; von meinem Feinde unzertrennlich, den ich immer fest gefaßt hatte, war es, als ob Erde und Himmel sich um mich drehten, die Erde rauh und staubig, der Himmel rein und golden, wie ihn die aufsteigende Sonne bildete. Ich sah bald den einen, bald die andere, und immer mit neuen Freuden oder neuen Schmerzen, die Erde verwundete mich, der Himmel tröstete mich, es war Rose und

Dorn, Blume und Gift. Endlich stürzten wir in den Truto, und die erste Welle tränkte uns.

Ich ließ mich von den Wogen tragen, denn ich war schwach und willenlos, die Kraft, das Ufer zu erreichen und zu erklimmen, fehlte mir. Eine Erinnerung, aber eine verwirrte, so viele Begebenheiten in wenig Stunden, lief mir durch den Kopf, ich war unfähig, einen Entschluß zu fassen, und schon überließ ich mich der Gewißheit, in den Wellen mein Grab zu finden. Der Gedanke, daß Diavolo mit mir zu Grunde gehe, und ich Freund und Geliebte gerächt habe, hatte selbst in diesem Augenblicke noch etwas Süßes für mich.

Endlich erstarrten meine Füße, meine beiden Arme theilten nur mehr schwach die Wogen, auf denen ich mich bereits sinken fühlte. Ich war verloren und empfand darüber weder Schmerz noch Freude.

Da führte der gnädige Himmel einige unserer Soldaten vorüber, sie erkannten mich, stürzten sich in den Fluß und trugen mich an's Land.

Die Scene hatte sich seitdem sehr verändert. Ascoli war genommen. Während man sich auf dem Plateau so hartnäckig schlug, hatte General Monnier mit dem übrigen Theile des Corps den andern Weg auf den Hügel forcirt, und war noch zu rechter Zeit angekommen, um jenen Hilfe zu bringen. Dieß hatte auch den Sieg zu unsern Gunsten entschieden. Die Stadt wollte capituliren, allein der General antwortete, er wolle weder Bedingungen setzen, noch annehmen, und Nachmittags in Ascoli einziehen.

Eine Stunde vor jener, die er zu seinem Einzuge festgesetzt hatte, öffneten sich die Thore der Stadt. Wir sahen langsam eine Prozession uns entgegenkommen, welche abgeschickt war, den General um Gnade und Schonung anzuflehen. Der General versprach es ihnen und hielt auch sein Versprechen bis auf eine Reihe von Banditen, welche sich unter ihren Kriegern befanden, und die er von dieser Gnade ausschloß. Fra Diavolo war an ihrer Spitze. Diesen wurde alsogleich der Prozeß gemacht, ein schnell zusammengesetztes Kriegsgericht verurtheilte sie einstimmig, ihrer gräulichen Thaten wegen, zum Tode.

Ich erhielt die Ehre, das Commando jener Compagnie zu führen, die sie erschießen sollte. Allein bevor ich Feuer commandirte, konnte ich es mir nicht versagen, zu Diavolo hin zu treten, und ihm seine eigenen Worte zuzurufen: „Questa volta, scelerato! non mi escaperai!“

Alle fielen — und ich war gerächt.

Der erste und letzte Kuß.

Eine wahre Begebenheit.

Die junge Katharina Morgan war in gesegneten Umständen, als ihr Gatte und dessen Vater eines betrügerischen Bankerotts angeklagt, und in das Gefängniß gebracht wurden. Glücklicherweise sprachen noch mildernde Umstände für sie, so, daß nicht die Todesstrafe über sie verhängt ward, sondern sie nur zur Landesverweisung verurtheilt wurden, und zwar der Vater auf lebenslang, der Sohn auf vierzehn Jahre.

An dem Tage, an welchem das Urtheil über ihren Gatten gesprochen wurde, ward die unglückliche Katharina Mutter eines Knaben. So oft es ihr früher möglich war, hatte sie die traurige Pflicht der Gattin erfüllt, ihren Gatten im Gefängniß besucht und ihm Trost zugesprochen, leider aber fand sie ihn immer unempfindlich bei ihren Schmerzen, ja sogar gleichgiltig über sein eigenes Unglück. Seit seiner Verurtheilung aber hatte sie ihn nicht mehr gesehen, ihr leidender Zustand hatte ihr nicht gestattet, das Haus zu verlassen; da erhielt sie plötzlich einen rohen, trotzigen Brief von ihrem Manne, worin er ihr sagte, wenn sie ihn noch einmal sehen wolle, so müsse sie sich beeilen nach Monmouth

zu kommen, weil er nächster Tage mit mehren seiner Kameraden nach Neu-Südwallis eingeschifft werden würde.

Loyd, der Pfarrer von Tintern, war Katharina's Vater, und dieser würdige Greis munterte seine Tochter zu dieser letzten Zusammenkunft auf und bereitete sie dazu vor. Am dazu bestimmten Tage fand er seine Tochter ruhig und entschlossen, und sie trat mit ihrer Magd, welche das Kind trug, weil ihre Kräfte noch zu schwach waren, den Weg nach Monmouth an. Der Pfarrer begleitete sie.

Die Abreise der Verbrecher war mit Eile betrieben worden, und da Katharina im Gefängnisse ankam, waren die Gefangenen nicht mehr daselbst. Ihre Jugend und ihr Unglück gewannen die Theilnahme des Kerkermeisters und er führte sie in eine Taverne am Hafen, wo die Verurtheilten im Hofe noch beisammen saßen. Mit Schaudern sah sie ein Dutzend Menschen, deren wilde Blicke, armselige Kleider und zurückstoßende Gesichtszüge sie mit Schrecken erfüllten. In der Mitte derselben befanden sich, auch das Kleid des Verbrechens tragend, ihr Gatte William und dessen Vater, der alte Morgan, an einander gekettet, wie die Übrigen. Sie konnte ihre Thränen nicht zurückhalten, indem sie auf diesem geliebten Haupte vergebens die schwarzen Locken suchte, welche ihr einst so gefielen. Sie konnte nicht sprechen. Auch der alte Morgan sah düster und stumm vor sich hin. William aber brach das Schweigen und sprach mit rauher Stimme und seltener Kaltblütigkeit: „Hast du dich endlich einmal gewürdigt zu kommen? Ich dächte, das hätte früher geschehen können.“

Statt aller Antwort hielt Katharina ihm ihr Kind mit einem bittenden und schmerzhaften Blicke hin, welcher zu sagen schien: „Ich mache dir keine Vorwürfe, sieh dein Kind, welches ich geboren.“

Katharina's Stellung, ihre schönen in Thränen schwimmenden Augen, ihre stumme Sprache schienen den Mann zu ergreifen; denn er faßte ihre Hand, und eine Weile ihre Finger, einst so rund und rosig, jetzt abgemagert, betrachtend, umarmte er sein Weib herzlich. Katharina hielt ihm das Kind vor und sprach: „Ach William, küsse auch dein Kind, und gib ihm deinen Segen!“

William umarmte seinen Sohn mit der einen freien Hand. Die Natur siegte in ihm, und sein Herz fühlte Vaterfreude. Bald aber fiel er wieder in seinen alten starren Gleichmuth zurück, und fürchtend, seine Kameraden möchten über seine Schwäche lachen, entfernte er sich kalt von Katharinen.

Ein Offizier trat in die Taverne und befahl den Gefangenen ihm zu folgen, und bevor noch Katharina das feuchte Sacktuch von ihren Augen genommen, waren ihr Gatte und der alte Morgan schon die Ersten hinausgegangen und verschwunden. Das Schiff stach in die See, und Katharina kehrte mit ihrem Kinde und ihrem alten Vater, betrübt bis in den Tod, nach Hause zurück.

Sie konnte ferner ein Haus nicht mehr bewohnen, welches früher der Tempel ihres Glückes war, sie verließ es also und zog zu ihrem Vater. Das Haus wurde verkauft, allein die Gläubiger ihres Mannes hatten so viel Mitleid mit

ihr, daß sie das dafür gelöste Geld nicht mehr in Anspruch nahmen, sondern ihr überließen.

Im Schoße ihrer Familie überließ sich Katharina nun ganz ihren Mutterpflichten, besorgte nebst der Erziehung ihres eigenen Sohnes auch jene zweier Kinder ihrer Nachbarin, wodurch sie in den Stand gesetzt wurde, ihr Hauswesen selbst bestreiten zu können, und nach und nach gaben die herrliche Lage des Thales Tintern und die häusliche Zufriedenheit ihrer Seele jene Ruhe wieder, deren sie so sehr bedurfte.

So verlebte der kleine Edmund Morgan seine Jugendjahre und schon als zarter Knabe war es eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, in den einsamsten Hainen und Wäldern herumzuirren, düstere und verlassene Thäler zu durchstreifen, gefährliche, schroffe Klippen zu ersteigen, indem er eine unbeschreibliche Wollust bei der Betrachtung der Naturschönheiten empfand, und die Idee von einem höchsten Wesen in der Vollkommenheit der Werke desselben nicht vergebens suchte.

Edmund Morgan hatte sein dreizehntes Jahr erreicht, und sein alter Großvater, der nun seine Erziehung über sich genommen und ihm Herz und Charakter gebildet hatte, liebte ihn außerordentlich. Edmund begriff alles mit außerordentlicher Leichtigkeit. Loyd hätte freilich gewünscht, ihm die glänzendste Erziehung geben und ihm viele Meister halten zu können, allein sein Einkommen, auf das Nothwendigste beschränkt, erlaubte ihm nicht, diesen Wunsch zu erfüllen, als der Zufall ihm die Bekanntschaft eines rei-

chen Mannes in der Nachbarschaft verschaffte, der bald sein wärmster Freund wurde, und Edmunden fast eben so sehr liebte, als er selbst. Dieser trug dann dazu bei, daß Edmund's Wunsch, sich den theologischen Studien zu widmen, und die ehrenvolle Laufbahn seines Großvaters zu betreten, in Erfüllung gehen konnte.

Die Mutter war tief ergriffen, als sie sich von dem geliebten Sohne, der, unterstützt von dem reichen Manne, nach der Universität ziehen mußte, trennen sollte, allein sie weinte nur in der Stille, denn es handelte sich um ihres Sohnes Glück, für welches sie täglich inbrünstig zu Gott betete. Noch etwas lag der guten Katharina schwer auf dem Herzen. Es war das Geheimniß, womit sie die Geburt ihres Sohnes zu bedecken genöthigt war; denn sie konnte, sie wollte ihm nicht sagen, daß sein Vater vor der menschlichen Gesellschaft entehrt sei, und die Strafe eines Verbrechers ausstehen müsse. Sie konnte ihm auch gar nicht sagen, ob er noch lebe; denn seit er das Gefängniß zu Monmouth verlassen, hatte sie weder von ihm, noch von dem alten Morgan das Mindeste gehört.

Edmund zählte sechzehn Jahre, als er nach der Universität abging, wo er bis zum einundzwanzigsten blieb. Die schnellen Fortschritte, welche er in den Studien machte, und seine gute Aufführung und sittliches Benehmen gewannen ihm die Liebe aller Professoren und setzten ihn immer tiefer im Herzen seines Großvaters fest, welcher nur immer mit Stolz von ihm sprach, und, zu alt, um seinem Amte gehörig vorstehen zu können, die Pfarre zu Tintern einstweilen einem Geistlichen aus der Nachbarschaft übertragen

hatte, bis sein Enkel im Stande seyn würde, die kirchlichen Funktionen und geistlichen Pflichten zu erfüllen.

Mit dreiundzwanzig Jahren kam Edmund in den Besitz der Pfarre Tintern und des kleinen Hauses, in welchem er erzogen wurde, und welches ihm die süßen Stunden seiner Knabenjahre zurückrief. Der junge Seelenhirte erfüllte mit unermüdlichem Eifer die oft schweren Pflichten seines erhabenen Amtes, und da er alle Tugenden seines allgemein geliebten Großvaters in sich vereinigte, gewann er sich bald alle Herzen. Aber mitten in diesem süßen Kreise der allgemeinen Achtung, im Schooße aller Freuden einer ihm so lieben Zurückgezogenheit, umgeben von den Reizen der Natur, trübte doch etwas sein reines, stilles Leben. Die tiefe Trauer, welche sich manchmal in das Antlitz seiner Mutter prägte, die Leiden, welche ihr Herz zu durchgraben schienen, die Zähren, welche sie oft verborgen vergoß, und welche ein Lächeln eben so wenig zu verbergen vermochte als der herrliche siebenfarbige Bogen den Regen, machten auch Edmund nachdenkend und traurig.

Eines Morgens trat seine Mutter mit ungewohnter Bewegung in sein Zimmer. „Du hast,“ sprach sie mit zitternder Stimme, „gewiß auch von der schrecklichen Begebenheit gehört, welche in Jedermanns Munde ist? Du weißt, daß ein Jäger des Herzogs von Beaufort in einem Streite, den er mit einem Wildschützen, Namens Price, im Walde gehabt hat, von diesem erschossen worden ist?“

„Ja,“ antwortete Edmund, „und wird man des Schändlichen habhaft, so wird er auch gewiß gehangen.“

Man hat ihn bereits eingefangen und in das Gefängniß zu Monmouth gebracht.“

„Das Gesetz Gottes und der Menschen verlangt, daß, wer Blut vergießt, dessen Blut wieder vergossen werde. Dieser Price hat, wenn man dem allgemeinen Gerüchte glauben darf, schon mehre Verbrechen begangen, und sein ganzes Leben hindurch den Weg des Lasters verfolgt. Aber was ist dir, liebe Mutter, du bist so bewegt? Ach, welche geheime Leiden quälen dein reines Herz, die du deinem Sohne nicht mittheilen willst?“

„Du sollst sie wissen, Edmund. Besser, du erhältst den Schlag von der Mutterhand, als von einem Fremden. — Edmund! mein Sohn! wisse, William Price ist — dein Vater.“

„Mein Vater!“ schrie Edmund, und wurde leichenblaß; Katharina schluchzte laut und Beide blieben mehre Minuten in stummer Verzweiflung stehen.

Edmund erfuhr nun von seiner Mutter alles, was meine Leser schon wissen, außerdem aber auch noch, daß der alte Morgan gestorben, und William, da die Zeit seiner Verbannung zu Ende war, nach England zurückgekehrt sei. Man erkannte ihn nicht mehr, denn sechzehnjährige Abwesenheit hatten seine Gestalt verändert. Er war in der Gegend von Tintern herumgeschlichen, und hatte sich Katharinen vor Kurzem gezeigt. Er erkundigte sich um seinen Sohn und sagte ihr, daß es nicht seine Meinung sei, sie in ihrer häuslichen Ruhe durch seine Gegenwart zu stören. „Ich bin arm,“ setzte er hinzu, „aber ihr habt wohl auch keinen Überfluß. Wenn ich eine Guinee nöthig haben werde,

so werde ich mich an dich wenden, und du wirst mir sie nicht versagen, da du meiner so wohlfeilen Kaufes los wirst. Jetzt gib mir nur einige Schillinge, denn ich bin hungrig.“ — Katharina gab ihm, was sie bei sich hatte, und als sie noch eine Frage an ihn richten wollte, hatte er schon das Gehäge am Wege übersprungen, und rief ihr noch drohend zu: „Wage es nicht, Weib, dem armen William Morgan etwas zu versagen, worum er dich bittet, sonst könnte William Price von dir erzwingen, was du Jenem verweigerst.“

Seit dieser Zeit hatte er Katharinen fast täglich mit neuen Forderungen in Verlegenheit gesetzt, und sie selbst bis in's Haus verfolgt, bis er erhielt, was er verlangte. In der ganzen Gegend sprach man von William Price und sein Name war zum allgemeinen Schrecken geworden. Seit dem Morde an dem Jäger wußte auch Alles, daß William Price jener einst berüchtigte William Morgan, der Vater des vortrefflichen jungen Pfarrers, des Abgotts aller seiner Pfarrkinder, sei.

Edmund hatte die Erzählung seiner Mutter, ohne sie zu unterbrechen, angehört, aber er hatte auch nicht eines der Worte verloren, welche in seinem Herzen wie Todesklänge wiederhallten. Endlich sprach er: „Mutter! ich will meinen Vater sehen, ich kann auf dieser Welt, die er bald wird verlassen müssen, nichts mehr für ihn thun, aber er ist noch nicht für jene Welt vorbereitet, welche er bald betreten wird. Dieses Geschäft will ich selbst übernehmen, und, schenkt mir Gott Kraft und Beistand, seine Seele dazu stimmen, vor dem Throne des Ewigen erscheinen zu können.“

Schon am folgenden Morgen begab sich Edmund nach Monmouth und ließ sich zu William Price führen. Er ließ sich als einen vertrauten Freund der Miß Morgan melden, welche ihn sende, um zu sehen, ob seine traurige Lage in etwas zu mildern sei. Man kann sich denken, mit welcher Aufmerksamkeit Edmund den Vater betrachtete, den er zum ersten Mal sah, und wie sehr er litt, als er den, welchem er sein Leben dankte, mit Ketten belastet, auf feuchtem Stroh in einem dunkeln Kerker liegen sah, aus dem er zum Schaffotte gehen sollte. Sein Vater war beiläufig fünfzig Jahre alt. Er war von robuster Körperbildung, seine Haltung drückte die Festigkeit und Kraft seines Geistes aus. Seine Augen blitzten unter dichten Wimpern hervor. Im Gesichte hatte er mehre Wunden, welche ihm der Jäger bei seiner Vertheidigung versetzt hatte.

William antwortete halb lächelnd, er wisse nicht, welche Dienste ihm Miß Morgan leisten wolle und könne, wenn sie anders nicht im Stande sei, zurückzuhalten, was ihm drohe, und vielleicht durch Bestechung des Kerkermeisters ihm zur Flucht behilflich zu seyn. Edmund war erstaunt über diese Sprache, und besonders über jene Kaltblütigkeit, womit sein Vater über sein Verbrechen sprach. Er versprach ihm alles Mögliche zu thun, um seinen Wunsch zu erfüllen, und verließ ihn dann, da er bemerkte, daß er ihm überlästig sei.

Zwei Monate gingen so vorüber, und wöchentlich wenigstens zweimal kam Edmund nach Monmouth, immer als Abgesandter Miß Morgan's, aber immer blieb William hart und verstockt, und des jungen Geistlichen Reden

fanden in seiner Seele keinen Eingang. Endlich verdoppelte Edmund seinen Eifer, er wandte Alles an, was die himmlische Religion Heiliges, und des Menschen Vernunft Überredendes hat, um auf das Herz seines Vaters zu wirken, und es gelang ihm endlich, daß dieser seine Vorstellungen und Ermahnungen ruhiger und aufmerksamer anhörte, wenn er auch kein Zeichen von Reue gab. Wie groß war aber Edmunds Freude, als eines Abends, da er sich eben anschickte, das Gefängniß zu verlassen, William seine Hand faßte, und ihn bittend fragte: „Wann seh' ich Sie wieder, mein Herr?“ — Es war ihm gelungen, in dieser verbrecherischen Seele das Gewissen zu erwecken, es rief nach ihm.

Der Tag, an welchem Williams Urtheil gesprochen werden sollte, erschien. Der Gerichtssaal war gedrängt voll von Menschen. William erschien zur Verwunderung Aller vor seinen Richtern wie ein Mensch, der mit seinem Gott versöhnt ist, und bereit vor ihm zu erscheinen. Das Todesurtheil wurde über ihn gesprochen, er hörte es ruhig an, und sagte: „Mir geschieht nur, wie ich verdient.“

Nach der Verurtheilung wurde William in's Gefängniß zurückgeführt, wo ihn Edmund erwartete. Es blieben nur noch wenige Tage bis zur Vollstreckung desselben, und diese wurden zum Gebete angewendet. Edmunds Herz schlug hörbar. Er wollte einen Kuß auf die väterlichen Lippen drücken, welche rein geworden waren, während dem die Religion jedes Lästerwort von ihnen verscheucht hatte. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß sein Vater dieses Leben verlassen sollte, ohne seinen Sohn gesehen, erkannt

zu haben, und ohne zu wissen, daß er es sei, der ihn auf dem letzten fürchterlichen Gange begleite.

Dieser Tag kam.

Edmund hatte die Nacht über seinem Vater aus der Bibel vorgelesen, und ihm das heilige Abendmal gereicht. Da sprach William: „Mein Freund! mein Wohlthäter! ich hätte wohl noch einen Wunsch im Leben, den ich bisher nicht habe laut werden lassen, der aber in mir um so heftiger wird, je näher meine letzte Stunde heranrückt. Ich möchte mein Weib noch einmal sehen, um sie zu bitten, mir den vielen Kummer zu verzeihen, den ich ihr im Leben verursacht habe.

„Meine Mutter," schrie Edmund, der sich nicht mehr enthalten konnte, „liegt in diesem Augenblicke auf ihren Knien und vereinigt ihre Gebete für dich mit den unsrigen, — und dein Sohn, mein Vater, liegt hier zu deinen Füßen."

William konnte kaum athmen, das Pochen seines Herzens wollte ihm die Brust zersprengen, er konnte kein Wort hervorbringen, und nur ein Thränenstrom, schoß aus seinen Augen.

Edmund umfaßte seine Knie. William hob ihn auf und schloß ihn in seine Arme, betrachtete ihn, und weinte und lächelte, sank endlich selbst auf seine Knie und dankte Gott für diesen Augenblick. In einigen Minuten hatte er sich so weit erholt, daß er ruhig Edmunds Lebensgeschichte anhören konnte.

Als der junge Priester dieselbe geendet hatte, fingen eben die Schatten der Nacht sich zu zerstreuen an, der Tag graute, und William wurde dadurch mit Schrecken er-

innert, daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe und dann seinen braven Sohn auf immer verlassen müsse. Er bat Edmund, ihn nicht zu verlassen und ihn zum Schaffotte zu begleiten. Edmund versprach es.

Die Stunde schlug, William war bereit. Edmund ging an der Seite seines Vaters. Indem sie durch einen Hof gingen, der an den Exekutionsplatz stieß, hielt William an.

„Mein Sohn," sprach er, „an diesem Platze war es, wo ich dich als Kind zum ersten Male sah. Deine Mutter trug dich auf den Armen und hielt dich mir hin mit der Bitte, ich möchte dich küssen."

„Dies war der erste Kuß, den du von mir erhieltst, empfange nun meinen letzten, und wenn ich hoffen darf, daß Gott einem Sterbenden gnädig einen Wunsch gewährt, so wird er dir deine letzte Stunde versüßen und leicht machen, wie du mir die meinige in diesem Augenblicke." — Als er diese Worte gesprochen hatte, drückte er Edmund an seine Brust und küßte ihn lange innig.

Dann ging er schnellen Schrittes zum Schaffotte und hatte bald dem Gesetze Genüge geleistet.

Das blaue Sacktuch.

Eine rührende Geschichte.

Zu Ende des Monats Oktober im Jahre 18** ging ich zu Fuß von Orleans nach dem Schlosse Bardy. Vor mir auf derselben Straße marschirte ein Regiment deutscher Truppen. Ich ging schneller, um die Militärmusik zu hören, welche ich so sehr liebe; aber die Musik schwieg, und nur der Trommelschlag des Tambours bezeichnete immer entfernter den einförmigen Schritt der Soldaten.

Nach einer halben Stunde des Marsches sah ich das Regiment sich auf eine Ebene, von einem Tannenwäldchen umgeben, seitwärts ziehen. Ich fragte einen Capitän, den ich kannte, ob sie dort exerzieren würden? „Nein," antwortete er mir, „man wird dort Standrecht halten und wahrscheinlicherweise einen Soldaten von meiner Compagnie füsiliren, weil er den Bauer, bei welchem er wohnte, bestohlen hat. Wenn Sie übrigens neugierig sind," fügte der Capitän hinzu, „so will ich Ihnen einen Platz verschaffen, daß Sie Alles hören und sehen können. Es wird nicht lange dauern." Derlei Spektakel hatten immer etwas sehr Anziehendes für mich, ich folgte dem Capitän.

Das Regiment hatte eine Quarré formirt. Hinter demselben, nahe am Wäldchen, gruben zwei Soldaten eine

Grube. In der Mitte des Quarrés saßen acht Militärs auf Trommeln. Der neunte, etwas weiter vorne zur Rechten sitzend, schrieb etwas auf seinen Knien mit Bleistift. Man rief den Angeklagten vor. Er war ein Jüngling von edler, erhabener Gestalt, schönem Antlitze und sanften Augen. Mit ihm trat auch ein Weib vor, der einzige Zeuge bei diesem Prozesse.

Als der Oberst eine Frage an dieses Weib richten wollte, sagte der Soldat: „Es ist überflüssig, daß Sie fragen, Herr Oberst, ich will Alles selbst gestehen; ich habe bei dieser Frau ein Sacktuch gestohlen."

Der Oberst. Ihr Pitter? Das thut mir wehe. Ihr waret immer als einer der Bravsten im ganzen Regiment bekannt und geachtet.

Pitter. Das freut mich, Herr Oberst, ich habe auch immer getrachtet, meine Schuldigkeit zu thun und meine Vorgesetzten zufrieden zu stellen. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, ich habe das Tuch auch nicht für mich genommen, sondern für Marien.

Oberst. Wer ist diese Marie?

Pitter. Ach, Herr Oberst, ein Engelskind, schön und gut, zu Hause bei mir im Dorfe Erlstetten in dem kleinen Häuschen am Bache, wo der große Kirschenbaum steht. — Ach, lieber Gott! Ich werde sie also nicht wiedersehen!

Oberst. Erklärt Euch deutlicher, Pitter, ich versteh Euch nicht.

Pitter. Nun wohl, mein Herr Oberst, so lesen Sie diesen Brief.

Und er gab ihm einen Brief, welchen der Oberst laut vorlas, und dessen Inhalt meinem Gedächtnisse ewig eingeprägt bleiben wird.

„Mein lieber Joseph!

Ich benutze die Gelegenheit, Dir durch den Rekruten Arnold, der zu Deinem Regimente abmarschirt, diese Zeilen zu schicken, von denen ich hoffe, daß sie Dich bei guter Gesundheit antreffen werden, und einen Beutel, den ich für Dich gemacht habe. Ich habe immer bei Nacht heimlich daran arbeiten müssen, damit es der Vater nicht sieht. Er zankt mich immer aus, daß ich Dich so lieb habe und sagt, Du kämest gewiß nicht mehr zurück. Nicht wahr, Joseph! Du kommst wieder, ach, und wenn's auch nicht wäre, ich würde Dich doch bis zu meinem letzten Athemzuge lieb haben. Ich habe mich Dir verlobt an dem Abende, wo Du mir mein blaues Sacktuch beim Tanze aufhobst und brachtest. Was mir sehr viel Freude macht, ist, daß ich höre, daß Dich alle im Regimente lieben und schätzen. Du hast nun noch zwei Jahre zu dienen. Tummle Dich damit, lieber Joseph, denn dann werden wir ein Paar.

Deine bis in den Tod getreue

Marie."

„N. S. Schicke mir doch auch etwas aus dem Franzosenlande, nicht darum, damit ich etwas habe, was mich an Dich erinnert, sondern damit ich etwas von Dir bei mir tragen kann. Küsse das, was Du mir schickst und ich bin gewiß, ich werde das Plätzchen gleich finden, wo Du hingeküßt hast."

Als der Oberst diesen Brief gelesen hatte, nahm Pitter das Wort: „Arnold," sprach er, „brachte mir diesen

Brief gestern Abend, als ich mein Einquartierungsbillet bekam. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen, ich dachte an meine Heimat und an Marien. Sie bat mich um etwas aus dem fremden Lande. Ich habe kein Geld; denn ich habe meine Gage schon drei Monate voraus verpfändet, um meinem Vetter, der seine Capitulationszeit ausgedient hat, und vor einigen Tagen heimgegangen ist, etwas mit auf die Reise zu geben. Diesen Morgen, als ich aufstand, öffnete ich das Fenster. Ein blaues Sacktuch hing vor mir auf einem Stricke, es glich ganz jenem Marien's, hatte dieselbe Farbe und dieselben weißen Blumen. Ich hatte die Schwachheit, es zu nehmen und in meinen Tornister zu stecken. Ich ging fort, der Diebstahl fing mich aber an zu reuen, und ich wollte eben zurückgehen, um das Tuch wieder hinzuhängen, wo ich es genommen, allein die Frau hatte indessen Lärm gemacht, ich wurde visitirt und man fand das Tuch bei mir. Das ist die reine Wahrheit. Ich habe gefehlt, die Ordre ist strenge; wer auch nur das Mindeste bei seinem Hauswirthe entfremdet, wird erschossen! so heißt sie. Ich muß sterben! Cameraden, erschießt mich, aber verachtet mich nicht!"

Die Richter konnten ihre Bewegung nicht verbergen, über manche bärtige Wange rollten Thränen. Indessen als es zur Abstimmung kam, lautete sie einstimmig auf Tod. Dem Gesetze mußte Genüge geleistet werden. Pitter hörte das Urtheil kaltblütig an, näherte sich dann seinem Capitän und bat ihn, ihm vier Franken zu schenken. Der Capitän gab sie ihm. Ich sah dann, wie er zu der Frau trat, welcher man ihr blaues Sacktuch zurückgegeben hatte und hörte diese Worte: „Liebe Frau, hier sind vier Franken, gebt mir da-

für das blaue Sacktuch, ich bitte Euch sehr, und wenn's auch mehr werth seyn sollte, so schenkt mir das Übrige, und denkt, ich bezahle es mit meinem Leben ja theuer genug.“ Er nahm dann das Sacktuch, küßte es und gab es mit folgenden Worten seinem Capitäne: „Herr Capitän, wenn Einer meiner Cameraden nach meiner Heimat zurückkehrt, so bitte ich, geben Sie ihm das blaue Sacktuch mit, damit er es meiner Marie in Erlstetten bringe. Er soll ihr aber nicht sagen, wie ich es bekommen habe.“ Hierauf kniete er nieder, betete und trat dann mit festem Schritt in den Kreis.

Ich ging fort und begab mich in das Wäldchen, um nicht das Ende dieses traurigen Schauspiels zu sehen. Einige Schüsse verkündeten mir bald, daß alles vorüber war.

Ich kam zwei Stunden nachher wieder denselben Weg zurück. Das Regiment hatte sich entfernt, aber ein frischer Hügel zeigte mir den Ort, wo der Jüngling schlief. Ich brach einen Tannenzweig ab, machte ein Kreuz und steckte es auf das Grab des armen Pitter, der jetzt von der ganzen Welt vergessen ist, ausgenommen von mir und — vielleicht — von Marien.

Inhalt.

Seite

Der große Rittmeister und das kleine Minchen. (Erzählung aus dem Leben.) 5

Der Sargmacher. (Nachtstück aus dem Englischen.) . . 28

Oberst Graf Chabert. (Militärische Novelle.) 59

Der Dichter. (Traum eines griechischen Philosophen.) . 115

Acht vernünftige Tage. (Anekdote aus dem Leben eines Künstlers.) 129

Der Grundsatz. (Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde.) 146

Die drei Riesen. (Allegorisches Mährchen.) 157

Die rothe Rose. (Gräuelgeschichte aus dem Vendeer-Kriege.) 173

Die schöne Jüdin von Willeika. (Novelle.) 221

Fra Diavolo. (Eine Räubergeschichte.) 243 282

Der erste und letzte Kuß. (Eine wahre Begebenheit.) . 303

Das blaue Sacktuch. (Eine rührende Geschichte.) . . . 314

Caroline Pichler's letztes Werk!

In dem Nachlaß der Frau Caroline Pichler hat sich folgendes Werk vorgefunden, das nunmehr im Druck vollendet und so eben in unserm Verlage erschienen ist:

Denkwürdigkeiten

aus meinem Leben.

Von

Caroline Pichler,

geb. von Greiner.

Vier Bändchen

in gr. 12. Druckvelin. In Umschlag br. Preis 5 fl. C. M.

A. Pichler's sel. Witwe

Verlagsbuchhandlung

in Wien, Stadt, Plankengasse Nr. 1061.

Castelli, J. F.

Ausgewählte Werke Sämmtliche Werke

Bd.: 5

Wien 1848

P.o.germ. 225 e-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106678-4